This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

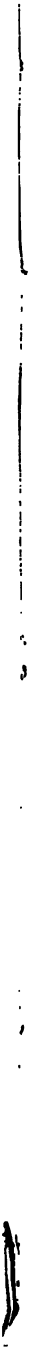
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

6000822892



Gesta Romanorum,

das älteste

Mährchen- und Legendenbuch

des

christlichen Mittelalters,

zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erste Hälfte,

die ersten 140 Geschichten enthaltend.

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1842.

In der **Arnoldi**schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gräße, Dr. J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Erster Band. Auch unter dem besonderen Titel: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Aegypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer vom Anfange der literärischen Cultur bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Erste Abtheilung. gr. 8. 1837. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: Einleitung. I. Periode bis auf Moses. Erfindung der Sprache und Schrift und Literatur derselben. II. Periode: Von Moses bis 426 v. Chr. Geb. 1. Abschnitt von Moses bis auf Alexander den Großen. Charakteristik der Nationen, die bereits eine Literatur haben, der Assyrer, Phönicier, Aegypter, Hebräer, Inder, Perser, Chinesen und Griechen. Poesie der Griechen, Hebräer, Aegypter, Perser, Inder, Chinesen. Theologie der Griechen, Hebräer, Assyrer, Phönicier, Aegypter, der Perser und des Zoroaster, der Chinesen mit ihrer Literatur, der Inder und Literatur der heiligen Bücher derselben. Aelteste Geschichtsdenkmäler. Literatur der Geschichte der Babylonier, Phönicier, Aegypter, Juden, Perser, Chinesen und der Griechen. Literatur der Geographie. Literatur der alten Philosophie. Beredtsamkeit und Epistolographie. Mathematik der Assyrer, Phönicier, Aegypter, Perser, Hebräer, Chinesen, Inder und Griechen. Naturwissenschaften. Medicin. Sprachwissenschaften. Rechtswissenschaft. Zusätze.

— — dessen ersten Bandes zweite Abtheilung. gr. 8. 1838. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt: II. Periode. 2. Abschnitt von 336 bis 29 v. Chr. Geb. Charakteristik der Hebräer, Griechen, Aegypter, Orientalen und Römer während dieser Zeit. Philologie der Griechen und Römer. Geschichte der Griechen und Römer. Chronologie. Geographie. Biographie. Mythographie. Literaturgeschichte. Dichtkunst der Hebräer, Inder, Griechen und Römer. Theologie der Hebräer. Ihre Secten und die Alexandrinische Bibelübersetzung. Theologie der Griechen. Philosophie der Hebräer, Griechen und Römer. Mathematik der Griechen und Römer. Beredtsamkeit der Griechen und Römer. Epistolographie. Rechtswissenschaft. Medicin der Griechen und Römer. Naturgeschichte. II. Periode. 3. Abschnitt von 30 v. Chr. bis 476 n. Chr. Charakteristik der Griechen, Aegypter, Syrer, Armenier, Chinesen, Hebräer, Perser, Römer, Celten, Deutschen und Inder während dieser Periode. Philologie der Griechen, Römer, Deutschen, Inder und Juden. Dichtkunst und Romane der Griechen und Römer. Christliche Dichter in griechischer und lateinischer Sprache. Runen. Celtische, germanische, jüdische, indische, armenische und syrische Poesie. Theologie. Uebersetzungen und Paraphrasen des alten Testaments. Kabbala, Mischna und Masora. Christliche Kirchengeschichte in lateinischer und griechischer Sprache. Christliche Religion und das neue Testament. Apokryphen. Patristik. Patres apostolici. Schriften der Feinde der christlichen Religion. Apologetik bei den Griechen, Römern, Syrern und Armeniern. Schriften gegen Ketzer. Dogmatiker bei den

Gesta Romanorum,

das älteſte

Mährchen- und Legendenbuch

des

chriſtlichen Mittelalters

zum erſten Male vollſtändig aus dem Lateiniſchen in's Deutſche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfaſſer und die bisherigen Ausgaben und Ueberſetzungen deſſelben verſehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erſte Hälfte.

Die erſten 140 Geſchichten enthaltend.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1842.

275. n. 26.

Druck von Ernst Blochmann in Dresden.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

D. Friedrich Albert v. Langenn,

Königl. Sächs. Geheimen Rathe und Ritter des Sächsischen Civilverdienst-Ordens, sowie Comthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens ꝛc. ꝛc. ꝛc.

seinem hochverehrten Gönner

in größter Verehrung und Ergebenheit

hochachtungsvoll

gewidmet.

Vorwort.

Wenn der Endesunterzeichnete dieſe ſeine Ueberſetzung des älteſten chriſtlichen Mährchen- und Legendenbuches der gelehrten Welt hiermit überreicht, ſo kann er nicht umhin vorher wenigſtens mit einigen Worten anzudeuten, wie er dazu kommt ein ſo altes und Manchem vielleicht kaum dem Namen nach bekanntes Buch durch eine Ueberſetzung wieder in die moderne Literatur einzuführen. Seine Freunde haben bereits durch den neulich erſchienenen Supplementband ſeiner Allgemeinen Literaturgeſchichte, der ſich die Entwickelung der großen Sagenkreiſe des Mittelalters zur Aufgabe geſtellt hat, vielleicht auch durch einige ſeiner kritiſchen Arbeiten in gelehrten Zeitſchriften wahrgenommen, daß der Endesunterſchriebene das Gebiet der romantiſchen Sage fleißig durchforſcht und mit beſonderer Vorliebe behandelt hat; es kann ihnen darum nicht auffallen, wenn gerade das vorliegende Buch, die Quelle der meiſten romantiſchen Mythen des Mittelalters, ſeine Aufmerkſamkeit erregte und ihn durch ſeine kindlich fromme Naivität und originelle Compoſition täglich mehr anzog. So kam es denn, daß der Verfaſſer dieſen ſeinen Liebling auch Andern zugänglich machen wollte und auf den Gedanken kam, der außerordentlichen Seltenheit der Ausgaben dieſes Buches wegen einen neuen Abdruck des Originals nach unverglichenen Handſchriften zu veranſtalten und die Quellen und Bearbeitungen der einzelnen Geſchichten voll-

ſtändig dabei anzugeben. Lange ſchon hatte er hierzu geſammelt und nicht geringes Material zuſammengebracht, auch bereits Anſtalt gemacht ſeine neue Textrecenſion dem Druck zu übergeben, als er las, daß Herr Profeſſor Keller in Begriff ſey bei Cotta in Stuttgart gleichfalls eine ſolche erſcheinen zu laſſen. Ob ihm nun gleich der alte Spruch wohl erinnerlich war, welcher ſagt: **quum duo faciunt idem, tum idem non est idem**, ſo meinte er doch, daß ein doppelter Abdruck kaum nothwendig ſeyn werde, da Herr Keller durch ſeine Ausgabe der ſieben weiſen Meiſter in dem altfranzöſiſchen Gedichte und viele andere Arbeiten hinlänglich documentirt hat, daß er in jeder Hinſicht, wenn irgend ein Anderer, fähig iſt eine ſolche, critiſch und bibliographiſch vollſtändige herzuſtellen, und gerieth alſo auf den Gedanken, um nicht alle ſeine jahrelangen Vorſtudien ganz vergebens gemacht zu haben, dabei aber, wie ſich aus dem Folgenden ergeben wird, ein neben Herrn Kellers Ausgabe ganz für ſich beſtehendes und mit dieſem durchaus nichts gemeinhabendes Werk zu Stande zu bringen, eine möglichſt getreue Ueberſetzung dieſes Buches zu veranſtalten, welche nicht blos alle Erzählungen der alten lateiniſchen Drucke, als auch der engliſchen, lateiniſch noch ungedruckten Redaction enthielte. Vorher hatte ihn noch ſein gelehrter Freund, Herr Prof. Jacob Grimm, eine altdeutſche Handſchrift von 63 Geſchichten der Geſta mitgetheilt, welche nicht allein, wie ſich unten ergeben wird, weſentlich von dem lateiniſchen Originaltext, ſondern auch von der durch Herrn Keller gleichfalls aus einer Münchner Handſchrift herausgegebenen altdeutſchen Uebertragung der Geſta abweicht, außerdem auch mehreres Neue enthält, weshalb der Endesgenannte es nicht für unnütz hielt, das, was bisher noch unbekannt war, gleichfalls aus dieſer Handſchrift mit in vorliegende Ueberſetzung aufzunehmen und als Anhang derſelben beizugeben, damit auf dieſe Weiſe eine möglichſt vollkommene

Collection aller unter diesem Titel vorhandenen Erzählungen und Mährchen zusammenkäme. Endlich konnte er sich auch nicht enthalten in einer beigefügten Abhandlung seine Entdeckungen und Meinung über den wirklichen Verfasser dieses Buches anzuhängen, sowie seine bibliographischen Notizen über Ausgaben ꝛc. beizufügen, welches vielleicht Manchem nicht ganz unwillkommen seyn dürfte; in den Anmerkungen dagegen hat er nur die nothwendigsten Notizen zu geben für gut befunden, weil hier sicherlich eine Collision mit dem Keller'schen Werke zu fürchten gewesen wäre, welches gewiß in Bezug auf die Darlegung der Quellen und Verbreitung der einzelnen Sagen sich durch nicht geringere Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnen wird, als es bei dessen Ausgabe des **Roman des VII Sages** und seinem Kaiser Diocletianus von dem Büheler hierbei der Fall gewesen ist. Was endlich den Werth oder Unwerth des Buches selbst angeht, ob es verdient nach so langer Zeit wieder aus seinem Schlafe erweckt zu werden, darüber mögen Andere entscheiden: schwerlich aber dürfte es Jemanden geben, den nicht wenigstens einige dieser einfachen, schmucklosen Erzählungen angenehm berühren sollten und der sich nicht, wenn er sie liest, in das kindliche, treuherzige Wesen der alten guten Zeit versetzt fühlte, der man natürlich manche Verstöße gegen das, was man in unserer Zeit feine Sitte nennt, zu Gute halten muß. Gewiß muß aber Jeder zugeben, daß durchgängig ein gesunder Sinn und eine reine Moral aus allen diesen Erzählungen hervorblickt, so daß also die Freiheit, welche ich mir genommen habe, die Moralisationen wegzulassen, wohl Entschuldigung finden wird. Daß endlich in diesen Erzählungen die schönsten, größtentheils noch nie benutzten Stoffe für größere Novellen liegen, brauche ich wohl nur anzudeuten, da sich jeder Leser selbst genügend davon überzeugen kann. Ich habe daher nur noch hinzuzufügen, daß ich

alles Mögliche gethan habe, um in der Ueberſetzung ſo gut als ich konnte, den einfachen, ſchmuckloſen Ton des Originals wieder zu geben, es aber natürlicher Weiſe Kennern überlaſſen muß zu beurtheilen, ob mir dieſer Verſuch geglückt iſt oder nicht. Endlich muß ich noch der Bereitwilligkeit und Gefälligkeit meines Herrn Verlegers hiermit die verdiente Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da dieſer trotz der anſcheinenden Colliſion des vorliegenden Buches mit der Kellerſchen Ausgabe keine Koſten geſcheut hat, dieſe Ueberſetzung ſo gut als möglich auszuſtatten, wofür ich ihm hiermit öffentlich meinen Dank ſage.

Dresden den 1. Auguſt 1842.

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Erſtes Capitel.

Von der Liebe.

Es gab einen ſehr reichen und mächtigen König Pompejus, der eine einzige und ſehr ſchöne Tochter hatte, welche er auf das Zärtlichſte liebte. Er beſtimmte daher für ihre Bewachung fünf Soldaten, welche ſie vor jeder Gefahr unter ſchwerer Strafe hüten ſollten. Dieſe aber bewachten ſie gewaffnet Tag und Nacht und ſtellten vor dem Eingange ihres Gemaches eine brennende Lampe auf, damit Niemand des Nachts, während ſie ſchliefen oder ohne daß ſie es wiſſen könnten, zu ihr gelangen möchte, hatten auch ein Hündlein, einen tüchtigen Beller, durch deſſen Lärm ſie aufgeweckt werden wollten. Das Mägdlein aber war ſehr zärtlich erzogen worden und ſehnte ſich gar ſehr, die Wunderwerke der Welt zu erblicken. Als ſie nun einmal hinaus ins Freie geblickt hatte, da kam ein gewiſſer Herzog, der, als er kaum ſeine unkeuſchen Augen auf ſie geworfen hatte, von Liebe zu ihr ergriffen wurde, denn ſie war zu ſchön und allen Augen angenehm und die einzige Tochter des Kaiſers, welche nach dem Tode

ihres Vaters durch das Erbrecht das Reich bekommen mußte. Darum versprach dieser Herzog ihr Vieles, damit er ihre Einwilligung erhielte, und sie auf seine Versprechungen hoffend, ertheilte sie auch, tödtete sogleich das kleine Hündlein, löschte die Lampe aus und folgte bei Nacht ihrem Herzog. Früh morgens nun entstand die Frage, was aus ihr geworden sei. Es war aber damals im Palaste des Königs ein tapferer Kämpe, der stets für die Gerechtsame des Reiches stritt. Als der gehört hatte, wie die Tochter den Vater mit dem Rücken angesehn hatte, eilte er ihr behenden Laufes nach. Als ihn nun jener Herzog bewaffnet auf sich loskommen sah, ließ er sich mit ihm in einen Zweikampf ein, allein der Ritter siegte, hieb ihm das Haupt ab und führte das Mädchen in den Palast zurück. Da erblickte sie aber in langer Zeit nicht das Antlitz ihres Vaters, sondern stieß unaufhörlich Seufzer und Wehklagen aus. Dieses hörte ein weiser Mann im Rathe des Kaisers, der immer als Vermittler zwischen dem Kaiser und Andern gesetzt war, und ließ sich von ihrer Frömmigkeit rühren, worauf sie durch ihn mit dem Vater ausgesöhnt und mit einem sehr vornehmen Manne verlobt wurde. Darnach erhielt sie von ihrem Vater verschiedene Geschenke, zuerst ein Kleid, das ihr bis zu den Füßen reichte, vom feinsten Gewebe und auf allen Stellen gestickt war und folgende Worte enthielt: Ich habe Dir nachgelassen, füge nicht mehr hinzu. Von einem König erhielt sie einen goldnen Kranz, auf dem die Worte eingegraben waren: von mir kommt Deine Würde. Von jenem Kämpen bekam sie einen Ring mit der Inschrift: ich

habe Dich geliebt, lerne Du auch zu lieben. Von dem weisen Vermittler empfing sie einen andern Ring, auf dem Folgendes stand: was habe ich gethan, wie viel, warum? Von dem Königssohne bekam sie auch einen Ring, auf dem geschrieben stand: Du bist edel, mögest Du Deinen Adel nicht verachten. Von ihrem eigenen Bruder erhielt sie einen andern Ring, auf welchem geschrieben war: Komm her zu mir, fürchte Dich nicht, ich bin Dein Bruder. Von ihrem Bräutigam erhielt sie ein goldenes Petschaft, durch welches ihr das Erbe desselben versichert wurde. Auf diesem lautete aber die Inschrift so: Nun bist Du mit mir verbunden, wolle nicht mehr auf Irrwegen wandeln. Als das Mägdlein diese Gaben empfangen hatte, bewahrte sie dieselben ihr Lebenlang: sie wurde von Allen geliebt und endete ihre Tage in Frieden.

Zweites Capitel.

Vom Mitleiden.

Es gab einen König Titus, der unter Todesstrafe das Gesetz feststellte, es sollten die Söhne ihre Eltern ernähren. Es begab sich aber der Fall, daß zwei Brüder von einem Vater erzeugt worden waren. Einer von ihnen hatte einen Sohn und dieser sah seinen Onkel in Dürftigkeit: sogleich ernährte er ihn nach dem Gesetze gegen den Willen seines eigenen Vaters und darum verbannte ihn derselbe aus seiner Gesellschaft. Allein trotz dem hörte er nicht auf, seinen armen Onkel zu ernähren und ihm in

Allem ſeine Nothdurft zu verſchaffen. Nach dieſem wurde ſein Onkel reich und ſein Vater fing an, Mangel zu leiden. Als dieſes aber der Sohn ſah, ernährte er ſeinen Vater trotz dem Verbote des Onkels. Darum wurde er aus der Gemeinſchaft des Onkels geſtoßen, indem dieſer zu ihm ſprach: Mein Theuerſter, es iſt Dir bekannt, daß ich einmal arm war, und Du mir wider Deines Vaters Willen in Allem das Nothwendige verſchafft haſt. Und darum habe ich Dich zu meinem Sohne und Erben genommen. Ein undankbarer Sohn erhält aber keine Erbſchaft, ſondern ein Adoptivſohn. So biſt Du nun undankbar geweſen, da Du gegen mein Gebot Deinen Vater ernährt haſt, alſo wirſt Du mein Erbe nicht erhalten. Da antwortete der Sohn ſeinem Onkel: Niemand ſoll für das beſtraft werden, was das Geſetz beſtimmt und befiehlt. Nun aber treibt ein natürliches und geſchriebenes Geſetz den Sohn, ſeinen Eltern in der Noth zu Hülfe zu kommen und dieſelben am Meiſten zu ehren. Darum werde ich mit Recht nicht von der Erbſchaft ausgeſchloſſen werden dürfen.

Drittes Capitel.

Das gerechte Urtheil.

Es herrſchte einmal ein gewiſſer Kaiſer, der das Geſetz gab, daß, wenn eine Frau ihrem Mann untreu geworden wäre, ſie ohne Mitleid von einem hohen Berge herabgeſtürzt werden ſollte. Nun begab es ſich aber, daß eine Frau ihrem Gatten die Treue gebrochen hatte und

nach dem Geſetze von einem hohen Berge hinabgeſtürzt worden war, allein ſie gleitete ſo ſanft den Abhang hinab, daß ſie durchaus nicht beſchädigt wurde. Sie wurde alſo vor Gericht geführt und der Richter, welcher ſah, daß ſie nicht geſtorben war, gab den Befehl, daß ſie noch einmal hinabgeworfen werden und ſterben ſolle. Da ſprach aber dieſes Weib: Herr, wenn Ihr ſo thut, handelt Ihr gegen das Geſetz: dieſes will, daß Niemand für ein Vergehen zweimal beſtraft werden ſoll. Ich, die ich einmal die Treue verletzt hatte, bin einmal dafür vom Berge hinabgeſtürzt worden und Gott hat mich auf wunderbare Weiſe gerettet. Darum darf ich nicht noch einmal hinabgeſtürzt werden. Da ſagte der Richter: Du haſt ganz klug Dich verantwortet: gehe hin in Frieden; und ſo wurde das Weib gerettet.

Viertes Capitel.

Von der Gerechtigkeit der Richter.

Cäſar ſetzte als König das Geſetz ein, daß, wenn Jemand ein Weib entführe und ihr Gewalt anthue, es in der freien Wahl der Frau ſtehen ſolle, ob er ſterben oder ſie ohne Mitgift heirathen ſolle. Nun trug es ſich zu, daß einer zur Nacht zwei Weiber auf einmal raubte: die eine verlangte ſeinen Tod, die andere den Ehebund mit ihm. Der Räuber wurde ergriffen und vor den Richter geführt, auf daß er ſich dem Geſetze gemäß vor beiden Frauenzimmern verantworten ſolle. Die erſte Frau verlangte

dringend dem Gesetze gemäß nach seinem Tode, die zweite schrie, sie wolle ihn zum Manne haben, und sprach also zu dem erstern Weibe: Es ist zwar wahr, daß dieses das Gesetz besagt, daß Du Deine Bitte erfüllt siehst, allein ebenso schreit auch das Gesetz für mich. Allein mein Wunsch ist geringer und mehr der christlichen Liebe angemessen; darum glaube ich, wird der Richter zu meinem Gunsten sein Urtheil sprechen. Beide Frauen klagten nun bei dem Richter und eine Jede verlangte die Wohlthat des Gesetzes. Als nun der Richter beide Theile angehört hatte, erlaubte er der zweiten Frau, daß sie ihn zum Manne nähme, und also geschah es.

Fünftes Capitel.

Von der Treue.

Es herrschte einst ein König, in dessen Reiche ein gewisser Jüngling von Seeräubern gefangen genommen worden war. Dieser schrieb seinem Vater, er solle ihn loskaufen; dieses wollte aber sein Vater nicht, und so schmachtete der Jüngling lange Zeit im Gefängniß. Der aber, welcher ihn gefangen hielt, hatte eine schöne Tochter, die aller Augen gefiel, gezeugt und diese war in seinem Hause auferzogen worden und hatte schon ihr zwanzigstes Lebensjahr erfüllt. Diese besuchte öfters den Gefangenen und tröstete ihn. Der aber war so untröstlich, daß ihn kein Trost aufrichten konnte, sondern stieß ohne Aufhören Seufzer und Klagen aus. Da begab es sich eines Tages, daß

ihn das Mägdlein beſuchte und der Jüngling zu ihr alſo ſprach: O liebes Mädchen, wenn Du doch an meiner Befreiung arbeiten wollteſt. Dieſe aber ſagte: auf welche Weiſe werde ich ſie erlangen können? Dein Vater, welcher Dich erzeugt hat, will Dich nicht loskaufen, ich aber, die ich Dir fremd bin, wie ſollte ich darauf denken? und wenn ich Dich befreite, würde ich mir den Zorn meines Vaters zuziehen, weil er ſo Dein Löſegeld verlieren würde. Indeſſen geſtehe mir eine Sache zu und ich will Dich befreien. Jener aber verſetzte: O gutes Mädchen, verlange von mir, was Dir beliebt, wenn es mir möglich iſt, will ich es Dir verſprechen. Jene aber ſprach: Ich verlange nichts Anderes für Deine Befreiung, als daß Du mich zur paſſenden Stunde zur Frau nimmſt. Der aber ſagte: ich verſpreche Dir dieſes bei meinem Worte. Sogleich befreite das Mädchen ihn aus dem Gefängniſſe und floh mit ihm in ſeine Vaterſtadt. Als er aber zu ſeinem Vater gekommen war, ſprach dieſer zu ihm: O mein Sohn, ich freue mich ſehr über Deine Ankunft, aber ſage mir, was iſt denn das für ein Mädchen, welches Du mitgebracht haſt? Und jener ſprach: es iſt die Tochter des Königs, welche ich zur Frau habe. Da ſagte ſein Vater: bei Strafe des Verluſts Deines Erbe unterſage ich Dir, ſelbige zu heirathen. Jener aber verſetzte: O Vater, was ſagſt Du? An ihr hänge ich mehr als an Dir: denn als ich gefangen und ſchwer gefeſſelt in den Händen meines Feindes war und Dir wegen meiner Loskaufung ſchrieb, da wollteſt Du für mich kein Löſegeld zahlen. Sie aber hat mich nicht blos aus dem Gefängniſſe, ſondern auch

aus der Gefahr des Todes befreit, und darum will ich sie zur Frau nehmen. Der Vater aber sprach: mein Sohn, ich sage Dir, Du kannst ihr nicht trauen und sie folglich auch durchaus nicht heirathen. Sie hat ihren eigenen Vater hintergangen, da sie Dich ohne Wissen desselben aus dem Gefängnisse frei machte. Für diese Deine Befreiung aber hat ihr Vater Vieles verloren, was er für Dein Lösegeld hätte haben können. Also scheint es, als ob Du ihr nicht trauen dürftest und folglich sie auch nicht heirathen. Dann giebt es auch noch einen andern Grund. Daß sie Dich befreit hat, daran war ihre Wollust Schuld, weil sie Dich so zum Manne bekommen konnte. Darum nun, weil ihre böse Lust die Ursache Deiner Befreiung war, scheint es mir, als dürfe sie nicht Deine Frau werden. Als das Mädchen diese Gründe hörte, sprach sie: Auf Deinen ersten Grund antworte ich Dir, daß das nicht wahr ist, was Du sagst, daß ich meinen eigenen Vater hintergangen habe. Der aber wird hintergangen, welcher um ein Gut gebracht wird. Mein Vater aber ist so reich, daß er Niemandes Unterstützung bedarf. Da ich dieses wohl erwogen, habe ich jenen Jüngling aus dem Gefängnisse befreit. Und wenn auch mein Vater für ihn ein Lösegeld empfangen hätte, würde er darum doch nicht reicher geworden seyn und Du wärest dennoch durch diese Loskaufung verarmt. Folglich habe ich bei jener Handlung Dich sicher gestellt, da Du somit kein Lösegeld bezahlt hast, und meinem Vater kein Unrecht zugefügt. Was nun aber Deinen zweiten Grund angeht, daß Du sagst, ich habe dieses aus böser Wollust gethan, so kann dieses

auf keine Weiſe ſo ſeyn, weil eine Leidenſchaft entweder der Schönheit, oder des Reichthums oder Ehrenſtellen oder der Tapferkeit wegen entſteht. Dein Sohn aber beſaß von alle dem nichts, weil ſeine Schönheit durch das Gefängniß vernichtet war; noch war er reich, da er nicht einmal ſoviel hatte, ſich loszukaufen, noch war er tapfer, weil er ſeine Tapferkeit während ſeiner Leiden im Gefängniſſe verloren hatte. Alſo bewegte allein die Frömmigkeit mich, ihn frei zu machen. Als dieſes der Vater hörte, konnte er ſeinen Sohn nicht weiter anklagen. Alſo heirathete ſie der Sohn mit größtem Gepränge und endete ſein Leben in Frieden.

Sechſtes Capitel.

Wie man der Vernunft folgen müſſe.

Es gab einſt einen gewiſſen mächtigen, aber tyranniſch geſinnten Kaiſer, der eine gewiſſe ſehr ſchöne Königstochter ehelichte. Als nun die Verlobung geſchehen war, ſo leiſteten Beide gegenſeitig einen Eid, daß, wenn eins von ihnen eher ſtürbe das andere aus allzugroßer Liebe ſich ſelbſt tödten ſolle. Nun trug es ſich einmal zu, daß dieſer Kaiſer ſich in ferne Erdtheile begab, und daſelbſt lange verweilte. Da er nun ſeine Frau auf die Probe ſtellen wollte, ſo fertigte er einen Boten an ſie ab, der ihr von ſeinem Tode ſagen ſolle. Als dieſes ſeine Frau gehört hatte, ſtürzte ſie ſich des Eides wegen, welchen ſie vorher ihrem Manne geleiſtet hatte, von einem

Berge herab, um ſo des Todes zu ſeyn. Indeſſen ſtarb ſie nicht, ſondern wurde innerhalb weniger Zeit wiederhergeſtellt. Dann wollte ſie ſich zum zweiten Male hinabſtürzen um zu ſterben, des Schwures wegen, den ſie gethan hatte. Als dieß ihr Vater hörte, gebot er ihr, ſie ſolle dem Befehle ihres Mannes und jenem Eide nicht Folge leiſten. Sie aber wollte nicht einwilligen und ſo ſprach der Vater: da Du nicht einwilligen und gehorchen willſt, ſo gehe mir ſchnell aus den Augen. Sie aber ſagte: das will ich nicht und beweiſe Dir das aus folgendem Grunde. Wenn jemand ſich durch einen Eid verpflichtet hat, iſt er gehalten ihn zu erfüllen: ich habe meinem Manne geſchworen, mich aus Liebe zu ihm ſelbſt zu tödten; darum habe ich kein Vergehn begangen, wenn ich meinen Schwur erfüllen will, darf alſo nicht aus Deiner Nähe verbannt werden. So ſoll niemand für dasjenige geſtraft werden, was empfehlenswerth iſt. Da nun Mann und Weib nach Gottes Gebot im Fleiſche Eins ſind, ſo iſt es anzuempfehlen, daß ein Weib aus Liebe zu ihrem Manne ſterbe. Daher gab es einſt in Indien ein Geſetz, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes ſich vor Schmerz und Liebe ſelbſt verbrennen ſolle, oder lebendig mit ihm in einem Grabmale verſchloſſen werde. Und deshalb glaube ich kein Unrecht zu begehen, wenn ich mich ſelbſt aus Liebe zu meinem Manne tödte. Da ſagte ihr Vater: Wenn Du erſtlich ſagſt, daß Du durch einen Eidſchwur verpflichtet biſt ꝛc., ſo gilt eine ſolche Verbindlichkeit nicht, welche zu einem böſen Ende oder dem Tode hinausſieht. Ein Eid ſoll auch der Vernunft gemäß ſeyn und darum iſt der

Deinige so gut als gar keiner. Was aber den andern Grund angeht, daß Du gesagt hast, es sey anzuempfehlen, daß eine Frau für ihren Mann sterbe, so hat auch der keine Kraft. Denn ob sie gleich aus fleischlicher Liebe in ihrem Körper nur Eins sind, so sind sie doch in ihrer Seele zwei Personen, unterscheiden sich also wesentlich von einander. Und darum gilt das, was Du angeführet hast, nichts. Als die Tochter dieses gehört hatte, so konnte sie weiter nichts einwenden, sondern hing den Worten ihres Vaters an, wünschte nicht weiter sich selbst von einem Berge zu stürzen, aber auch nicht länger mit ihrem Manne verbunden zu seyn.

Siebentes Capitel.

Von dem Neide der Bösen gegen die Guten.

Es gab einen König Diocletianus, in dessen Reiche ein gewisser adliger Krieger war, der zwei Söhne hatte, welche er sehr liebte. Der jüngere Sohn nahm wider den Willen des Vaters eine Buhlerin zur Frau, und als dieß der Vater gehört hatte, ward er sehr traurig und verbannte ihn aus seinem Umgange. Als der nun so fortgejagt war, gerieth er in großes Elend. Indessen erzeugte er mit seiner Frau, der Buhlerin, einen schönen Sohn, kam aber in die äußerste Dürftigkeit. Da sandte er einen Boten an seinen Vater, auf daß er Erbarmen mit ihm hätte. Als aber sein Vater von seinem Elende gehört hatte, wurde sein Inneres tief bewegt, er erbarmte sich

ſeiner und ſöhnte ſich mit ihm aus. Der aber empfahl dem verſöhnten Vater den Sohn, welchen er von ſeiner Frau, der Buhlerin, bekommen hatte, und der Vater erzog dieſen wie ſeinen eigenen Sohn. Als dieß der ältere Bruder hörte, ward er unwillig und ſprach zu ſeinem Vater: Du haſt Deinen Verſtand verloren, ich will Dir das durch folgenden Grund beweiſen. Der iſt verrückt, welcher einen Sohn zum Erben annimmt und ernährt, der ihm eine große Beleidigung zugefügt hat. Mein Bruder aber, der jenen Knaben gezeugt hat, hat Dir eine große Beleidigung angethan, da er gegen Dein Gebot eine Buhlerin geheirathet hat. Darum ſcheinſt Du mir wahnſinnig, da Du ſeinen Sohn ernährſt und ihm Verzeihung gewährt haſt. Darauf erwiderte der Vater: Mein Sohn! Dein Bruder iſt von mir wieder zu Gnaden angenommen worden wegen der großen Zerknirſchung, die er gezeigt hat, und um der Bitten Anderer willen. Darum muß ich ſeinen Sohn mehr lieben, denn Dich. Auf dieſe Weiſe haſt Du öfters gegen mich gefehlt, aber Dich nie mit mir ausgeſöhnt und Deine Schuld demüthig erkennen wollen. Nun biſt Du aber auch feindſelig gegen Deinen Bruder, da Du ihn aus meiner Geſellſchaft verbannen möchteſt, da Du doch vielmehr Dich freuen ſollteſt, weil er mit mir wieder ausgeſöhnt iſt. Und weil Du ſo feindſelig biſt, ſollſt Du mein Erbe nicht erhalten und dasjenige, welches Du hätteſt empfangen ſollen, wird Dein Bruder bekommen. Und alſo geſchah es.

Achtes Capitel.

Vom eiteln Ruhme.

Es gab einen König, Namens Leo, der gar großen Gefallen an ſchönen Frauen fand. Darum ließ er in einem gewiſſen Tempel drei Standbilder aufrichten und befahl allen Leuten in ſeinem Reiche, ſie ſollten dieſelben anbeten. Das erſte Bild hielt die Hand gegen das Volk ausgeſtreckt und hatte an einem Finger einen goldenen Ring und auf dem Finger war folgende Inſchrift: an meinem Finger bin ich edel. Die zweite Bildſäule hatte einen goldenen Bart und auf der Stirn ſtand geſchrieben: ich habe einen Bart, ſo jemand kahl iſt, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren. Das dritte Bild hatte einen goldenen Mantel und ein purpurnes Kleid an, und auf der Bruſt deſſelben ſtand mit goldenen Characteren geſchrieben: ich bin der, welcher Niemanden fürchtet. Innerlich waren aber dieſe drei Bildſäulen von Stein, und da ſie nach dem Willen des Kaiſers vollendet waren, gab er ein Geſetz, daß, wer den Ring, Bart oder Mantel ſtehlen würde, zum ſchimpflichſten Tode verurtheilt werden ſollte. Nun begab es ſich aber, daß ein gewiſſer vornehmer Vaſall einſtmals in den Tempel kam und, als er die erſte Bildſäule mit dem ausgeſtreckten Finger ſah, den Ring vom Finger zog. Hierauf trat er zu dem zweiten Bilde und nahm demſelben den Bart weg. Hierauf kam er zu der dritten Bildſäule, trug von dekſelben den Mantel weg und begab ſich aus dem Tempel. Als das Volk die

Bildsäulen geplündert sah, hinterbrachte es die Sache sogleich dem Kaiser. Als aber der Kaiser dieses gehört hatte, wurde er sehr traurig, ließ den Uebertreter seines Gesetzes oder den Vasallen vor sich kommen und klagte ihn wegen des Vergehens an, daß er die Bildsäulen wider sein Geheiß geplündert hätte. Da sprach jener: Herr, ist es mir vergönnt, mich zu verantworten? Dieser aber sagte: Mir ist es ganz recht. Als ich in den Tempel trat, da streckte die erste Bildsäule ihre Hand nach mir aus, indem sie an ihrem Finger einen Ring hatte, gerade als wenn sie sagen wollte: hier nimm diesen Ring. Indessen wollte ich auf das bloße Handausstrecken ihn noch nicht nehmen, bis ich an dem Finger die Aufschrift las: ich bin edel, siehe hier ist ein Ring." Sogleich verstand ich die Inschrift so, daß es ihr Wille wäre, daß ich den Ring in Empfang nähme, und darum nahm ich ihn. Hierauf trat ich zu der zweiten Bildsäule, und da ich sah, daß diese einen goldenen Bart hatte, so dachte ich in meinem Herzen nach und sprach zu mir: Ihr Vater hatte keinen solchen Bart, weil ich ihn oft gesehen hatte, und daß sie höher stehe als ihr Vater, dafür spricht kein Grund; es ist gut und nützlich, ihr den Bart zu nehmen. Indessen wollte ich demohngeachtet den Bart nicht ausziehen, bis ich die Aufschrift las: ich habe einen Bart, darum wenn jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren." Wie Ihr seht, bin ich kahl und darum habe ich den Bart aus zwei Gründen weggenommen. Der eine war, damit sie ihrem Vater ähnlich wäre und nicht allzu stolz auf ihren Bart würde. Der zweite, daß ich vermittelst der Haare derselben meinem

Kahlkopfe zu Hülfe käme. Dann trat ich zu dem dritten Bilde, welches einen goldnen Mantel hatte. Den Mantel aber nahm ich deswegen, weil das Gold im Winter kalt iſt, und da die Bildſäule von Stein, der Stein aber von Natur kalt iſt, ſo würde, wenn ſie einen goldenen Mantel hätte, dieß ſo viel ſeyn, als Kälte zur Kälte fügen, was dem Bilde beſchwerlich fallen müßte. Ebenſo, wenn es im Sommer einen Mantel hätte, würde ihm derſelbe allzuſchwer werden. Noch hätte ich ihn aber darum nicht weggenommen, bis ich die Aufſchrift auf der Stirne des Bildes geleſen hatte: ich bin der, welcher niemanden fürchtet. Als ich einen ſo großen Hochmuth in demſelben erblickte, entfernte ich den Mantel, um es zu demüthigen. Da ſagte der Kaiſer: mein Theuerſter, es war das Geſetz gegeben, es ſolle Keiner die Bildſäulen plündern, es war aber auch im Geſetze verkündigt, es ſolle ſie Keiner wegen irgend einer Urſache berauben, und darum, weil Du Dich in Sachen eingelaſſen haſt, die Dich nichts angingen, ſo fälle ich das Urtheil, daß Du heute an den Galgen gehängt werdeſt. Und alſo geſchah es.

Neuntes Capitel.

Von der angeborenen Bosheit, die ſich durch Sanftmuth bezwingen laſſe.

Es herrſchte einſt der gar kluge König Alexander, der die Tochter eines Königs von Syrien zur Frau nahm, welche ihm einen ſehr ſchönen Sohn gebar. Der Knabe

wuchs heran, und als er zum männlichen Alter gelangt war, ſtellte er ſeinem Vater beſtändig nach und ſuchte überall den Tod deſſelben herbeizuführen. Darüber verwunderte ſich der Kaiſer, ging zur Kaiſerin und ſprach: O Theuerſte, ſage mir ſonder Sorge und Furcht das Geheimniß Deines Herzens, biſt Du außer mir von irgend Jemandem erkannt worden? Jene aber ſagte: o Herr, warum frägſt Du Solches von mir? der aber verſetzte: Dein Sohn ſucht immerfort meinen Tod; darüber wundere ich mich, weil, wenn er mein Sohn wäre, er Solches nicht verſuchen würde. Jene aber ſprach: Gott weiß es, daß ich nie von einem Andern als Dir erkannt worden bin, und ich bin bereit, dieſes mein ganzes Leben hindurch zu beweiſen. Denn er iſt in Wahrheit Dein Sohn; warum er Dich aber verfolgt, weiß ich durchaus nicht. Als das der König gehört hatte, ſprach er mit aller Sanftmuth folgende Worte zu ſeinem Sohne: O mein guter Sohn! ich bin Dein Vater, durch mich biſt Du auf die Welt gekommen und wirſt mein Erbe ſeyn. Warum bedrohſt Du mich mit dem Tode? Ich habe Dich in lauter Wohlleben erzogen, und Alles, was mir gehört, iſt Dein. Höre auf mit dieſer Deiner Ungerechtigkeit und wolle mich nicht tödten. Der Sohn aber beruhigte ſich bei dieſen Reden nicht und ſeine Bosheit gegen ſeinen Vater wuchs von Tage zu Tage, und er ſtrebte fortwährend darnach, ihn zu tödten und ihm öffentlich und insgeheim Fallſtricke zu legen. Als das der Vater ſah, begab er ſich an einen abgelegenen Ort, nahm ſeinen Sohn mit ſich, und indem er ein Schwert in ſeiner Hand trug, ſprach er zu ſeinem

Sohne: Nimm dieses Schwert und tödte mich hier, weil es weniger Schande für Dich ist, mich im Verborgenen als öffentlich zu ermorden. Als das der Sohn hörte, warf er alsbald das Schwert von sich, beugte seine Kniee vor seinem Vater und flehte ihn unter lautem Weinen um seine Verzeihung an, also sprechend: O guter Vater, ich habe mich an Dir versündigt und schlecht gehandelt; ich habe ein Unrecht begangen: nun bin ich nicht mehr werth Dein Sohn zu heißen, ich bitte Dich, vergieb mir und liebe mich: ich werde von nun an Dein lieber Sohn seyn und in Allem Deinen Willen thun. Als das der Vater hörte, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn und sprach: O mein liebster Sohn, sündige fürder nicht mehr, sey mir ein getreuer Sohn und ich will Dir ein gnädiger Vater seyn. Und als er so gesprochen hatte, bekleidete er ihn mit kostbaren Gewändern, führte ihn mit sich nach Hause und richtete den Unterkönigen seines Reiches ein großes Gastmahl aus. Nach diesem lebte er nur wenige Tage und beschloß sein Leben in Frieden.

Zehntes Capitel.

Von dem Gelöbniß der Treue.

Es war einst ein König Vespasianus, der lange ohne Kinder regierte. Indessen nahm er auf den Rath weiser Männer eine gewisse schöne Jungfrau aus fernen Welttheilen zur Frau und blieb mit ihr lange in ihrem fremden Vaterlande und zeugte mit ihr Kinder. Nach diesem

wollte er in sein Reich zurückkehren, konnte aber von ihr keine Erlaubniß dazu erlangen, sondern immerfort sprach sie: Wenn Du von mir gehst, werde ich mich selbst umbringen. Als das der Kaiser gehört hatte, so ließ er zwei sehr schöne Ringe machen und auf die Edelsteine derselben Bilder eingraben, von denen eins die Erinnerung, das andere die Vergessenheit darstellte. Und da er nun diese in ganz gleiche Ringe eingezogen hatte, so gab er den einen, den der Vergessenheit, seiner Frau, den andern trug er selbst, auf daß sie sich wie durch gleiche Liebe, so auch durch gleiche Ringe schmückten. Als aber die Frau den Ring bekommen hatte, begann sie alsbald die Liebe zu ihrem Manne zu vergessen. Der Kaiser, der dieß bemerkte, begab sich voll Freude in sein Reich, kehrte nicht wieder zu seiner Frau zurück und endigte so sein Leben im Frieden.

Eilftes Capitel.

Vom Sündengift, durch das wir täglich genährt werden.

Es herrschte einst der gar mächtige König Alexander, der zu seinem Lehrer und Meister den Aristoteles hatte, welcher ihn in jeglicher Wissenschaft unterrichtete. Als dieß die Königin des Nordens hörte, nährte sie ihre Tochter von der Zeit ihrer Geburt an mit Gift und als diese zum mannbaren Alter gelangt war, war sie so schön und erschien dem menschlichen Auge so reizend, daß Viele durch

den bloßen Anblick derſelben närriſch wurden. Die Königin ſandte ſie nun an den Alexander, auf daß ſie ſein Kebsweib würde. Als der das Mädchen erblickt hatte, wurde er ſogleich von Liebe zu ihr ergriffen und wollte mit ihr zu Bette gehen. Ariſtoteles aber, der das merkte, ſprach zu ihm: Wollet ſolches nicht verſuchen, denn wenn Ihr es thun werdet, werdet Ihr im Augenblick des Todes ſeyn, weil ſie ihre ganze Lebenszeit hindurch mit Gift genährt worden iſt. Daß dieſes aber wahr iſt, will ich ſogleich beweiſen. Hier iſt ein Uebelthäter, der nach dem Geſetze ſterben muß: der ſchlafe bei ihr, und Ihr werdet dann ſehen, ob es wahr iſt. Und ſo geſchah es. Der Uebelthäter küßte ſie vor Aller Augen, fiel ſogleich zu Boden und ſtarb. Als ſolches Alexander gewahr wurde, prieß er ſeinen Meiſter gar ſehr, daß er ihn vom Tode errettet hatte, und ſandte das Mägdlein ihrer Mutter zurück.

Zwölftes Capitel.

Vom böſen Beiſpiele.

Es war ein König Otto, in deſſen Reiche ein leichtſinniger Prieſter lebte, der gar häufig ſeine Untergebenen beunruhigte und einen gar großen Anſtoß bei Vielen gab. Nun war aber einer unter ſeinen Pfarrkindern, der niemals bei der Meſſe ſeyn wollte, wenn jener ſie feierte. Da geſchah es an einem Feiertage, daß er gerade zur Zeit der Meſſe auf dem Felde ſpatzieren ging und ſo durſtete, daß es ihm vorkam, als wenn er ſterben müſſe, könnte er

nicht ſeinen Durſt löſchen. Nun begab es ſich aber, daß er beim Gehen an einen gewiſſen Bach vom klarſten Waſſer kam, aus dem er, ſobald er ihn erblickt hatte, ſogleich zu ſchöpfen und tüchtig zu trinken begann. Als er aber davon gekoſtet hatte, ſo bekam er immer größern Durſt, je mehr er trank; darüber wunderte er ſich und ſprach zu ſich ſelbſt: ich will die Quelle dieſes Bächleins aufſuchen, damit ich aus ihr trinke. Während er aber hin ſpatzierte, da begegnete ihm ein ſehr ſchöner Greis und ſprach zu ihm: Mein Lieber, wo gehſt Du hin? Der aber ſprach, ich empfinde einen unglaublichen Durſt: ich fand ein Waſſerbächlein, aus welchem ich trank und je mehr ich trank, deſto durſtiger ward ich. Darum ſuche ich die Quelle dieſes Bächleins, auf daß ich aus ihr trinke, ob ich vielleicht ſo meinen Durſt löſchen mag. Da ſagte der Greis: ſiehe hier iſt die Quelle, aus welcher das Bächlein herauskommt, aber ſage mir doch, warum Du nicht mit den andern Chriſten die Meſſe hörſt? Der aber antwortete: Herr, wahrhaftig unſer Pfarr führt ein abſcheuliches Leben und ich glaube, daß er nicht eine lautere und Gott gefällige Meſſe feiert. Hierauf ſprach der Greis: mag es ſo ſeyn, wie Du ſagſt: aber hier iſt die Quelle, aus welcher das ſüße Waſſerbächlein entſpringt, aus dem Du getrunken haſt. Da ſah ſich jener um und erblickte einen räudigen Hund mit offenem Maule, durch deſſen Zähne und geöffneten Rachen auf wunderbare Weiſe der Springquell herausquoll. Als er das deutlich erkannt hatte, da erſchrak er ſehr und wurde beſtürzt: er ſchauderte am ganzen Leibe und wagte aus Eckel nicht zu trinken

und dürstete doch außerordentlich. Dieß sah der Greis und sprach zu ihm: Fürchte Dich nicht, weil Du aus diesem Bache getrunken hast: das wird Dir keine Beschwerden verursachen. Als jener das hörte, so trank er, löschte seinen Durst und sprach: O Herr, nie hat ein Mensch so süßes Wasser getrunken. Da sagte der Greis: siehe, gleich wie dieses Wasser durch das Maul dieses räudigen Hundes fließt und doch seine eigenthümliche Farbe und Geschmack behält, nicht beschmutzt oder verändert wird; so, mein Lieber, ist es mit der Messe, die durch einen unwürdigen Priester gefeiert wird. Und darum, wie sehr Dir auch der Lebenswandel solcher Priester mißfallen mag, sollst Du dennoch ihre Messe hören. Als der Greis das gesagt hatte, verschwand er und jener offenbarte Andern, was er gesehen hatte, und hörte nachher mit Frömmigkeit die Messe und brachte dieses vergängliche und unbeständige Leben zu einem seligen Ende: worauf er von diesem dem Untergange unterworfenen Leben zu einem unveränderlichen geführt wurde. Dieses aber möge uns Allen gewähren Jesus Christus, Mariä Sohn.

Dreizehntes Capitel.

Von einer unlautern Liebe.

Es gab einen Kaiser, der eine schöne Frau hatte, welche er gar sehr liebte. Diese empfing aber im ersten Jahre ihrer Ehe und gebar einen Sohn, welchen sie als Mutter gar sehr liebte und sogar jede Nacht in einem

Bette mit ihm schlief. Als er aber drei Jahre alt war, da starb der König und über den Tod desselben erhob sich ein großes Wehklagen. Auch die Königin beweinte seinen Tod viele Tage; als sie ihn aber dem Grabe übergeben hatte, da lebte sie in einem gewissen Schlosse und hatte ihren Sohn bei sich. Sie liebte aber den Knaben so, daß sie seine Gegenwart nicht entbehren konnte und beide schliefen beständig beisammen, bis der Knabe das achtzehnte Jahr überschritten hatte. Und als der Böse eine so große Liebe zwischen einer Mutter und ihrem Sohne sah, da reizte er sie zu einer Gottlosigkeit, sodaß der Sohn seine Mutter erkannte. Die Königin aber empfing alsbald, aber als sie schwanger war, da verließ ihr Sohn das Reich aus Betrübniß und begab sich in ferne Welttheile. Indessen gebar die Mutter, als ihre Stunde gekommen war, einen sehr schönen Knaben: allein kaum sah sie ihn geboren, als sie ihn auch ermordete, — indem sie ihm die Kehle abschnitt. Es fiel aber Blut aus der Kehle des Kleinen auf die linke Hand der Königin und es wurden vier runde Kreise von dieser Gestalt: 0 0 0 0. Die Königin konnte aber durch keine Kunst diese Kreise von ihrer Hand wegbringen und darum scheute sie sich so, daß sie beständig einen Handschuh trug, damit diese Kreise nicht zu sehen wären. Nun war diese Königin gar sehr der heiligen Jungfrau ergeben, schämte sich aber so sehr, daß sie von ihrem eigenen Sohne ein Kind bekommen und dasselbe getödtet hatte, daß sie deshalb durchaus nicht beichten wollte und beichtet allezeit nur funfzehn ihrer übrigen Sünden. Nun vertheilte aber diese Königin aus Liebe

zur Heiligen Maria reichliches Almoſen und wurde von Allen geliebt und war bei Allen angenehm. Nun begab es ſich aber in einer Nacht, daß ihr Beichtvater vor ſeinem Bette auf den Knieen lag und ſein **Ave Maria** herſagte. Da erſchien ihm die heilige Jungfrau und ſprach: ich bin die Jungfrau Maria und habe Dir etwas Geheimes zu verkündigen. Darüber freuete ſich der Beichtiger ſehr und ſprach: O theuerſte Herrin, ſage Deinem Knechte, was Dir gefällig iſt. Sie aber ſprach: die Königin dieſes Reichs iſt Dein Beichtkind, und doch hat ſie eine Sünde begangen, welche ſie Dir aus allzugroßer Scheu nicht zu entdecken wagt. Am morgenden Tage wird ſie zu Dir zur Beichte kommen, ſage ihr von mir, daß ihre Almoſen und Gebete vor das Angeſicht meines Sohnes gekommen und von ihm angenommen worden ſind. Ich befehle ihr aber, daß ſie Dir von jener Sünde beichte, welche ſie heimlich in ihrer Kammer begangen hat, da ſie ihren einzigen Sohn tödtete. Ich habe für ſie gebeten und ihre Sünde iſt ihr verziehen, wenn ſie beichten will. Wenn ſie ſich aber bei Deinen Worten nicht beruhigen will, ſo bitte ſie, daß ſie den Handſchuh von ihrer Linken ablege und Du wirſt auf ihrer Hand die begangene und nicht gebeichtete Sünde ſehen, und wenn ſie auch das nicht will, ſo ziehe ihr den Handſchuh mit Gewalt ab. Bei dieſen Worten verſchwand die Jungfrau Maria. Am Morgen aber beichtete die Königin demüthig alle Sünden mit Ausnahme dieſer einzigen. Als ſie ihm aber Alles, was ihr gefiel, geſagt hatte, da ſprach ihr Beichtiger: Herrin und geliebteſte Tochter, die Leute ſpre-

chen vielerlei, warum Du an Deiner linken Hand einen Handſchuh trügeſt: zeige mir kühnlich Deine Hand, damit ich ſehen kann, ob etwas an ihr verborgen iſt, was Gott nicht gefällt. Jene aber ſprach: Herr, meine Hand iſt nicht geſund, und darum will ich ſie Euch nicht zeigen. Als er jedoch das hörte, da nahm er ſie beim Arme, zog trotzdem daß ſie nicht wollte, ihr den Handſchuh ab und ſagte: Herrin, fürchte Dich nicht, die heilige Jungfrau Maria, welche Dich zärtlich liebt, hat mir befohlen, alſo zu thun. Als er aber die geöffnete Hand ſah, erblickte er vier blutrothe und runde Kreiſe: im erſten Kreiſe ſtand viermal **c c c c**, im zweiten viermal **d d d d**, im dritten viermal **m m m m** und im vierten viermal **r r r r**. Um die Kreiſe herum ſtand wie auf einem Petſchaft eine rothe Umſchrift, die folgende Worte enthielt: und zwar zuerſt um die vier **c**: „**Casu Cecidisti Carne Caecata** (durch Zufall biſt Du gefallen, von fleiſchlicher Luſt verblendet)“, bei den **d**: „**Daemoni Dedisti Dona Donata** (Du haſt Dich dem Böſen als Geſchenk gegeben)“, bei den **m**: „**Monstrat Manifeste Manus Maculata** (dieß zeigt offenbar Deine Hand mit den Flecken) und bei den **r**: „**Recedit Rubigo Regina Rogata** (die rothen Flecken gehen weg, wenn die Königin befragt worden iſt)“. Als das die Königin geſehn hatte, fiel ſie ihrem Beichtiger zu Füßen und beichtete demüthig mit Thränen ihre begangene Sünde. Als ſie nun Vergebung ihrer Sünden erhalten und Buße gethan hatte, da entſchlief ſie nach wenig Tagen in den Herrn und über ihren Tod erhob ſich ein großes Wehklagen im Lande.

Vierzehntes Capitel.

Wie man ſeine Eltern in Ehren halten ſolle.

Es war ein König Dorotheus, der ein Geſetz gab, daß die Söhne ihre Eltern ernähren und erhalten ſollten. Nun lebte damals in dieſem Lande ein Krieger, der eine ſchöne und anſtändige Frau geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt hatte. Es begab ſich aber der Krieger auf eine Reiſe, ward unterwegs gefangen und in ſchwere Banden geworfen: alsbald ſchrieb er ſeiner Frau und Sohne, ihn loszukaufen. Als das ſeine Frau hörte, ward ſie ſehr traurig und weinte ſo bitterlich, daß ſie blind wurde. Da ſprach der Sohn zu ſeiner Mutter: ich will zu meinem Vater gehen, auf daß ich ihn aus dem Gefängniſſe loskaufe. Die Mutter aber antwortete: Du wirſt nicht gehen, weil Du mein einziger Sohn biſt, meine Freude und die Hälfte meiner Seele: es könnte Dir daſſelbe begegnen wie ihm: wollteſt Du wohl lieber Deinen entfernten Vater loskaufen, als Deine Mutter, welche hier iſt, ernähren. Wenn man nun aber zwiſchen zwei gleichen Dingen zu wählen hat, ſo muß man das, was da iſt, vorziehen. Du biſt mein und Deines Vaters Sohn: ich bin da und Dein Vater nicht: hieraus folgere ich, daß Du mich auf keine Weiſe verlaſſen und Deinen Vater beſuchen darfſt. Hierauf antwortete oderſelben ihr Sohn ſehr richtig: Obgleich ich Dein Sohn bin, ſo iſt doch mein

Vater die Haupturſache meines Daſeins: er war der handelnde, Du nur der leidende Theil: der Vater iſt in die weite Welt gegangen, Du ſitzeſt ruhig zu Hauſe: er aber iſt gefangen und in ein ſtarkes Gefängniß geworfen worden, Du aber biſt frei: er iſt in den Händen ſeiner Feinde, Du unter Deinen Freunden; er iſt eingeſchloſſen, Du biſt ungebunden. Du zwar biſt blind, er aber ſieht kein Tageslicht, nur Ketten, Wunden und Elend, und darum will ich zu ihm reiſen und ihn loskaufen. Und ſo geſchah es; Alle aber lobten den Sohn, daß er ſo an der Befreiung ſeines Vaters gearbeitet hatte.

Funfzehntes Capitel.

Vom Leben des Heiligen Alexius, des Kaiſers Eufemianus Sohn.

Es gab einen gewiſſen Kaiſer, in deſſen Reiche, d. h. dem Römiſchen Staate ein gewiſſer Jüngling Alexius lebte, der Sohn eines ſehr edeln Römers, Namens Eufemianus, und eines der Erſten am kaiſerlichen Hofe. Dieſen umgaben drei Tauſend Sclaven, die mit goldenen Gürteln umgürtet und ſeidenen Gewändern bekleidet waren. Es war aber der ebengenannte Eufemianus ſehr barmherzig und jeden Tag waren in ſeinem Hauſe drei Tafeln für Arme, Waiſen, Fremde und Wittwen gerüſtet, welche er eifrig bediente: und um die neunte Stunde nahm er ſelbſt mit frommen Männern ſein Mahl in der Furcht des Herrn zu ſich. Er hatte aber eine Frau, Namens

Abael, welche gleiche Gottesfurcht und Geſinnung hegte. Da ſie aber keinen Sohn hatten, ſo ſchenkte ihnen Gott auf ihr Bitten einen ſolchen, worauf ſie ſich feſt vornahmen, von nun an in lauter Keuſchheit zu leben. Der Knabe ward alſo den Lehrern der freien Künſte übergeben, um in ihnen unterwieſen zu werden. Als er nun in allen Künſten der Weltweisheit ſich auszeichnete und ſchon zum männlichen Alter gekommen war, ward ein Mädchen aus der kaiſerlichen Familie ausgewählt und mit ihm als Gattin verbunden. Nun kam die Nacht: in dieſer beobachtete er mit ſeiner Vermählten erſt ein geheimnißvolles Stillſchweigen, dann aber begann ſie der heilige Jüngling in der Furcht des Herrn zu unterweiſen und gab ihr ſeinen goldenen Siegelring und die Spange ſeines Degengehenkes, womit er umgürtet war, aufzuheben, indem er alſo ſprach: Nimm dieß und bewahre es, ſolange es dem Herrn gefällt, und der Herr ſey mit uns. Hierauf aber begab er ſich zum Meere und, als er heimlich ein Schiff beſtiegen hatte, gelangte er bis Laodicäa und von da weiter nach Edeſſa, einer Stadt in Syrien, wo ein Bild unſeres Herrn Jeſus Chriſtus ohne menſchliche Arbeit gemacht, auf einer Leinwand bewahrt wurde. Als er dahin gekommen war, vertheilte er Alles, was er mit ſich gebracht hatte, an die Armen, und fing an in ſchlechten Kleidern mit andern Bettlern ſich an die Pforte der Kirche Mariä, der Mutter Gottes zu ſetzen. Von dem Almoſen aber behielt er nur ſoviel für ſich zurück, als für ihn hinreichen mochte, das Uebrige aber ſchenkte er andern Armen. Sein Vater aber, der die Entfernung ſeines Sohnes ſchwer be-

weinte, ſandte durch alle Theile der Welt ſeine Diener aus, auf daß ſie ihn fleißig aufſuchen ſollten. Als nun aber von dieſen etliche zur Stadt Edeſſa gekommen waren, wurden ſie zwar von ihm erkannt, allein, da ſie ihn nicht erkannten, ſo theilten ſie an ihn ebenſo wie an die andern Armen Almoſen aus, welches er annahm und Gott alſo dankte: Herr, ich danke Dir, daß Du mich von meinen Sclaven Almoſen empfangen läßt. Die Diener nun kehrten zurück und meldeten, daß er nirgens gefunden werden könne. Seine Mutter nun legte vom Tage ſeines Weggangs einen Sack auf den Boden ihres Schlafzimmers, wo ſie wehklagend und weinend alſo ſprach: Hier will ich immer in Trauer verharren, bis ich meinen lieben Sohn wiederhaben werde. Die Gemahlin deſſelben aber ſprach zu ihrer Schwiegermutter: bis ich von meinem ſüßen Bräutigam hören werde, will ich wie eine Turteltaube bei Dir bleiben. Als nun aber Alexius in genannter Kirchenvorhalle ſiebzehn Jahre im Dienſte Gottes verharrt hatte, da ſprach das Bild der heiligen Jungfrau, welches dort war, zu dem Wächter des Tempels: laß den Mann Gottes hereinkommen, weil er würdig iſt des Himmelreichs und der Geiſt des Herrn auf ihm ruht. Als aber der Wächter nicht wußte, von wem ſie ſprach, ſagte ſie abermals zu ihm: der iſt es, welcher draußen in der Halle ſitzt. Da ging der Wächter eilends hinaus und führte ihn in die Kirche. Als aber dieſer Vorgang Allen bekannt worden war und er von Jeglichem verehrt zu werden begann, da entfernte er ſich von dort, weil er irdiſchen Ruhm meiden wollte. Er beſtieg aber ein Schiff und da er

nach Tarſus in Cilicien ſegeln wollte, kam das Schiff durch die Leitung Gottes, von Stürmen verſchlagen, in den Hafen von Rom. Als Alexius dieſes wahrnahm, ſprach er zu ſich ſelbſt: ich will unerkannt in dem Hauſe meines Vaters bleiben und Niemandem läſtig fallen. Er begegnete aber ſeinem Vater, der aus dem Palaſte kam und von einer Menge Diener umgeben war, und fing an ihm laut nachzurufen: Knecht Gottes befiehl, daß ich, der ich fremd bin, in Deinem Hauſe aufgenommen werde und laß mich von dem Broſamen Deiner Tafel ſpeiſen, auf daß der Herr ſich auch Deines Sohnes, welcher in der Fremde iſt, erbarmen wolle. Als das der Vater gehört hatte, befahl er ihn um ſeines Sohnes Willen zu ſich aufzunehmen, gab ihm in ſeinem Hauſe einen beſondern Platz, ſetzte ihm Speiſe von ſeiner Tafel vor und wieß ihm einen eigenen Diener an. Jener aber beharrte im Beten und kaſteiete ſeinen Leib mit Faſten, und die Diener des Hauſes verſpotteten ihn und goſſen ihm häufig ſchmutziges Aufwaſchewaſſer auf den Kopf, er aber war bei alle dem gar ſehr geduldig. So blieb denn Alexius ſiebzehn Jahre unerkannt im Hauſe ſeines Vaters und als er ſah, daß das Ende ſeines Lebens in der Nähe war, verlangte er Papier und Tinte und ſetzte ſeinen ganzen Lebenslauf auf. Am Sonntag aber nach der Feier der Meſſe ertönte in dem Allerheiligſten eine Donnerſtimme vom Himmel herab: Kommet zu mir Alle, die Ihr arbeitet und beladen ſeyd. Als das aber Alle hörten, fielen ſie auf ihr Antlitz nieder, und ſiehe da die Stimme ſprach zum zweiten Male: Suchet den Mann Gottes, auf daß er

für Rom bete. Jene aber ſuchten und fanden nicht und wiederum hieß es: Suchet im Hauſe des Euſemianus. Als der aber befragt wurde, ſagte er, er wiſſe von nichts. Da kamen die Kaiſer Arcadius und Honorius mit dem Papſte Innocenz zu dem Hauſe des genannten Mannes und ſiehe die Stimme des Dieners von Alexius gelangte zu ihrem Herren und lautete alſo: Siehe zu, o Herr, ob das nicht unſer Fremde ſeyn mag, der ein Mann von hohem Alter und Geduld iſt. Da lief Euſemianus hin zu ihm, fand ihn aber ſchon verblichen und ſein Geſicht ſah er geröthet, wie eines Engels Antlitz, und er wollte das Papier, welches jener in der Hand hatte, nehmen, aber er konnte es nicht. Als er aber hinausging und dieſes dem Kaiſer und dem Papſte hinterbracht hatte und jene zu ihm hineingetreten waren, ſprachen ſie: wir ſind allzumal Sünder. Indeſſen führen wir das Steuerruder des Reiches und haben die gemeine Sorge für das Hirtenamt. Gieb uns alſo das Papier, damit wir wiſſen, was auf demſelben geſchrieben ſteht. Der Papſt aber trat zu ihm, nahm das Papier in ſeine Hand und gab es alsbald wieder weg und ließ es vor allem Volke und ſeiner Umgebung und dem Vater deſſelben leſen. Als aber Euſemianus dieſes hörte, fiel er von großer Furcht bewegt, indem ihn ſeine Kräfte verließen, auf die Erde nieder. Als er aber wieder ein wenig zu ſich gekommen war, zerriß er ſeine Kleider und fing an die grauen Haare ſeines Hauptes und ſeinen Bart auszuraufen und ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, ſtürzte auf ſeinen Sohn hin und rief aus: Ach, mein lieber Sohn, warum haſt Du mich in ſolche

Trauer verſetzt und ſoviele Jahre lang in Seufzer und Klagen geſtürzt. Ach ich Elender, was ſehe ich? Dich, den Beſchützer meines Alters, auf der Bahre liegen und nicht mit mir ſprechen. Ach wie werde ich denn einen andern Tröſter finden? Die Mutter, als ſie das hörte, wie eine Löwin, welche das Netz zerreißt, ſo mit zerriſſenen Kleidern und aufgelöſtem Haare hob ihre Augen gen Himmel, und da ſie vor der allzugroßen Volksmenge nicht zu dem heiligen Leichnam gelangen konnte, rief ſie laut aus: Macht mir Platz, auf daß ich den Tröſter meiner Seele erblicke, der aus meinen Brüſten getrunken hat. Und als ſie zu dem Leichnam gelangt war, legte ſie ſich über ihn und ſchrie: Ach mein liebſter Sohn, Licht meiner Augen, warum haſt Du alſo an uns gethan? Warum haſt Du ſo grauſam an uns gehandelt? Du ſaheſt Deinen Vater und mich Elende in Thränen und zeigteſt Dich uns nicht; Deine Sclaven beleidigten Dich und Du ertrugſt es. Und immer wieder warf ſie ſich von Neuem über den Leichnam und bald ſtreckte ſie ihre Arme über ihn aus, bald betaſtete ſie mit ihren Händen ſein Engelsangeſicht, küßte ihn und rief: Weinet mit mir, Alle die Ihr hier ſeyd, die ich den, der mein Einziger war, ſiebzehn Jahre lang in meinem Hauſe gehabt und nicht erkannt habe. Und die Sclaven haben ihn beſchimpft und mit Fäuſten ins Geſicht geſchlagen: Ach, wer wird meinen Augen einen Thränenquell verleihen, damit ich Tag und Nacht den Schmerz meiner Seele ausweine. Seine Gemahlin aber angethan mit einem Adriatiſchen Gewande kam weinend gelaufen und ſprach: Weh mir, die ich heute

verwaist bin und als Wittwe erscheine. Niemanden mehr habe ich, auf den ich meine Augen erheben, Niemanden mehr, nach welchem ich blicken kann. Jetzt ist mir mein Spiegelbild geraubt, meine Hoffnung untergegangen: jetzt hat ein Schmerz begonnen, der kein Ende mehr hat. Das Volk aber, als es solches hörte, weinte auf klägliche Weise. Darauf legten der Papst und die Kaiser den Leichnam auf eine anständige Bahre und führten ihn mitten durch die Stadt. Und dem Volke wurde verkündigt, der Mann Gottes, welchen die ganze Stadt suchte, sey gefunden worden, und alle eilten dem Zuge entgegen. Wenn aber ein Kranker jenen heiligen Leichnam berührte, wurde er alsbald geheilt: die Blinden erhielten das Gesicht wieder: die Besessenen wurden ledig vom Bösen und alle Gebrechlichen von jeder Unpäßlichkeit, wenn sie nur den Körper berührt hatten, hergestellt. Die Kaiser aber, als sie diese großen Wunder gewahrten, fingen an selbst mit dem Papste die Bahre zu tragen, auf daß sie selbst von diesem heiligen Leibe geheiligt würden. Darnach befahlen die Kaiser eine Menge Silber und Gold auf den Straßen auszuwerfen, damit der große Haufen durch seine Liebe zum Gelde beschäftigt würde und den heiligen Leichnam zur Kirche bringen ließe. Das Volk aber vergaß seine Liebe zum Gelde und drängte sich mehr und mehr den heiligen Leib zu berühren, sodaß sie ihn endlich nur mit großer Mühe zum Tempel des heiligen Märtyrers Bonifacius führten, und indem sie dort sieben Tage lang im Lobe Gottes verharrten, erbauten sie ihm ein Denkmal aus Gold und kostbaren Edelsteinen, in welches sie

den heiligen Leichnam mit großer Verehrung niederlegten. Aus dem Grabmale ſelbſt aber duftete ein ſo ſüßer Geruch hervor, daß es wie voll von allen möglichen Gewürzen erſchien. Er ſtarb aber im Jahre des Herrn 328.

Sechzehntes Capitel.

Von einem muſterhaften Lebenswandel.

Man lieſt von einem Römiſchen Kaiſer, der als er ſich einen ſehr ſchönen Palaſt erbauen ließ, auf dem Grunde deſſelben beim Ausgraben der Erde einen goldnen, mit drei Kreiſen umgebenen Sarcophag fand, auf welchem folgende Aufſchrift ſtand: „Ich habe ausgegeben, geſchenkt, bewahrt, gehabt. Ich habe, ich verlor, ich werde beſtraft. Was ich zuerſt ausgegeben habe, hatte ich und was ich geſchenkt habe, habe ich.“ Als das der Kaiſer vernommen hatte, rief er die Fürſten ſeines Reichs zu ſich und ſprach: Gehet hin und berathet Euch mit einander, was dieſe Aufſchrift bedeuten mag. Jene aber verſetzten: dieſe Schrift beſagt nichts weiter als das: Es war vor Dir ein Kaiſer, der andern ein Beiſpiel geben wollte, auf daß dieſe ſeinem Lebenswandel folgten. Ich habe mein Leben ausgegeben, indem ich richtige Urtheile fällte, Andere beſſerte und meine eigene Handlungsweiſe in Ordnung hielt. Ich ſchenkte den Kriegern ihre Nothdurft, den Armen das zum Leben Nöthige und einem Jeden wie mir ſelbſt ſeinen verdienten Lohn. Ich bewahrte in allen Stücken die Gerechtigkeit, den Bedürftigen mein Erbarmen,

den Arbeitern ihren verdienten Lohn. Ich habe ein freigebiges und beſtändiges Herz und einem Jeglichen, der mir diente, ſchenkte ich Reichthum in Noth und Gunſt zu jeder Zeit. Ich habe eine Hand zum Schenken, Schützen und Strafen. Ich verlor die Thorheit, die Freundſchaft der Gottloſen und die fleiſchliche Luſt. Beſtraft werde ich jetzt in der Hölle, weil ich an keinen ewigen Gott glaubte: beſtraft werde ich, wehe, wo keine Erlöſung iſt. Als das der Kaiſer gehört hatte, regelte er klüglicher Weiſe ſowohl ſich ſelbſt als Andere mehr als er es vorher gethan hatte und beſchloß in Frieden ſein Leben.

Siebzehntes Capitel.

Von der Vervollkommnung des Lebenswandels.

Ein gewiſſer Kaiſer gab ein Geſetz, daß, wer ihm dienen wolle, einen Dienſt erhalten ſolle, ſobald er drei Schläge an die Pforte ſeines Palaſtes gethan hätte, aus denen man erkennen könnte, daß er eine Anſtellung begehre. Nun begab es ſich aber, daß im Römiſchen Reiche ein Armer war, mit Namen Guido. Als der von dem Geſetze gehört hatte, dachte er bei ſich: Ich bin arm und aus ſchlechtem Geblüte entſprungen. Es iſt beſſer für mich in Dienſt zu gehen und Reichthümer zu erwerben, als immer ſo in Dürftigkeit zu leben. So trat er hin zu dem Palaſt und that dem Geſetze gemäß drei Schläge an das Thor und der Thorhüter öffnete alsbald die

Pforte und führte ihn hinein. Der aber beugte seine Knies und begrüßte den Kaiser und der Kaiser sprach zu ihm: sage mir, mein Lieber, was verlangst Du denn? Herr, einen Dienst. Der Kaiser versetzte, in welcher Anstellung verständest Du wohl mir zu dienen? Jener aber sagte: Herr, ich bin in sechs Dienstleistungen erfahren. Zuerst verstehe ich den Leib eines großmächtigen Fürsten bei Tag und Nacht zu bewachen, sein Bett zu machen, ihm seine Speisen zu bereiten, seine Füße zu waschen. Mein zweiter Dienst besteht aber darin: ich verstehe zu wachen, wenn Andere schlafen, und zu schlafen, wenn Andere wachen. Meine dritte Fertigkeit besteht aber darin, daß ich verstehe, einen guten Trank zu kosten und nach dem Geschmacke über jedweden Trank mein Urtheil abzugeben. Mein viertes aber ist, daß ich die Leute zur Ehre des Wirthes zum Schmause einzuladen weiß. Meine fünfte Dienstleistung aber liegt darin, daß ich es verstehe, Feuer ohne Rauch anzumachen und dabei die Umstehenden und Sitzenden zu erwärmen. Mein sechster Dienst ist: ich verstehe den Leuten einen guten Weg nach dem gelobten Lande zu zeigen, auf welchem sie gesund wieder nach Hause kommen können. Da sagte der Kaiser: das sind ja schöne Fähigkeiten, die Vielen Nutzen bringen, also sollst Du bei mir bleiben und zuerst will ich mit Dir in Bezug auf meinen eigenen Leib einen Versuch anstellen: Du sollst mich in diesem Jahre bewachen. Jener aber versetzte: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu thun. Guido machte aber jede Nacht auf ziemlich anständige Weise sein Bett, wusch und wechselte öfter die Bettwäsche,

lag jede Nacht gewaffnet vor dem Eingange des Schlafzimmers, indem er ein kleines Hündlein bei sich hatte, einen tüchtigen Beller, auf daß, wenn er ja durch irgend einen Zufall eingeschlafen wäre und Jemand plötzlich käme, er durch das Bellen des Hundes geweckt würde. Einmal in jeder Woche wusch er ihm die Füße und diente ihm in Allem so klug und mannhaft, daß durchaus in keinem Stücke ein Mangel an ihm entdeckt werden konnte. Darum lobte ihn aber auch der Kaiser in Allem gar sehr und als das Jahr geendigt war, machte er ihn zu seinem Seneschall, auf daß er seinen Dienst erfülle, nehmlich: ich verstehe zu wachen. Als aber dieser Guido also angestellt war, da arbeitete er den ganzen Sommer hindurch und wachte und besorgte alles Nothwendige für den Winter. Wie aber der Winter kam und Andere anfingen zu wachen und zu arbeiten, da ruhte er selbst aus und schlief und erfüllte so seine Dienstpflicht: ich weiß zu wachen, wenn Andere schlafen. Als das der Kaiser gesehn hatte, wie gar klug er diese beiden Anstellungen versehen hatte, freute er sich sehr, rief seinen Mundschenken und sprach zu ihm: Mein Lieber, gießet in meinen Becher Essig, den allerbesten Wein und Most und gebt ihn dem Guido zu trinken, denn das ist sein dritter Dienst. Denn er versteht sich darauf, einen guten Trunk zu kosten; und also geschah es. Als aber Guido gekostet hatte, sprach er: er war gut, er ist gut und wird gut seyn, denn das Sprichwort heißt: der Most wird gut seyn, der Wein ist gut, der Essig war gut. Als aber der Kaiser gesehn hatte, wie klug er über den Trunk geurtheilt hatte, sprach er zu ihm: Mein Lie-

ber, gehe durch meine Länder und Kriegslager und lade alle meine Freunde zu mir zu einem Gastmahl ein, weil das Fest der Geburt unseres Herrn in der Nähe ist und das soll Deine vierte Dienstleistung seyn. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Er ging also durch die Lager und Reiche und lud auch nicht einen einzigen Freund des Kaisers ein, sondern alle Feinde desselben, sodaß am Abend des Geburtsfestes unseres Herrn der kaiserliche Hof ganz voll von seinen Feinden war. Als aber der Kaiser alle seine Feinde zusammen sah, da regten sich alle seine Eingeweide, er rief den Guido und sprach: Mein Theuerster, hast Du mir nicht gesagt, Du verstündest auf eine anständige Weise die Leute zu Tische zu bitten? Jener versetzte: Freilich, Herr! Da erwiederte ihm der Kaiser: und ich habe Dir ja gesagt, Du möchtest alle meine Freunde zu mir laden und Du hast meine Feinde gebeten. Jener aber sagte: Herr, es möge mir vergönnt seyn mich zu verantworten. Zu welcher Zeit oder zu welcher Stunde im Jahre Deine Freunde zu Dir kommen mögen, stets werden sie mit Freuden empfangen. Mit jenen aber ist es nicht so, weil sie Deine Feinde sind. Darum habe ich sie hierher geführt, auf daß sie durch Deine freundliche Miene und Dein gutes Weib aus Feinden Deine Freunde werden mögen. Und also geschah es, daß, ehe noch das Gastmahl zu Ende war, Alle seine Freunde geworden waren. Der Kaiser aber freuete sich sehr und sprach: Mein Lieber, der Herr sey dafür gesegnet, alle meine Feinde sind mir zu Freunden geworden: erfülle jetzt Deine fünfte Dienstanerbietung und mache mir und meinen Freunden

Feuer ohne Rauch. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit. Was that aber Guido? Er legte im Sommer Holz in die Sonnenhitze, das so ausgetrocknet war, daß es alsbald zu glühen anfing und sogleich eine Flammengluth ohne Rauch gab, sodaß der Kaiser mit allen seinen Freunden erwärmt wurde. Dann sprach der Kaiser zu Guido, Nun ist noch Dein letzter Dienst übrig und wenn Du den auf kluge Weise erfüllt hast, werde ich Dich zu Reichthum und Ehren bringen. Jener aber sprach: Herr, so viele nur nach dem gelobten Lande ziehen wollen, die mögen mir zum Ufer des Meeres folgen. Männer, Weiber und Kinder, als sie das hörten, folgten ihm nun in beinahe ungeheurer Anzahl. Als er aber dort angelangt war, sprach er zum Volke: Ihr Lieben, seht Ihr im Meere das, was ich sehe. Jene aber sagten: das wissen wir nicht. Er jedoch versetzte: Seht, im Meere steht ein großer Felsen, erhebet Euere Augen und schauet hin. Jene aber sagten: Herr, wir sehen ihn deutlich genug, aber warum Du das sagst, wissen wir nicht. Jener aber sprach: Auf jenem Felsen ist ein gewisser Vogel, der beständig auf seinem Neste sitzt und immer sieben Eier darin hat, an denen er sich gar sehr ergötzt. Die Natur des Vogels aber ist eine solche, daß solange er auf dem Neste sitzt, das ganze Meer ruhig ist, wenn es sich aber zuträgt, daß der Vogel vom Neste wegfliegt, dann wird das Meer so unruhig, daß, wenn da Jemand über das Meer fahren wollte, er ohne Zweifel bald versinken müßte: allein solange er auf dem Neste sitzt, wenn da Jemand hinüber fährt, wird er ohne Gefahr gehen und zurückkommen.

Und jene sagten: Wie werden wir aber wissen können, wenn der Vogel auf seinem Neste sitzt und wenn nicht? Jener aber sprach: er verläßt sein Nest nur aus einer einzigen Ursache. Denn es giebt einen andern Vogel, der sein Feind ist und Tag und Nacht daran arbeitet, sein Nest zu beschmutzen und seine Eier zu verletzen. Wenn aber der Vogel, der im Neste sitzt, sich beschmutzt oder sein Nest zerstört sieht, fliegt er alsogleich vor Schmerz aus seinem Neste auf, macht das Meer unruhig und erregt die furchtbarsten Stürme und dann dürft Ihr auf keine Weise das Meer zu betreten eilen. Jene aber sagten: Herr, was für ein Mittel kann dagegen angewendet werden, auf daß der Vogel, der jenem Feind ist, sich dem Neste nicht nähere und wir so folglich sicher hinüber kommen können? Jener aber sprach: Es giebt unter dem Himmel keine Sache, welche jener feindselige Vogel so haßt, als das Blut eines Lammes. Bestreichet das Nest von Außen und Innen mit dem genannten Blute und solange auch nur ein Tropfen jenes Blutes übrig ist, wird der jenem feindliche Vogel niemals wagen, seinem Neste zu nahe zu kommen: dann wird das Meer ruhig und friedlich seyn und Ihr werdet zum gelobten Lande sicher kommen und zurückkehren können. Als sie das hörten, nahmen sie Lammblut, bestrichen das Nest inwendig und auswendig damit, gingen zum gelobten Lande und Alle kamen gesund und wohlbehalten wieder nach Hause. Der Kaiser aber, welcher sah, daß jener alle Geschäfte so klug erfüllt hatte, erhob ihn zu Kriegsämtern und großem Reichthum.

Achtzehntes Capitel.

Von der Sünden Vergebung.

Es war einſt ein Krieger Julianus genannt, der ohne es zu wiſſen, ſeine beiden Eltern tödtete. Denn als dieſer edle junge Mann an einem gewiſſen Tage der Jagd pflegte und einen aufgeſpürten Hirſch verfolgte, wendete derſelbe ſich plötzlich nach ihm um und ſprach: Du der Du mich verfolgſt, wirſt der Mörder Deines Vaters und Deiner Mutter ſeyn. Als jener das gehört hatte, fürchtete er ſich ſehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirſche vernommen hatte. Er verließ deßhalb Alle, ging hinweg und kam in eine weit entfernte Gegend und ſchloß ſich da an einen gewiſſen Fürſten an. Hier benahm er ſich denn auch ſo wacker im Felde und im Palaſte, daß ihn der Fürſt zu einem Kriegsoberſten machte, ihm die Wittwe eines Caſtellans zur Ehe gab und er ſomit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Eltern Julians aber, die wegen des Verluſtes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen ſich herumtrieben und aufs Eifrigſte ihren Sohn ſuchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julians ſie erblickt, und weil jener nicht zu Hauſe war, ſie befragt hatte, wer ſie wären und jene Alles, was ihrem Sohne begegnet war, erzählt hatten, ſo merkte ſie, daß dieſe die Eltern ihres Mannes ſeyn müßten, inſofern ſie dieſe Dinge oft ſchon von ihrem Manne gehört hatte. Alſo nahm

ſie dieſelben freundlich auf und aus Liebe zu ihrem Manne überließ ſie ihnen ihr eigenes Bette und ließ für ſich ſelbſt an einem andern Orte eins zurecht machen. Am frühen Morgen aber ging die Caſtellanin zur Kirche und ſiehe da auch Julianus kam früh in ihr Schlafzimmer, um ſeine Frau zu wecken, und als er bei ſeinem Eintreten zwei Perſonen bei einander liegen fand, vermuthete er, es müſſe ſeine Frau mit ihrem Buhlen ſeyn, zog ſtillſchweigend ſein Schwert und durchbohrte Beide zugleich. Da er aber vor das Haus trat, ſah er ſeine Frau aus der Kirche kommen, wunderte ſich ſehr und fragte ſie, wer die wären, welche in ihrem Bette ſchliefen. Jene aber ſprach: Es ſind Euere Eltern, welche Euch ſo lange geſucht haben: dieſe habe ich in unſer Schlafzimmer gebettet. Als der das hörte, fiel er beinahe todt vor Schrecken zur Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen und zu ſagen: Weh mir Elendem, was ſoll ich machen, der ich meine theuern Eltern getödtet habe? Und ſiehe ſo erfüllt ſich das Wort des Hirſches: ich wollte ihm entgehen, und gerade ſo habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, ſüße Schweſter, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat. Sie aber ſprach zu ihm: Liebſter Bruder, es ſey ferne, daß Du mich verläßeſt und ohne mich wegzieheſt, ſondern da ich Theil an Deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Antheil an Deinen Schmerzen haben. Hierauf begaben ſie ſich zuſammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Perſonen in Lebensgefahr zu kommen pflegten und erbauten da ein großes Hospitz, auf daß ſie dort Buße thäten

und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß setzten und alle Arme in ihrem Hospiz aufnahmen. Nach langer Zeit aber, als einst um Mitternacht Julianus ermüdet eingeschlafen und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich schreiende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus, machte ein Feuer an und suchte ihn zu erwärmen: allein er konnte durchaus nicht warm werden und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Licht umgeben, zum Himmel auf und sprach also zu seinem Wirthe: Julian, der Herr hat mich zu Dir gesendet und mir aufgetragen Dir kund zu thun, daß er Deine Buße angenommen hat und Ihr beide in Kurzem im Herrn entschlafen werdet. Bei diesen Worten verschwand er und Julianus mit seiner Gattin reich an guten Werken und Mildthätigkeit entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.

Neunzehntes Capitel.

Von des Hochmuths Sünde.

Man liest in der Römer That, daß einst ein gewisser Römischer Fürst war, mit Namen Pompejus. Dieser

hatte die Tochter eines gewissen Adligen geheirathet, dessen Name war Cäsar. Die Beiden kamen nun mit einander überein, sie wollten die Herrschaft des ganzen Erdkreises unter ihre Botmäßigkeit bringen. Da begab es sich, daß Pompejus den Cäsar abschickte, um entfernte Landstriche zu unterwerfen, da er noch jung war und es sich für ihn ziemte zu arbeiten. Er selbst sollte aber als Oberster den römischen Staat vor jenen fremden Völkern beschützen, und er bestimmte ihm als äußerste Zeit seiner Rückkehr fünf Jahre, daß, wenn er dieß nicht thäte, er ihn für immer seines Rechtes berauben könnte. Cäsar aber versammelte eine Armee und zog nach jenen Ländern, wo er aber kriegerische Völker traf, die er nicht in der bestimmten Zeit besiegen konnte. Da er aber lieber den Pompejus beleidigen als den Krieg aufgeben wollte, so machte er sich auf seine eigene Gefahr hin einen zweiten Urlaub von fünf Jahren aus, Pompejus aber, als er das erfuhr, verbannte ihn aus dem Römerreich, auf daß er fürder nicht wagen sollte, ihm zu nahe zu kommen. Cäsar aber, als den Krieg beendigt war, machte einen eiligen Marsch gen Rom und kam mit seinem Heere an ein Gewässer. Der Name dieses Wassers aber war Rubicon und da erschien ihm ein großes Schattenbild, welches mitten auf dem Wasser stand und also zu ihm sprach: Cäsar, wenn Du wegen des Friedens nach Rom kommst, so mag es Dir gestattet seyn, hierher zu gelangen, wo aber nicht, so wirst Du nicht hineinkommen. Da erwiederte Cäsar: Beständig habe ich im Felde gedient und bin bereit, alle Anstrengungen zu ertragen zur Ehre und Frommen der Römischen

Stadt und immer will ich das und nehme dazu die Götter als Zeugen, die ich anbete. Als er so gesprochen hatte, verschwand das Bild. Cäsar aber wendete sich hierauf sogleich etwas zur Rechten und ging über den Fluß. Als er aber hindurch war und auf der andern Seite stand, sprach er: Hier habe ich den Frieden verletzt und meine Rechte gelassen; und von diesem Tage hörte er nicht auf, den Pompejus zu verfolgen und bemühte sich, soviel er nur konnte, ihn zu vernichten.

Zwanzigstes Capitel.

Von Trübsal und Elend.

Es gab einen König Conrad, in dessen Reich ein gewisser Graf war, mit Namen Leopold: der fürchtete des Königs Zorn, flüchtete mit seiner Gattin in einen Wald und versteckte sich in einer Hütte. Wie nun in diesem genannten Walde einstmals der Kaiser Conrad eine Jagd angestellt hatte, so mußte er, da ihn die Nacht überfiel, in eben dieser Hütte ein Obdach suchen. Die Wirthin aber, welche gerade schwanger und ihrer Entbindung nahe war, bereitete ihm so gut sie konnte, ein Lager und reichte ihm auch seine übrigen nothwendigen Bedürfnisse. In derselben Nacht aber gebar das Weib einen Sohn und der Kaiser hörte eine Stimme, welche sprach: „Nimm, nimm, nimm". Er erwachte aber alsbald aus dem Schlafe und gerieth ganz in Furcht und Schrecken und sprach bei sich: was bedeutet diese Stimme: nimm,

nimm, nimm. Er dachte aber „nimm, was Du mußt“ und schlief sogleich wieder ein. Und siehe zum anderen Male hörte er die Stimme, welche sprach: „gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder“. Der Kaiser aber erwachte wieder aus dem Schlafe, wurde sehr traurig und sprach bei sich: was ist das? Zuerst habe ich gehört: nimm, nimm, nimm und gleichwohl habe ich nichts empfangen. Bald spricht die Stimme wieder: gieb wieder, gieb wieder, gieb wieder. Wie soll ich aber etwas wiedergeben, was ich nicht bekommen habe? Der Kaiser fing aber wieder an einzuschlafen, und siehe zum dritten Male hörte er die Stimme, welche zu ihm sprach: „fliehe, fliehe, fliehe: denn der Knabe, der hier geboren ist, wird Dein Eidam seyn“. Als aber der Kaiser das gehört hatte, da bewegten sich alle seine Eingeweide, und als er früh aufgestanden war, rief er seine beiden geheimen Waffenträger zu sich herein und sprach also zu ihnen: Gehet hin und entführet mit Gewalt das Knäblein aus den Armen seiner Mutter, schneidet ihm das Herz mitten von einander und bringt es mir hierher. Diese aber gingen zerknirscht hinweg und raubten den Knaben vom Schooße seiner Mutter; als sie aber seine liebliche Gestalt sahen, wurden sie von Mitleid bewegt und setzten ihn auf einen Baum, damit er nicht von den wilden Thieren gefressen würde, und fingen einen Hasen, schnitten ihm das Herz entzwei und brachten es dem Kaiser. Als aber an demselben Tage ein gewisser Herzog vorüberzog und einen Knaben schreien hörte, nahm er ihn, ohne daß es jemand wußte, an seinen Busen und brachte ihn, da er keinen Sohn hatte, seiner Gattin und ließ ihn

aufziehen, indem er vorgab, er sey von ihm und seiner Gattin gezeugt worden. Er nannte ihn aber Heinrich. Als nun der Knabe erwachsen war, hatte er einen gar schönen Körper, eine gewandte Zunge und war Allen angenehm. Da ihn nun der Kaiser so schön und klug sah, so erbat er sich ihn von seinem Vater und hieß ihn an seinem Hofe bleiben. Allein da er bemerkte, wie der Jüngling sich Allen angenehm machte und von Allen gepriesen wurde, da fing er an zu fürchten, er möchte nach ihm sein Reich bekommen und gar etwa der seyn, welchen er zu tödten befohlen hatte. Da er also sicher gehen wollte, so richtete er an seine Gemahlin einen eigenhändig geschriebenen Brief auf diese Weise: „So weit es in Deiner Gewalt steht, mein theures Leben, wirst Du, sobald Du meinen Brief erhalten hast, diesen Jüngling tödten lassen.“ Während der aber auf seiner Reise in eine Kirche eingetreten und auf einer Bank darin eingeschlafen war und der Beutel, in welchem der Brief sich befand, von ihm herabging, öffnete ein von Neugier verleiteter Priester den Beutel und schauderte, als er von dieser Gottlosigkeit gelesen hatte, kratzte ganz fein die Worte: „Du wirst diesen Jüngling tödten lassen“, weg und schrieb dafür: „Du wirst ihm unsere Tochter zur Gemahlin geben.“ Als nun die Kaiserin den Brief gelesen und ihn mit des Kaisers Petschaft verschlossen sah, auch erkannt hatte, daß er von der Hand des Kaisers geschrieben sey, rief sie die Großen des Reiches zusammen, richtete eine Hochzeit aus und gab demselben ihre Tochter zur Frau: und diese Hochzeit wurde zu Aachen gefeiert. Wie aber dem Kaiser

Conrad berichtet wurde, daß die Hochzeit seiner Tochter auf feierliche Weise begangen worden sey, da verstummte er und als er von seinen beiden Waffenträgern, dem Herzoge und Priester die Wahrheit erfahren hatte, sahe er wohl, daß man dem Willen Gottes nicht widerstehen könne: darum schickte er nach dem Jüngling und hieß ihn als seinen Eidam willkommen und bestimmte ihn als seinen Nachfolger im Reiche.

Einundzwanzigstes Capitel.

Von List und Verschwörung und von der Huth wider sie.

Justinus erzählt, daß die Lacedämonischen Bürger einmal zusammen sich gegen ihren König verschworen haben und da sie die Oberhand hatten, ihn auf unwürdige Weise aus seinem Staate und Reiche vertrieben. Da begab es sich nun zur selbigen Zeit, daß der Persische König sich vorgenommen hatte, denselbigen Staat zu zerstören und mit einem großen Heere gegen denselben zu Felde zog. Der vertriebene König aber konnte seine Liebe gegen seine obwohl undankbaren Unterthanen nicht überwinden, sondern er fühlte Mitleiden mit denselben, und da er den Anschlag des Persischen Königs gegen sein Land Lacedämon erkundet und erfahren hatte, so dachte er nach, auf welche Weise er unvermerkt und vorsichtig den ganzen Plan dem genannten Staate kund machen könnte. Er nahm also ein Briefstäfelchen und schrieb darein den ganzen Anschlag

und zugleich dabei auch eine genaue Anweisung, auf welche Weise sie sich widersetzen und den Staat gegen jenen vertheidigen könnten: hierauf überstrich er das Geschriebene mit Wachs, nahm einen glaubwürdigen Boten und richtete sein Schreiben an die Vornehmsten des Staates. Als diese aber das Schreiben empfangen und fleißig beschaut hatten, zeigte sich gleichwohl kein einziger Buchstabe, sondern nur ebenes Wachs. Darum wurde denn gemeinschaftlich zwischen allen den Vornehmsten des Volkes eine Untersuchung angestellt über die Brieftafel, auf daß ein Jeder seine Gedanken sagte, was mit derselben zu thun sey; allein niemand fand sich, der den Sinn derselben hätte entdecken können. Nun begab es sich aber, daß die Schwester des erwähnten Königs, nachdem sie von der Unverständlichkeit jenes Schreibens gehört hatte, sich von der Obrigkeit die Erlaubniß ausbat, dasselbe ansehn zu dürfen, und als sie es sorgfältig betrachtet hatte, so begann sie mit weiblicher List ein wenig Wachs von dem Täfelchen abzuheben und alsbald erschien ein verborgener Buchstabe. Da sie nun noch mehr des Wachses aufgedeckt hatte, kam immer mehr von der Schrift zu Tage, und als nun somit alles Wachs von den Buchstaben weggenommen war, so konnte man lesen, was darin geschrieben stand. Die Fürsten des Volkes aber, als sie das sahen, freuten sich sehr, vollzogen den ihnen im Briefe ertheilten Rath, vertheidigten wacker ihre Stadt und befreiten sie von jeglichem Angriff.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Von der weltlichen Furcht.

Auguſtinus erzählt, daß die Aegypter, als ſie einſtens die Iſis und den Serapis zu Göttern erheben wollten, auf folgende Weiſe verfuhren. Zuerſt gaben ſie ein Geſetz, daß derjenige, welcher ſie Menſchen nennen würde oder der von ihrer Abkunft ſpräche, des Todes ſterben ſollte; ſie ſtellten aber zwei Bildſäulen derſelben auf. Zweitens aber, damit das genannte Geſetz Niemandem verborgen bleiben könnte, ſo ſtellten ſie in jedem Tempel, wo ihre Bilder verehrt wurden, neben denſelben ein kleines Götzenbild in menſchlicher Geſtalt auf, welches den Finger auf den Mund gelegt hielt, um auf dieſe Weiſe denen, welche jene Tempel beträten, ein Zeichen des Stillſchweigens zu machen, damit auf dieſe Weiſe die Wahrheit von Allen verſchwiegen würde.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Von der Seelen Arzeney.

Der ſelige Auguſtinus erzählt, daß es vor Alters Sitte war, daß die Körper der Kaiſer nach ihrem Tode verbrannt und ihre Aſche auf einen erhabenem Orte niedergelegt wurde. Nun begab es ſich aber einſtmals, daß einer ſtarb, deſſen Herz durchaus nicht verbrennen wollte. Da nun aber viele ſich hierüber verwunderten, ſo ließ

man alle Philoſophen und Weiſen aus jenem Staate zuſammenrufen, und als man bei ihnen nach der Urſache davon geforſcht hatte, ſagten ſie endlich, der Kaiſer ſey vergiftet worden und das Herz könne wegen dem darin verborgen liegenden Gifte nicht in Brand geſetzt werden: hierauf zogen ſie daſſelbe aus dem Feuer und legten Theriak darauf, wodurch ſie das Gift vertrieben, und als nun das Herz zum zweiten Male ins Feuer gelegt wurde, da wurde es als bald in Aſche verwandelt.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Von der Verlockung des Teufels durch zeitliche Güter.

Es wird von einem gewiſſen Zauberer erzählt, der einen ſehr ſchönen Garten beſaß, in welchem ſoviele wohlriechende Blumen waren, ſoviele ſüße Früchte und ſolche himmliſche Ergötzlichkeiten, daß es ſehr angenehm war, ſich darin aufzuhalten. Dieſen Ort aber wollte er Niemandem zeigen als Thoren und ſeinen Feinden: wenn dieſe nun einmal hineingeführt worden waren, da erblickten ſie ſoviele und ſo große Freuden, daß ſie ſich verwunderten und inſtändig baten, daß ſie darin bleiben könnten. Jener aber geſtand dieſe Erlaubniß Keinem zu, als wer ihn zum Erben einſetzen würde. Die Thoren aber glaubten, der Garten ſey das Paradies, in welchem ſie immer bleiben könnten, und geſtanden ihm ihr Erbe zu; der Zauberer aber ſtand des Nachts auf, traf ſie ſchlafend

und tödtete ſie. So vollbrachte er vermittelſt dieſes Gartens unendliches Böſe.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Von dem Vergeſſen der Wohlthaten und der Undankbarkeit.

Eine gewiſſe adlige Dame erduldete viele Unbilden von einem Tyrannen, der ihr Land verwüſtete. Wenn ſie das hörte, vergoß ſie täglich Thränen und ihre Seele lag in Trübſal. Nun begab es ſich aber zufällig, daß ein gewiſſer Fremder in ihre Nähe kam, und weil er ihre Angſt und Noth ſah, von Mitleid bewogen, Krieg für ſie unternahm unter der Bedingung, daß, wenn er in demſelben fiele, ſie ſeinen Stab und Reiſebündel bei ſich in ihrem Gemach verwahren ſollte, auf daß ſie ein Andenken von ihm hätte und ihm dankbar wäre. Sie aber geſtand ihm das getreulich zu und der Fremde, der nun den Krieg begann, beſiegte zwar den Tyrannen, wurde aber ſelbſt im Kampfe bis auf den Tod verwundet. Als nun das Mägdlein von ſeinem Tode gehört hatte, that ſie, was ſie ihm verſprochen hatte; den Stab und ſein Reiſebündel hing ſie in ihrem Gemache vor ihrem Bette auf. Nun begab es ſich aber, daß die Länder und Kriegsheere das Gerücht durchflog, wie dieſe edle Frau alle ihre verlorenen Reiche wiedergewonnen hätte. Als dieſes auch drei Könige gehört hatten, kamen ſie mit großem Gepränge zu ihr, um ſie zu beſuchen und ſie zur Ehe zu begehren. Jene aber

putzte sich sogleich und ging ihnen entgegen und nahm sie mit großen Ehren auf. Sie aber dachte bei sich: vielleicht werden diese Könige mein Gemach zu betreten verlangen und es wird mir eine Schande seyn, wenn sie vor meinem Bette den Reisesack und den Stab eines Fremden finden, und so befahl sie, dieselben wegzuschaffen und nicht mehr da sehen zu lassen. So vergaß sie ihren Vertrag und wurde undankbar erfunden.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Von der Niedrigkeit.

Eine gewisse vornehme Königin hatte von einem bäurischen Sclaven einen Sohn empfangen, der sich nachher schlecht und lasterhaft vor den Augen seines angeblichen Vaters, des Fürsten aufführte. Der König aber forschte fleißig bei der Königin nach, ob es sein Sohn sey, und da er endlich aus ihrer Beichte gefunden hatte, daß er nicht sein Kind sey, so wollte er ihn doch nicht der Regierung berauben, sondern er übergab ihm sein Reich, und gab ihm nur den Befehl, daß er seine Kleider von verschiedenartigem und verschiedenfarbigem Stoffe fertigen lassen sollte, nehmlich eine Hälfte aus schlechtem, die andere aus kostbarem Tuche, auf daß, wenn er das schlechte ansähe, er von Hochmuth und jedem Laster zurückgezogen würde, wenn aber das gute Tuch, er sich nicht ganz wegwürfe, sondern nur bescheiden zeigte.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Von der gerechten Vergeltung.

Es war einſt ein gewiſſer Kaiſer, ſehr reich und mächtig, der eine gar ſchöne Tochter hatte, die allen Augen gefiel: dieſe liebte er außerordentlich und beſtimmte fünf Krieger zu ihrer Leibwache. Dieſe Krieger aber gingen beſtändig gewaffnet einher und erhielten an beſtimmten Tagen eine beſtimmte Löhnung für die Bewachung des Mädchens, aus dem Schatze des Königs. Der König hatte aber einen Seneſchall und einen Hund, welche er gar ſehr werth hielt. Der Hund war indeſſen an drei Ketten gelegt, weil er ſehr grauſam war und alle, die er packen konnte, zerriß. Nun begab es ſich einmal, daß, als der König auf ſeinem Bette lag, er ſich vornahm, das gelobte Land zu beſuchen; er ſtand alſo früh auf, ließ den Seneſchall zu ſich rufen und ſprach zu ihm: ich will das gelobte Land ſehen und laſſe darum unter Deiner Obhuth meine einzige Tochter mit ihren Kriegern und den Hund, welchen ich lieb habe: ich befehle Dir aber bei Leibesſtrafe, daß es meiner Tochter an irgend etwas nicht mangeln darf. Ferner magſt Du ihren Kriegern auch alle ihre Bedürfniſſe, wie es ſich geziemt, verabreichen, den Hund aber beſtändig an der Kette halten und ihm nicht zu gut zu freſſen geben, ſondern vielmehr mag er Hunger leiden, auf daß ſo ſeine Grauſamkeit und Wildheit zu nichte gemacht werde. Der Seneſchall aber verſprach treulich Alles erfüllen zu wollen. Der König zog nun in

das gelobte Land, allein der Seneſchall kümmerte ſich nicht um das, was er verſprochen hatte und was ihm befohlen war, denn er fütterte den Hund fortwährend mit den beſten Speiſen und hüthete ihn nicht wie er ſollte. Der Jungfrau entzog er das Nöthige und ihre Krieger beraubte er ihrer Löhnung, ſo daß ſie ſich zerſtreuten und in die weite Welt hinauszogen. Die Jungfrau aber, die ſo ohne Wache gelaſſen war, ging weinend und klagend in ihrem Hofe herum und der Hund, wie er ſie allein ſah, zerriß die drei Ketten, mit denen er gebunden war, und tödtete das Mädchen. Ueber ihren Tod aber erhob ſich im Lande ein großes Wehklagen, und als der König von dem Tode ſeiner Tochter gehört hatte, da wendeten ſich alle ſeine Eingeweide im Leibe um, er ließ den Seneſchall vor ſich rufen und fragte ihn, warum er ſeine Tochter ohne Wächter gelaſſen, ihre Krieger ihrer Löhnung beraubt und den Hund wider ſein Geheiß gefüttert habe. Der aber verſtummte und brachte nichts zu ſeiner Entſchuldigung vor. Alſo befahl der König den Henkersknechten, ſie ſollten ihn an Händen und Füßen gebunden in einen brennenden Ofen werfen, und Alle lobten den König, daß er ein ſolches Urtheil gefällt hatte.

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Von der gottloſen Liſt der alten Weiber.

Es gab eine Kaiſerin, in deren Reich ein Kriegsmann lebte, der eine edle, keuſche und ehrbare Frau hatte.

Nun begab es sich aber, daß dieser Ritter eine Reise zu machen hatte; allein vorher sprach er zu seinem Weibe; ich lasse keinen Wächter bei Dir, denn ich glaube, daß Du eines solchen nicht bedarfst. Hierauf rüstete er seine Begleitung aus und zog davon, seine Gattin aber blieb in ihrem keuschen Lebenswandel zu Hause. Nun begab es sich aber, daß sie sich von den Bitten einer ihrer Nachbarinnen bewegen ließ, in das Haus derselben zum Gastmahl zu kommen, und wie sie wieder in ihr eigenes zurückkehrte, erblickte sie ein junger Mann, begann sie mit heißer Brunst zu lieben und sandte viele Boten zu ihr, weil er mit gleicher Wärme von ihr geliebt zu werden begehrte. Sie aber wieß denselben zurück und verachtete ihn ganz und gar. Er aber, da er sich durchaus nicht beachtet sah, kränkte sich sehr und schwand dahin: dennoch ging er oft wieder nach ihr, allein er vermochte durchaus nichts zu erlangen, da ihn die Dame ganz und gar verachtete. Nun begab es sich aber, daß eines Tages der Jüngling traurig und bekümmert zur Kirche ging und ihm auf dem Wege eine alte Frau begegnete, die im Geruche der Heiligkeit stand. Als die den jungen Mann so traurig sah, befragte sie ihn um die Ursache so großen Kummers, er aber sprach: Was nützt es mir, Dir das zu erzählen? Jene aber versetzte: Du mußt Deine Wunde aufdecken, wenn Du die Hülfe des Arztes erwarteſt. Zeige mir also die Ursache Deines so großen Schmerzes an und mit Gottes Hülfe werde ich Dich heilen. Als das der Jüngling gehört hatte, entdeckte er ihr, wie er sich in jene Dame verliebt habe. Da sagte die Alte: gehe schnell in

Dein Haus, ich will Dich binnen kurzer Zeit heilen. Als sie das gesprochen hatte, eilte der Jüngling nach Hause, die Alte aber kehrte gleichfalls in das ihrige zurück. Nun hatte die Alte eine gewisse kleine Hündin, welche sie zwei Tage lang zum Hungern nöthigte; am dritten Tage aber gab sie dem ausgehungerten Hündlein Senfbrod zu fressen; als dieses aber dasselbe verzehrt hatte, thränten wegen der Bitterkeit desselben seine Augen den ganzen Tag über. Hierauf begab sich die Alte mit der Hündin zu dem Hause der Dame, welche der Jüngling so sehr liebte, und wurde sogleich, weil sie für eine Heilige geachtet wurde, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während sie nun aber einander gegenüber saßen, da sah die Dame den weinenden Hund, wunderte sich sehr und fragte nach der Ursache dieser Erscheinung. Da sprach die Alte: O theuerste Freundin, wollet mich nicht fragen, weswegen er weint und einen so großen Schmerz empfindet, den ich Dir kaum mittheilen kann. Die Dame aber forschte immer mehr und dringender, auf daß sie es sagen möchte. Da sprach die Alte zu ihr: Diese Hündin war meine gar zu züchtige und ehrbare Tochter, in welche sich einst ein Jüngling sterblich verliebt hatte: sie war aber so keusch, daß sie seine Liebe ganz und gar zurückwieß, weshalb der Jüngling, der sich gar zu sehr darüber betrübte, vor Schmerz starb und für diese ihre Schuld hat nun Gott meine Tochter in das Hündlein verwandelt, welches Du hier vor Dir siehst. Als die Alte so gesprochen hatte, fing sie an zu weinen und sagte: so oft nun meine Tochter sich erinnert, was für ein schönes Mädchen sie war, so oft weint auch

das Hündlein und läßt sich durch nichts trösten: ja sie reitzt Alle vor gar zu heftigem Schmerz zum Weinen. Als das die Dame hörte, dachte sie bei sich: o weh mir, mich liebt auf ähnliche Weise ein Jüngling und ist krank aus Liebe zu mir: und so erzählte sie den ganzen Hergang der Sache der Alten. Als die das gehört hatte, sprach sie: O liebste Frau, wollet nicht die Liebe des Jünglings von Euch weisen, damit nicht auch Ihr vielleicht in eine Hündin verwandelt werdet, wie meine Tochter, was ein unersetzlicher Schaden wäre. Nun sprach die Dame zu der Alten: O gute Frau, gebt mir einen guten Rath, auf daß ich nicht eine Hündin werde. Sie aber sprach: Schicket sogleich nach jenem Jüngling und thut ihm ohne weitern Aufschub seinen Willen. Aber jene versetzte: ich bitte Euere Heiligkeit, Ihr wollet Euch zu ihm aufmachen und ihn hierher mit Euch bringen, denn es könnte ein Aufsehen werden, wenn ein Anderer zu ihm ginge. Hierauf erwiederte die Alte: ich habe Mitleid mit Dir und will ihn gern hierher führen. Sie machte sich also auf den Weg, brachte den Jüngling mit und dieser schlief bei der Dame. Und also beging die Frau der Alten wegen einen Ehebruch.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Lehre von den schlechten Richtern.

Es gab einen gewissen Kaiser, der ein Gesetz festsetzte, daß ein jeder Richter bei schwerer Strafe gerecht

richten ſollte, und wenn er dagegen thäte, er auf keine Weiſe Erbarmen finden ſollte. Nun trug ſich aber der Fall zu, daß ein Richter durch Geſchenke beſtochen, ein falſches Urtheil fällte. Der Kaiſer aber, als er das gehört hatte, befahl ſeinen Sclaven ihn zu ſchinden, und alſo geſchah es. Seine Haut aber legte er auf den Stuhl, auf welchem der Richter ſitzen mußte, daß derſelbe daran denken ſollte und fürder nicht mehr ein falſches Urtheil gäbe. Der König aber machte den Sohn des getödteten Richters zum Richter, indem er zu ihm ſprach: Du ſollſt auf der Haut Deines Vaters ſitzen, um über mein Volk zu richten: wenn Dir aber Jemand ein Geſchenk bringt, damit Du von dem Wege des Rechten abweichen mögeſt, ſo ſiehe Dich nach der Haut Deines Vaters um, auf daß Dir nicht daſſelbe begegne.

Dreißigſtes Capitel.

Von Sünde und Gericht.

Es war einſt ein König, welcher durch ein Geſetz feſtſetzte, es ſollte dem aus dem Kriege zurückkehrenden Krieger eine dreifache Ehrenbezeigung, aber auch eine dreifache Unannehmlichkeit zu Theil werden. Die erſte Ehre beſtand darin, daß das Volk voller Freudensbezeigungen dem Sieger entgegenging. Die zweite lag darin, daß alle Gefangene hinter ſeinem Wagen mit gefeſſelten Händen und Füßen folgten. Die dritte Ehrenbezeigung war aber, daß er bekleidet mit einem Jupiterskleide auf einem Wa-

gen saß, welchen vier weiße Rosse zogen und auf diesem zum Capitole geführt wurde. Damit er aber bei solchen Ehren nicht sich selbst vergäße, mußte er eine dreifache Unannehmlichkeit ausstehen. Die erste bestand darin, daß mit ihm auf dem Wagen ein Sclave gesetzt wurde, auf daß einem Jeglichen von wie niedrigem Stande er auch sey, die Hoffnung gezeigt werde, daß er zu solcher Ehre gelangen könne, wenn es seine Rechtschaffenheit verdiene. Die zweite war aber, daß jener Sclave ihm Backenstreiche gab, damit er nicht allzu stolz würde und zu ihm sprach: **Gnoto seauton**, d. h. lerne Dich selbst kennen und sey nicht übermüthig wegen solcher Ehre, siehe hinter Dich und bedenke, daß Du ein Mensch bist. Die dritte lag aber darin, daß an diesem Tage einem Jeden freistand gegen die Person des Triumphirenden zu sagen was er wollte, sogar alle Schimpfreden.

Einunddreißigstes Capitel.

Von des Todes Schrecken.

Man liest vom Tode Alexanders: als ihm ein goldenes Grabmal gemacht wurde, da kamen viele Philosophen an demselben zusammen, von denen einer sprach: Alexander hat gestern aus Gold einen Schatz gemacht, und jetzt hat umgekehrt das Gold aus ihm einen solchen geschaffen. Ein anderer sprach: Gestern reichte für Alexander die ganze Welt nicht hin: heute sind drei oder vier Ellen Tuch genug für ihn. Ein anderer sagte: Gestern

herrſchte Alexander über ſein Volk, heute herrſcht dieſes über ihn. Ein Anderer verſetzte: Geſtern konnte Alexander Viele vom Tode befreien, heute konnte er ſelbſt den Pfeilen deſſelben nicht entgehen. Ein Anderer ſprach: Geſtern drückte er die Erde, heute drückt ſie ihn. Ein Anderer ſagte: Geſtern fürchteten Alle den Alexander, heute achten ihn Alle für nichts. Ein Anderer ſprach: Geſtern hatte Alexander viele Freunde, heute hat er keinen. Ein Anderer verſetzte: Geſtern führte Alexander ſein Heer an, heute wird er von demſelben zum Grabe geführt.

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Von der guten Eingebung.

Seneca erzählt, daß in vergifteten Körpern wegen der Bosheit und allzugroßen Kälte des Giftes kein Wurm entſteht, allein daß, wenn ſie vom Blitz getroffen werden, ſie dann nach wenigen Tagen Würmer erzeugen.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Von der Prahlerei.

Valerius berichtet, daß ein gewiſſer Mann, mit Namen Paratinus weinend zu ſeinem Sohne und allen ſeinen Nachbarn ſprach: O weh, o weh! ich habe in meinem Garten einen Unglücksbaum, an welchen ſich meine erſte Frau gehängt hat, nachher auch die zweite und eben erſt wieder die dritte und darum leide ich erbärmlichen Kummer.

Da ſprach einer, des Namen war Arrius: ich wundere mich, daß Du eines ſo großen Glückes wegen Thränen vergiſſeſt: ich bitte Dich, gieb mir doch drei Pfropfreiſer von jenem Baum, weil ich geſonnen bin, dieſelben unter meine Nachbarn zu vertheilen, auf daß ein Jeder einen Baum habe, um ſeine Frau daran aufzuhängen: und alſo geſchah es.

Vierunddreißigſtes Capitel.

Von der Abwägung des Lebens.

Man lieſt vom König Alexander, daß er den Ariſtoteles zum Lehrer hatte, von deſſen Gelehrſamkeit er vielen Nutzen zog und viele Tugenden von ihm lernte. Unter andern fragte er ſeinen Meiſter, ob er nicht etwas ihm und Andern Erſprießliches ſagen wolle. Dieſer aber ſprach: Mein Sohn, höre fleißig zu, und wenn Du meine Lehren behalten wirſt, wirſt Du zu großen Ehren gelangen. Sieben Dinge ſind es, welche ich Dich lehren will. Erſtlich darfſt Du nie die Richtſcheid überſpringen: zweitens nicht mit dem Stahl das Feuer erhitzen, drittens mußt Du nie an einem Kranze pflücken, viertens kein Vogelherz eſſen, fünftens wenn Du Dich einmal auf den Weg gemacht haſt, nicht umkehren, ſechſtens nie auf der öffentlichen Straße wandeln, ſiebentens keine ſchwatzhafte Schwalbe in Deinem Hauſe laſſen. Der König befleißigte ſich aber gar wunderbar dieſer ſieben Lehren und zog aus ihnen ſein Lebelang Nutzen.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Von der Wiederherſtellung des Friedens und der Beſtrafung derer, die ihn zerſtören.

Man lieſt in der Römer Thaten, daß eine ſolche Gewohnheit unter ihnen herrſchte, daß, wenn ein Friede zwiſchen Großen hergeſtellt werden ſollte, zwiſchen denen ein Zwiſt war, ſie einen großen und hohen Berg beſtiegen und ein Lamm herbeigeführt und getödtet wurde, und auf ihre Vereinigung das Blut deſſelben vergoſſen ward zur Wiederherſtellung des Friedens und zum Zeichen, daß, wer von ihnen den Frieden ſtören werde, an dem eine große Rache genommen und ſein Blut vergoſſen werden ſolle.

Sechsunddreißigſtes Capitel.

Von dem Lauf des Menſchenlebens.

Man lieſt von einem gewiſſen Könige, der vor Allem wünſchte, die Natur des Menſchen kennen zu lernen. In deſſen Reiche war aber ein gewiſſer ſehr ſcharfſinniger Philoſoph, nach deſſen Rathe gar Viele handelten. Als nun der König von ihm gehört hatte, ſendete er einen Boten an ihn, auf daß er ohne weitern Verzug zu ihm käme. Der Philoſoph, als er den Willen des Königs vernommen hatte, kam zu ihm und der König ſprach alſo

zu ihm: Meiſter ich wünſche von Dir Weisheit und Lehren zu hören; ſage mir zuerſt, was iſt der Menſch? Jener aber ſprach: der Menſch iſt elend die ganze Zeit ſeines Lebens hindurch: betrachte den Anfang, die Mitte und das Ende des Deinigen und Du wirſt finden, daß Du voller Elend biſt. Darum ſagt Hiob: der Menſch vom Weibe geboren ꝛc. Wenn Du auf den Anfang Deines Lebens zurückblickſt, wirſt Du finden, daß Du arm warſt und ohnmächtig: wenn aber auf die Mitte deſſelben, wirſt Du finden, wie der Weltgeiſt Dich in die Enge treibt und vielleicht auch Deine Seele verdammt, wenn aber auf das Ende, wie die Erde Dich aufnimmt. Und darum, mein König, darfſt Du nicht daran denken, ſtolz zu ſeyn. Da ſprach der König: Meiſter, ich will vier Fragen an Dich thun, wenn Du mir dieſe gut löſen wirſt, will ich Dich zu Würden und Reichthum erheben. Die erſte Frage iſt: was iſt der Menſch? die zweite: wem gleicht er? die dritte: wo iſt er? die vierte: mit welcher Geſellſchaft lebt er? Da ſprach der Philoſoph: Herr ich will Dir auf Deine erſte Frage antworten, indem Du fragſt, was der Menſch iſt. Ich ſage Dir aber: der Menſch iſt ein Sclav des Todes, ein Gaſt der Erde, ein vorüberziehender Wanderer. Ein Sclav iſt er, inwiefern er der Hand des Todes nicht entfliehen kann und der Tod alle ſeine Anſtrengungen und Tage dahinnimmt und er, wie er es verdient hat, Belohnung oder tödtliche Strafe empfangen wird. So iſt auch der Menſch nur ein Gaſt der Erde, denn man vergißt ihn alsbald: und ebenſo iſt er auch ein vorüberziehender Wanderer, denn ſey es im Schlafen, ſey es

im Wachen, ſey es bei'm Eſſen, ſey es bei'm Trinken oder indem er ſonſt was Anderes thut, immer läuft er dem Tode zu. Darum müſſen wir uns auf unſerem Marſche mit Lebensmitteln verſorgen, das heißt mit Tugenden. Die zweite Frage iſt aber: wem gleicht der Menſch? Ich ſage Dir aber: er gleicht dem Eiſe, welches durch Hitze ſchnell zerſchmilzt. Ebenſo wird der Menſch, der von Erde und den Elementen zuſammengeſetzt iſt, ſchnell durch die Hitze der Kraftloſigkeit aufgelöſt und vernichtet. Ebenſo auch iſt er ähnlich einem jungen Apfel: denn ſowie der junge Apfel, der am Baume hängt, wenn er zum gehörigen Wachsthum kommen muß, plötzlich von einem kleinen, inwendig entſtandenen Wurme angefreſſen wird und alsbald zuſammenbrechend unnütz wird, ſo auch beim Wachſen des Menſchen in ſeiner Jugend entſteht plötzlich innerlich bei ihm eine Schwäche, die Seele wird herausgetrieben und der Körper verdorben. Weshalb alſo iſt der Menſch hochmüthig? Die dritte Frage iſt: wo iſt der Menſch? Ich ſage, in tauſendfachem Kriege, nehmlich gegen die Welt, den Böſen und das Fleiſch. Die vierte Frage war: in welcher Geſellſchaft lebt der Menſch? Ich antworte: mit ſieben Genoſſen, die ihn beſtändig plagen: dieſe aber ſind Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, Müdigkeit, Krankheit und Tod. Rüſte alſo Deine Seele gegen den Böſen, die Welt und das Fleiſch, deren Kriege oder Verſuchungen verſchieden ſind. Aber auch auf verſchiedene Weiſe iſt die Seele zu rüſten, auf daß ſie ihnen Widerſtand leiſte. Das Fleiſch nehmlich verſucht uns durch Wolluſt und Vergnügen: die Welt durch des Reichthums Eitelkeit und der Böſe durch

die Schlechtigkeit des Hochmuths. Wenn alſo das Fleiſch Dich verſucht, da wende Du folgendes Mittel an: bedenke immer, daß das Fleiſch, welches Dich zur Sünde verlockt, Dich zu unbekannter Zeit und Stunde in Aſche verwandeln wird und daß Deine Seele für das Vergehen deſſelben eine ewige Strafe wird auszuſtehen haben. Im zweiten Capitel des Buchs der Weisheit aber heißt es: „der Leib iſt dahin wie eine Loderaſche und der Geiſt zerflattert wie eine dünne Luft, und unſeres Namens wird mit der Zeit vergeſſen, deß freilich niemand unſeres Thuns gedenken wird. Wenn uns aber dieſe Aſche im Gedächtniß bleibt, wird ſie die Verſuchung verhindern, zur Thätigkeit zu ſchreiten. Wenn aber die Welt durch die Eitelkeit Dich verſucht, da wende folgendes Mittel gegen ſie an: betrachte fleißig ihre Undankbarkeit und nie wirſt Du Luſt haben, ihr zu dienen. Denn ſo undankbar iſt die Welt und wenn Du ihr auch Dein ganzes Leben hindurch treu dienſt, wird ſie Dir doch nicht erlauben, etwas Anderes mit Dir hinaus zu nehmen, als Deine Sünde. Denn es iſt mit der Welt wie mit dem Rebhuhn. Denn das Rebhuhn, welches Junge hat, wenn es bemerkt, daß ſich ein Jäger ſeinem Neſte nähert, kommt es in die Nähe des Jägers, um ihn von ſeinen Jungen abzuziehen, und ſtellt ſich, als könne es nicht fliegen und der Jäger, der da meint, daß das wahr ſey, folgt ihm allmählig. Jenes fliegt nun auf und er geht ihm nach, indem er es zu fangen hofft: und ſo macht es daſſelbe immerfort, bis jener weit von den Jungen entfernt iſt: und ſo täuſcht es den Jäger, der weder Rebhuhn noch Junge hat. So iſt es mit der

Welt. Der Jäger, welcher sich dem Neste der jungen Rebhühner nähert, ist der gute Christ, der Nahrung und Kleidung und andere Dinge mit Arbeit zu erlangen trachtet. Allein die Welt nimmt den Menschen freudig auf, belobt ihn und stellt sich, als wolle sie ihm folgen und immer in Ehren bei ihm bleiben: der Mensch aber, der dieß sieht, entfernt sich oft von den guten Werken und folgt der Welt Eitelkeit und dann entfernt ihn die Welt von der Liebe Gottes und den guten Werken. Dann nimmt ihn der Tod weg aus der Zeit und jener bleibt betrogen: weil er nicht die Welt bekommt, der er folgen mag, noch die Frucht der guten Werke, von denen er entfernt wird. Siehe wie die Welt ihrem Diener ihren Lohn giebt und das ist, was in den Briefen Jacobi am zweiten Capitel also gesagt wird: die ganze Welt liegt im Argen: alles, was in der Welt ist, ist entweder Lebensübermuth und dergl. Drittens aber, wenn Dich der Böse versucht, so brauche folgendes Mittel gegen ihn. Behalte Christi Leiden im Gedächtniß, durch welche der Hochmüthige geschlagen wird und nicht die Macht hat zu widerstehen. Darum sagt der Apostel: Ziehet Ihr die Rüstung Gottes an, auf daß Ihr stehen könnt ꝛc. Darum berichtet Solinus in seinem Buche von der Welt Wunderwerken, daß Alexander ein Pferd hatte, des Namen Bucephalus war: seine Gewohnheit aber war, daß, wenn es gerüstet und bereit zum Kriege war, es keinen Reiter duldete als allein den Alexander. Wenn dasselbe aber ein Anderer bestieg, warf es ihn alsbald ab: war es aber nicht gerüstet, durften sogar die Diener auf ihm sitzen.

So auch der Menſch, wenn er mit Chriſti Leiden gewaffnet iſt, nimmt in ſeinem Herzen keinen andern Regierer auf als den allmächtigen Gott. Wenn aber irgend eine Verſuchung des Böſen in ſeinem Herzen aufſteigen will, ſo hat er alsbald durch die Kraft des Leidens Chriſti die Macht, dieſelbe abzuwerfen. Wenn er aber jener göttlichen Rüſtung entbehrt, wird er alsbald geneigt ſeyn, jegliche Verſuchung anzunehmen. Laßt uns alſo darnach trachten uns mit Tugenden zu rüſten, auf daß wir endlich zum Ruhme Gottes gelangen mögen.

Siebenunddreißigſtes Capitel.

Von der Erhebung des Geiſtes gen Himmel.

Plinius erzählt, daß ein Adler, deſſen Jungen eine Schlange nachſtellt, welche den Namen Parnas führt, hoch auf in die Lüfte ſteigt und dort ſein Neſt baut. Wenn aber die Schlange ſieht, daß ſie ſich der großen Höhe wegen demſelben nicht nähern kann, zieht ſie den Wind an ſich und läßt ihr Gift fahren, auf daß die mit dem Gifte geſchwängerte Luft zu den Jungen getragen, dieſelbe tödten möge. Aber jener Adler wendet durch einen gewiſſen Naturtrieb eine bewunderungswürdige Vorſicht an. Er nimmt nehmlich den Stein mit ſich, den man Achat nennt, und legt ihn in denjenigen Theil des Neſtes, welcher dem Winde entgegengeſetzt iſt, und dieſer Stein nun vertreibt durch ſeine Kraft das Gift, auf daß es nicht zu

den Jungen bringe und alſo werden die Jungen erhalten, daß ſie nicht getödtet werden können.

Achtunddreißigſtes Capitel.

Von der Vorſorge, die Sünde zu vertilgen.

Man lieſt, daß, als zur Zeit des Kaiſers Heinrich des Zweiten eine gewiſſe Stadt von ihren Feinden belagert wurde, noch ehe dieſelben an ſie gelangen konnten, eine Taube in die Stadt herabflog, um deren Hals ein Brief hing folgenden Inhalts: es kommt ein Hundegeſchlecht und es wird ein ſtreitbares Volk ſeyn, gegen welches Du durch Dich und Andere Dein Geſetz vertheidigen magſt.

Neununddreißigſtes Capitel.

Von Gottes und des Menſchen Verſöhnung.

Man lieſt in den Thaten der Römer, daß zwiſchen zwei Brüdern eine ſolche Zwietracht herrſchte, daß der eine Bruder alle Länder des andern verwüſtete. Wie das der Kaiſer Julius vernahm, unternahm er eine ſchwere Verfolgung gegen dieſen Bruder. Der aber, wie er den Zorn des Kaiſers empfunden hatte, kam zu dem Bruder, dem er ſovieles Böſe zugefügt hatte, flehte ihn um Erbarmen an und bat ihn noch überdieß, er möchte doch

zwiſchen ihm und dem Kaiſer den Frieden wieder herſtellen. Die Umſtehenden aber meinten, er habe nicht den Frieden, wohl aber ſchwere Strafe verdient. Denen antwortete aber jener: Nicht darf man den Fürſten lieben, der im Kriege ſanft iſt wie ein Lamm, im Frieden aber ſtrenge wie ein Löwe: obgleich es alſo mein Bruder nicht um mich verdient, will ich ihn doch, wenn ich kann, wieder zu Gnaden bringen, denn das Unrecht, was er mir zugefügt hat, iſt ſchon damit beſtraft genug, daß er mein Erbarmen anfleht. Und alſo ſtellte er zwiſchen dem beleidigten Kaiſer und ſeinem Bruder den Frieden wieder her.

Vierzigſtes Capitel.

Von der Art der Verſuchung und der Klugheit.

Man lieſt, wie Macrobius erzählt, daß einſt ein gewiſſer Krieger war, der wegen Manchem, was er öfter geſehn und gehört hatte, ſeine Frau in Verdacht hatte, daß ſie einen Andern mehr liebte als ihn ſelbſt. Er fragte alſo ſeine Frau, ob das wahr ſey. Jene aber leugnete einfältiglich, daß ſie Jemand ſo ſehr liebe als ihn. Der Krieger aber beruhigte ſich bei ihren Reden nicht, ſondern ging zu einem erfahrenen Geiſtlichen und machte mit ihm aus, er ſolle ihm die Wahrheit anzeigen. Der aber ſagte: ich kann das nicht unternehmen, wenn ich nicht Euere Herrin ſehe und mit ihr ſpreche. Und jener verſetzte: ich bitte Dich recht ſehr, daß Du heute

bei mir ſpeiſen mögeſt: ich werde Dich neben meine Frau ſetzen. Der Geiſtliche begab ſich hierauf zu der Wohnung des Kriegers, die Stunde des Eſſens nahte, er wurde neben der Frau vom Hauſe geſetzt und nachdem das Mahl vorüber war, fing der Geiſtliche an mit derſelben von verſchiedenen Dingen ein Geſpräch anzuknüpfen. Hierauf nahm er die Hand der Dame in die ſeinige und fühlte ihren Puls, worauf er denn über den zu ſprechen begann, mit welchem ſie ſich ins Gerede gebracht hatte, und wegen deſſen ſie im äußerſten Verdachte war. Sogleich fing vor Vergnügen ihr Puls an ſchnell zu gehen und ſich zu erhitzen, ſo lange er ſeine Rede über jenen ausdehnte. Als nun der Geiſtliche das bemerkte, fing er an auch von ihrem Manne zu reden, und alsbald hörte der Puls auf ſich ſchneller zu bewegen und heiß zu ſeyn, woraus der Geiſtliche merkte, daß ſie den Andern liebte, wegen welchem man ſchlecht von ihr ſprach, und zwar mehr als ihren eigenen Mann. Alſo gelangte der Krieger durch den Geiſtlichen zur Erkenntniß der Wahrheit.

Einundvierzigſtes Capitel.

Vom Siege Chriſti und ſeiner allzu großen Huld.

Als Cosbras, der Athenienſiſche Feldherr, gegen die Dorier zu Felde ziehen wollte, verſammelte er ſein Heer und befragte den Apollo über den Ausgang des Krieges. Ihm aber wurde zur Antwort, er werde auf keine andere

Weise den Sieg erringen, als wenn er sich selbst in die feindlichen Schwerter stürze. Wie das die Dorer gehört hatten, machten sie bekannt, es solle niemand den Leib des Königs Cosdras verletzen. Als aber Cosdras dieses erfahren hatte, wechselte er seine königlichen Kleider, ergriff die Waffen und stürzte sich mitten unter das feindliche Heer und einer der Soldaten, der dieses sah, durchbohrte ihn bis ins Herz hinein mit seiner Lanze. Also errettete er durch seinen Tod sein Volk aus den Händen der Feinde. Zuletzt aber wurde über seinen Fall von beiden Völkern ein großes Klaggeschrei erhoben.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Von dem Mangel an Liebe.

Valerius berichtet, daß er zu Rom auf einer Säule vier Buchstaben sah, deren jeder dreimal hingeschrieben war: nehmlich drei **PPP**, drei **RRR**, drei **SSS**, und drei **FFF**. Als er diese Buchstaben erblickt hatte, rief er aus: o weh, o weh! ich sehe den Zusammensturz dieser Stadt vor mir. Wie das die Vornehmen derselben hörten, sprachen sie: Meister, sage uns Deine Meinung hierüber. Jener aber sprach: das ist der Sinn der Buchstaben: **Pater Patriae Perditur** (der Vater des Vaterlands ist verloren), **Sapientia Secum Sustollitur** (die Weisheit ist weg mit ihm getragen), **Ruunt Regna Romae** (das Römerreich stürzt zusammen) **Ferro, Flamma, Fame** (durch Eisen, Feuer, Hunger) und also hat es nachher der Ausgang der Sachen erwiesen.

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Wie Chriſtus durch ſein Leiden und durch ſeinen freiwilligen Tod die Hölle verſchloſſen hat.

In der Mitte der Stadt Rom an einem gewiſſen Orte öffnete ſich auf einmal die Erde und von unten ſperrte ſich eine gähnende Oeffnung auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten ſie: dieſer Schlund wird ſich nicht ſchließen, bevor Jemand freiwillig hineingeſprungen ſeyn wird. Allein da man nun Niemanden hierzu bereden konnte, ſo ſprach Marcus Aurelius: Wenn Ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, ſo will ich nach Verlauf deſſelben freudig und freiwillig mich hinabſtürzen. Wie das die Römer hörten, freuten ſie ſich ſehr und einſtimmig beſchloſſen ſie, es ſolle ihm nichts verboten ſeyn. Er aber, der ihr Eigenthum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, ſtürzte ſich nach Verlauf eines Jahres mit ſeinem edlen Roſſe in ſchnellem Sprunge hinab und ſogleich ſchloß ſich hinter ihm die Erde.

Vierundvierzigſtes Capitel.

Vom Neide.

Tiberius wurde Kaiſer, der, bevor er die Herrſchaft übernommen hatte, klug im Geiſte, berühmt durch ſeine

Beredtſamkeit und glücklich im Felde geweſen war. Nun aber machte er ſich los von den Künſten des Lagers, führte keinen Krieg mehr und bedrückte ſchwer das römiſche Volk. Er tödtete ſeine eigenen Söhne, mehrere Patricier und Conſuln und warf alle Mäßigkeit weg, ſodaß der Tiberius, welcher vorher der Mäßige genannt worden war, nun, nachdem er das von ſich geworfen hatte, der Zügelloſe genannt wurde. Dieſem Manne verſprach nun ein gewiſſer Künſtler, er könne ihm dehnbares Glas verfertigen und Tiberius, der daſſelbe an die Wand geworfen hatte, hob es nicht zerbrochen, aber nur verbogen wieder auf und der Künſtler brachte einen Hammer hervor, und indem er das Glas wie Kupfer behandelte, beſſerte er es bald wieder aus. Da nun aber Tiberius fragte, wie das möglich ſey, ſagte er, daß Niemand auf Erden dieſe Kunſt verſtehe. Alsbald ließ ihm Tiberius das Haupt abſchlagen, indem er ſagte: wenn dieſe Kunſt gewöhnlich wird, wird man Gold und Silber fürder für nichts achten.

Fünfundvierzigſtes Capitel.

Wie allein die Guten in das Himmelreich eingehen werden.

Es lebte einſt ein ſehr edler König, weiſe und reich, der eine ihm ſehr theure Gattin hatte, die der ihm ſchuldigen Liebe uneingedenk drei Söhne außerhalb ihrer Ehe gebar, die beſtändig aufrühreriſch gegen den König und

denſelben in nichts ähnlich waren. Nachher aber empfing ſie aus dem Saamen des Königs einen vierten Sohn, gebär und ſäugte ihn. Nun begab es ſich aber, daß, als der Kreislauf ſeiner Tage geſchloſſen war, der König ſtarb und ſein königlicher Leib in einem Sarge verſchloſſen wurde. Da fingen nun nach ſeinem Tode die vier obengenannten Söhne an um die Oberherrſchaft im Reiche zu ſtreiten. Endlich kamen ſie darin mit einander überein; ſie wollten zu einem alten Krieger, der vormals Geheimſchreiber des verſtorbenen Königs geweſen war, gehen und ſich einfach auf ſeine Entſcheidung verlaſſen, und alſo geſchah es. Als nun aber der Krieger ſie geduldig angehört hatte, ſprach er: Höret meinen Rath! und wenn Ihr denſelben werdet befolgt haben, wird Alles gut ſeyn. Es iſt aber erſprießlich für Euch, daß Ihr den Leichnam des ſeligen Königs aus ſeinem Sarge herausnehmt und dann ein Jeder von Euch ſeinen Bogen und Pfeil in Bereitſchaft hält; wer nun am Tiefſten in den Leichnam hineinſchießen wird, der ſoll ſein Reich erhalten. Dieſer Rath gefiel ihnen, ſie gruben den Leichnam aus ſeinem Ruheplatze aus und befeſtigten ihn an einem Baume. Der erſte aber, welcher ſeinen Pfeil abſchoß, durchbohrte die rechte Hand des Königs, weshalb man ihn beinahe ſchon zum alleinigen Erben und Herrn des Reichs ausrief. Der zweite aber ſchoß ſeinen Pfeil gewiſſermaßen voller Fröhlichkeit näher in das Geſicht hinein, woher er ſich den Sieg mit größerer Gewißheit zuſchrieb. Der dritte aber durchbohrte das Herz deſſelben und meinte nun, er werde von ſeinen andern Brüdern auf das Sicherſte

die Herrschaft ohne Widerstreit in Besitz nehmen können. Als nun aber der vierte zu dem Leichnam hintrat, seufzte er schwer und sprach mit kläglicher Stimme: Weh mir, mein Vater, daß ich Deinen Leichnam von Deinen eigenen Söhnen verwundet sehen muß: ferne sey es von mir, daß ich nach dem Leibe meines Vaters, sey er nun lebendig oder todt, jemals schießen sollte. Als er so gesprochen hatte, da hoben ihn die Fürsten des Landes und das ganze Volk mit einander auf ihre Schultern und setzten ihn als den wahren Erben und Herrn des Reiches auf den Thron seines Vaters: die andern drei aber wurden aller ihrer Würden und Reichthümer beraubt und aus dem Lande gejagt.

Sechsundvierzigstes Capitel.

Von den sieben Todsünden.

Julius erzählt, daß im Monat Mai Jemand in einen Hain ging, in welchem sieben Bäume standen, voll von Blättern und hübsch anzusehen: und er sammelte vieles Laub, konnte aber nicht Alles fortbringen. Da kamen drei mächtige Männer und führten ihn dem Walde entgegen, er aber fiel beim Herausgehen in eine tiefe Grube und versank wegen der Größe seiner Last. So erzählt auch Plinius in seinem Buche von den Thieren, daß, wenn man bewirken will, daß ein Rabe, nachdem er auf einem Baume sein Nest gebaut hat, nie aus seinen Eiern Junge hervorbringen kann, man nur Glasscherben zwischen dem

Baume und ſeine Rinde zu ſtreuen hat, und ſolange dieſe da ſeyn wird, wird er niemals Junge hervorbringen.

Siebenundvierzigſtes Capitel.

Von den drei Königen.

Ein Däniſcher König hegte gegen die drei Könige, welche geführt von dem Sterne vom Morgenlande nach Jeruſalem kamen und dem eben geborenen Chriſtus ihre Geſchenke brachten, beſondere Verehrung und rief ſie um ihren Beiſtand an. Es reiſte alſo der genannte König mit großem Gepränge nach Cölln, wo ihre heiligen Leichname mit ſchuldiger Ehrfurcht verwahrt werden und brachte ihnen drei goldene Kronen dar, wunderbar und wie es ſich für Könige geziemt, gearbeitet, darüber noch vertheilte er mehr denn 6000 Mark mit großer Ergebung an Kirchen und Arme, indem er dem getreuen Volk ein Muſter ſeines Glaubens hinterließ. Als er aber eines Tages in ſeine Heimath zurückzog und ſeine Glieder dem Schlafe übergeben hatte, ſiehe da erblickte er im Traume die drei Könige, welche die Kronen, die er ihnen gebracht hatte, auf den Köpfen trugen und in hellem Lichte erglänzend, näher zu ihm traten, und er hörte ſie einzeln ſo zu ihm ſprechen. Der erſte und ältere ſprach: Mein Bruder, glücklich biſt Du hierher gekommen, glücklicher noch wirſt Du in Deine Heimath zurückkehren. Der andere ſagte: Vieles haſt Du gegeben, aber ſehr Vieles wirſt Du mit Dir hinwegnehmen. Der dritte ſprach: Mein Bruder, Du

haſt Glauben gezeigt: aber wenn 33 Jahre erfüllt ſind, wirſt Du mit uns in den himmliſchen Wohnungen herrſchen. Der erſte alſo ſprach, indem er ihm eine Büchſe hinreichte, die ganz voll Gold war: Nimm der Weisheit Schatz, durch welchen Du das Dir unterthänige Volk gerecht richten wirſt, weil die Ehre eines Königs das Urtheilen liebt. Der zweite brachte ihm eine Büchſe mit Myrrhen dar, indem er ſagte: Nimm hin die Myrrhe der Buße, durch welche Du auch die lockenden Regungen des Fleiſches zügeln wirſt: denn der regiert am Beſten, der ſich ſelbſt beherrſcht. Der dritte bot ihm eine Büchſe mit Weihrauch gefüllt an und ſprach zu ihm: Nimm den Weihrauch der Ergebung und der demüthigen Milde hin: durch dieſen wirſt Du die Elenden aufrichten, denn ſowie der Thau die Kräuter benetzt, auf daß ſie wachſen, ebenſo führt jene die Milde des Königs bis zu den Sternen hinauf und erhöht ſie. Und wie ſich noch der König über die Herrlichkeit dieſes Geſichtes verwunderte, erwachte er plötzlich und fand die Büchſen neben ſich liegen, die er dann auch als eine Gabe Gottes freudig annahm: und nach Hauſe zurückgekehrt, erfüllte er auf das Demüthigſte, was er im Traume erblickt hatte. Als aber das genannte Ziel erfüllt war, da hatte er es verdient, das Himmelreich in Beſitz zu nehmen.

Achtundvierzigſtes Capitel.

Von der gerechten Folge des Böſen.

Dioniſius berichtet uns, daß Perillus, ein Erzkünſtler, dem grauſamen und tyranniſchen Könige Phalaris, der

die Agrigentiner auszog und ihnen ausgeſuchte Martern auflegte, einen für ſeine Grauſamkeit nur zuwohl paſſenden ehernen Stier anbot, den er neuerlich gemacht und der an der Seite eine unmerkliche Oeffnung hatte, durch welche diejenigen Leute hineingeſteckt werden ſollten, die mit dem Tode zu beſtrafen wären, auf daß ſie von dem unten angemachten Feuer verzehrt würden. Und wenn nun die Menſchen ſelbſt wegen der Bitterkeit des Todes in dem Stiere ſchreien würden, ſo würde man ihre Stimme nicht für eine menſchliche, ſondern für die eines Thieres halten, damit ſo der Kaiſer auf keine Weiſe zum Mitleid bewegt würde. Der König lobte das Werk, ſprach aber zu dem Erfinder mahnend alſo: Du wirſt dieſes zuerſt auf Dich nehmen und eine Probe machen mit dem, was Du mir Grauſamen als ein noch weit Grauſamerer angeboten haſt. Denn nichts iſt billiger, als daß der Erfinder einer neuen Todesart durch ſeine eigene Kunſt umkomme: wie Ovidius ſagt.

Neununddvierzigſtes Capitel.

Von der argen Verblendung des Böſen.

Paulus, der Longobardiſche Geſchichtſchreiber erzählt, daß der Ungariſche König Conan einſt bei Forli ein Schloß Namens Sondat berennte. Als nun die Herzogin Roſimilla, die vier Söhne und zwei Töchter hatte, ihn von der Mauer herab als einen ſehr ſchönen Mann erkannte, ſchrieb ſie ihm heimlich: wenn Du mich zur Frau

nimmst, will ich Dir meine Burg übergeben. Als dieser nun versprach, daß er sie heirathen wolle, übergab sie ihm das Castell, und alle ihre Kinder entflohen. Der König Conan aber hielt der Königin sein Versprechen und vollzog mit ihr am nächsten Tage seinen Ehebund, am zweiten aber übergab er sie zwölf Ungarn, um sie öffentlich zu beschimpfen und am dritten Tage ließ er sie am ganzen Körper bis an die Kehle durchbohren, indem er sprache ein solches Weib, die vor fleischlicher Lust ihre eigene Stadt ins Verderben gestürzt hat, muß auch einen solchen Ehemann bekommen.

Funfzigstes Capitel.

Von dem Lobe derer, so gerecht richten.

Valerius berichtet, daß der Consul Zelongus als Gesetz bekannt machte, daß, wenn jemand eine Jungfrau ihrer Unschuld berauben würde, er beide Augen verlieren solle. Nun begab es sich, daß sein Sohn die einzige Tochter einer Wittwe schändete, und ihre Mutter, wie sie das hörte, lief dem Kaiser entgegen und sprach: O Herr, lasset das Gesetz erfüllen, welches Ihr gemacht habt: denn siehe, Dein einziger Sohn hat meine einzige Tochter entführet und ihr Gewalt angethan. Als das der König hörte, da rührten sich alle seine Eingeweide und er befahl, es sollten seinem Sohne beide Augen ausgerissen werden. Da sprachen die Großen des Reichs zu ihrem Herrn: Du hast nur einen einzigen Sohn, der Dein Erbe ist: es würde

ein Schaden für das ganze Reich ſeyn, wenn Dein Sohn ſeine Augen verlöre. Jener aber verſetzte: Iſt es Euch nicht bekannt, daß ich dieſes Geſetz gegeben habe? es würde eine Schande für mich ſeyn, das zu brechen, was ich einmal feſtgeſetzt habe. Da nun aber mein Sohn der erſte iſt, der gegen das Geſetz gethan hat, ſo ſoll er auch der erſte ſeyn, der der Strafe unterliegt. Da ſprachen die Weiſen: Herr um Gottes Willen bitten wir Euch, daß Ihr Eueres Sohnes ſchonet. Jener aber durch ihre Bitten überwunden, erwiederte: Ihr Lieben, da es ſo iſt, ſo höret mich. Meine Augen ſind meines Sohnes Augen und ſo auch umgekehrt. Reißet alſo mein rechtes Auge heraus und das linke meines Sohnes: dann iſt das Geſetz erfüllt. Und alſo geſchah es, weshalb Alle die Klugheit und Gerechtigkeit des Königs lobten.

Einundfunfzigſtes Capitel.

Von den ungerechten Einnehmern.

Joſephus berichtet, daß der Kaiſer Tiberius, als man ihn fragte, warum er die Statthalter in den Provinzen ſo lange in ihren Aemtern ließe, durch ein Gleichniß antwortete. Ich ſah, ſprach er, einſt einen kranken Mann, der voller Geſchwüre war und von Fliegen beläſtigt wurde. Als ich nun vermittelſt einer Peitſche die Fliegen von demſelben wegtrieb, ſprach er zu mir: Du marterſt mich auf doppelte Weiſe, während Du mich zu tröſten meinſt, indem Du die mit meinem Blute angefüllten Fliegen

wegtreibſt und mir dafür leere und hungrige zurückſchickſt. Wer könnte denn zweifeln, daß der Stachel einer hungrigen Fliege zweimal mehr Schmerz verurſacht, als der einer geſättigten, wenn er nicht ein Menſch iſt, der ein Herz von Stein und nicht von Fleiſch hat.

Zweiundfunfzigſtes Capitel.

Von der Treue.

Valerius erzählt, daß Fabius gefangene Römer loskaufte, nachdem er für ſie eine Summe Geldes verſprochen hatte: als ihm dieſe nun der Senat nicht geben wollte, ſo verkaufte er den Leuten ſein einziges Grundſtück und bezahlte den verſprochenen Lohn, da er ſich lieber ſeines ererbten väterlichen Gutes berauben, als es an ſeinem gegebenen Worte mangeln laſſen wollte.

Dreiundfunfzigſtes Capitel.

Wie man gute Regenten nicht wechſeln ſolle.

Valerius erzählt, daß, während alle Syracuſaner den Tod des Sicilischen Königs Dioniſius herbeiwünſchten, eine gewiſſe Frau von außerordentlich hohem Alter in den Morgenſtunden die Götter bat, es möchte in dieſem Leben ſie der König überleben. Dioniſius, der ſich hierüber verwunderte, befragte ſie um die Urſache dieſes Gebetes und ſie erwiederte: als ich noch Mädchen war, hatte ich einen

ſchlimmen Tyrannen, und als ich ihn zu verlieren wünſchte, bekam ich einen ſchlimmern. Als ich nun wieder dieſen loszuwerden trachtete, erhielt ich einen dritten noch ſchlimmern. Da ich nun alſo befürchte, daß auf Dich ein noch ſchlechterer folgt, ſo bete ich deshalb jeden Tag für Dein Leben. Wie das Dioniſius hörte, beläſtigte er ſie fürder nicht mehr.

Vierundfunfzigſtes Capitel.

Vom Himmelreiche.

Der Kaiſer Friedrich der Zweite erbaute ein marmornes Thor von bewunderungswürdiger Arbeit über einer Quelle fließenden Waſſers in der Nähe von Capua. An dieſem war der Kaiſer in ſeiner Herrlichkeit mit zwei andern Richtern ausgenommen. In einem Halbzirkel um den Kopf des Richters zu ſeiner Rechten waren folgende Worte geſchrieben: mögen ſicher hereingehen, die rein zu leben ſuchen. In einem Halbkreiſe um den Kopf des links ſtehenden Richters ſtand Folgendes geſchrieben: der Neidiſche möge ſich fürchten ausgeſchloſſen oder in ein Gefängniß geſtoßen zu werden. In einem Halbkreiſe um den Kopf des Kaiſers war Folgendes geſchrieben: die mache ich elend, von welchen ich weiß, daß ſie von der Bahn des Guten abweichen. In einem Halbkreiſe endlich über dem Thore, war geſchrieben: durch des Kaiſers Regierung werde ich die Wache des Reiches.

Fünfundfunfzigſtes Capitel.

Von der Berufung der ſündigen Seele aus der Verbannung.

Ein gewiſſer edler König hatte einen ſchönen, weiſen, tapfern, gütigen und wohlgeſitteten Sohn und vier Töchter, deren Namen folgende waren: **Justitia** (Gerechtigkeit), **Veritas** (Wahrheit), **Misericordia** (Erbarmen) und **Pax** (Frieden). Dieſer König wollte nun ſeinem einzigen Sohne eine Gemahlin geben und beſtellte einen Boten, der ſich nach einer ehrbaren Jungfrau umſehen ſollte. Endlich fand derſelbe die ſchöne Tochter des Königs von Jeruſalem, welche ſeinem Sohne übergeben wurde und die derſelbe gar wunderſam liebte. Nun hatte aber dieſer Sohn einen Diener, welchem er aus allzugroßem Zutrauen die Verwaltung eines Herzogthums übertrug. Dieſer Verräther aber verführte und ſchändete die angetraute Frau ſeines Herrn und verheerte ſeine Provinz. Wie nun der Sohn von dem Ehebruch ſeiner Gattin gehört hatte, wurde er ſehr traurig, entließ ſie, gab ihr einen Scheidebrief und nahm ihr jegliche Ehre. Als ſie nun ſo von Allem beraubt war, kam ſie in die äußerſte Dürftigkeit und ging gleichſam in Verzweifelung überall umher und bettelte ihr Brod. Wie das ihr Mann vernahm, empfand er Mitleid und ſendete ihr einen Boten, der ſie zurückrufen und ihr ſagen ſollte: komm o Herrin, ohne Sorge zu Deinem Herrn; fürchte Dich nicht. Sie aber verweigerte es und ſprach: ſage meinem Herrn, ich kann

nicht freiwillig zu ihm kommen. Wenn aber mein Herr fragt, warum ich mich weigere, ſo ſage ihm: weil das Geſetz ſo iſt. Wenn ein Mann eine Frau genommen und ſie mit einem andern zu thun gehabt hat, ſo ſoll ihr jener den Scheidebrief geben und ſo geſtraft, ſoll ſie nicht wieder zu ihm zurückkehren. Nun habe ich einen Scheidebrief empfangen, weil ich mir Untreue habe zu Schulden kommen laſſen, kann alſo nicht wieder zu ihm zurückkehren. Da ſprach der Bote: mein Herr ſteht höher denn das Geſetz, da er daſſelbe gegeben hat, und weil er nun Mitleid mit Dir empfindet, ſo kannſt Du ohne Sorge zu ihm kommen. Jene aber verſetzte: Was für ein Zeichen wird er mir geben, daß ich ohne Furcht zu ihm treten kann. Wenn er mir nur das zeigen wollte, dann würde ich keine Sorge mehr haben: wenn nehmlich mein Herzliebſter zu mir träte und mich mit einem Kuſſe auf meinen Mund küſſen wollte, dann bin ich ſicher, daß er mich wieder zu Gnaden aufnimmt. Als der Herr durch den Boten dieſes erfahren hatte, hielt er einen Rath darüber mit allen Großen ſeines Hofes und Reiches. Endlich beſchloß man einen weiſen Mann hinzuſchicken, der ſie zurückführen ſollte, allein es fand ſich in dem ganzen Königreiche auch nicht Einer, der ſich mit dieſer Sache einlaſſen wollte. Wie das ihr Mann hörte, beſtellte er an ſie einen Boten, der ihr ſagen ſollte: was ſoll ich mit Dir thun? Es hat ſich Niemand gefunden, der Dich zu mir zurückbringen möchte. Als ſie das hörte, weinte ſie bitterlich, daß ſich Keiner fand, der ſie zurückführte. Wie das ihr Mann vernahm, daß ſie ſo wehklage, da machte

er sich zu seinem Vater auf und sprach: mein Herr, so es Euch gefällig ist, will ich zu meiner verlobten Frau gehen und werde sie in meinen Palast zurückführen. Da versetzte sein Vater: gehe hin in Deiner Mannheit und bringe sie hierher. Hierauf sendete er einen Boten an sie, der ihr sagen sollte: siehe ich komme zu Dir und will Dich wieder zu mir nehmen. Wie die ältere Schwester oder die Justitia solches hörte, da trat sie vor den König hin und sprach: Herr, Euer Urtheilsspruch war gerecht und gut. Ich bin Euere Tochter Justitia: Ihr habt recht gerichtet, daß jene Buhlerin nicht länger die Frau meines Bruders seyn sollte, und habt ihr den Scheidungsbrief gegeben. Haltet also die Gerechtigkeit aufrecht und so Ihr gegen diese thun werdet, da sage ich Euch, will ich nicht mehr Euere Tochter Justitia seyn. Wie sie das gesagt hatte, da kam die zweite Tochter oder die Veritas und sprach: Mein Vater, der Wahrheit gemäß habt Ihr über jene Buhlerin gerichtet, welche das Bette unseres Bruders durch ihre Untreue geschändet hat. Wenn Ihr sie wiedernehmen wollt, so handelt Ihr gegen die Wahrheit und so kann ich ohne Zweifel nicht länger Euere Tochter Veritas heißen. Wie das die dritte Schwester oder die Misericordia hörte, kam sie zu ihrem Vater und sprach: Herr ich bin Deine Tochter Misericordia, habe also Erbarmen mit der Sünderin und Verbrecherin, denn ihr Vergehen schmerzt sie sehr und wenn Ihr nicht Mitleid mit ihr haben werdet, werde ich nicht mehr Euere Tochter Misericordia seyn. Wie das die vierte Schwester oder die Pax vernommen hatte, daß eine so große Uneinigkeit

zwiſchen ihren Schweſtern war, da wollte ſie das Land verlaſſen und begab ſich auf die Flucht: worauf die Juſtitia und Veritas ihr Schwert zogen und es dem Könige überreichten, alſo ſprechend: ſiehe Herr, hier iſt das Schwert der Gerechtigkeit, um jene Buhlerin hinzurichten, welche uns und unſern Bruder verunreinigt hat. Wie das die Miſericordia ſah, riß ſie ihnen das Schwert aus den Händen und ſprach: Ihr habt lange genug hier geherrſcht und Euern Willen durchgeſetzt: es iſt nun auch einmal Zeit, daß ich von meinem Vater erhört werde; ich bin ſeine Tochter ſo gut wie Ihr. Da antwortete die Juſtitia: Es iſt wahr, daß wir ſeit langer Zeit geherrſcht haben und immer noch die Herrſchaft behaupten wollen. Indeſſen, da zwiſchen uns eine ſo große Uneinigkeit herrſcht, ſo mag unſer Bruder herbeigerufen werden, der in allen Dingen einen ſcharfen Blick hat, zwiſchen uns zu richten: und alſo geſchah es. Als aber der Sohn herbeikam und den Streit derſelben unter einander vernahm, wie die Juſtitia und Veritas auf einer Seite Rache foderten, die Miſericordia und Pax aber auf der andern Verzeihung, ſprach er: Theuerſte Schweſtern, unſere von unſerem Vater vielgeliebte Schweſter Pax hat wegen Euerem Zwiſt das ganze Königreich verlaſſen: das will ich aber auf keine Weiſe leiden, weil ich für meine ungetreue Frau bereit bin Strafe zu leiden. Da ſprach die Juſtitia: Wenn Du das thun willſt, kann ich nichts dagegen einwenden. Alſo ſagte er zur Miſericordia: Du bemühſt Dich alſo für meine Gemahlin, daß ich ſie wieder zu mir nehme? Wenn ich ſie nun aber wieder hierher kommen laſſe, iſt es denn

Deine Absicht für sie, wenn sie abermals sich Untreue zu Schulden kommen läßt, Dich ins Mittel zu schlagen? Jene aber versetzte: Nein, nur wenn sie Buße thut. Wie das der Königssohn hörte, führte er seine Schwester Bau wieder zurück und ließ sich die Schwestern gegenseitig küssen. Als nun aber Eintracht geworden war, da verließ der Königssohn sein Reich, fing für seine Gemahlin einen Krieg an und führte sie in allen Ehren zum Reiche seines Vaters zurück. Und so beschlossen Beide ihr Leben in Frieden.

Sechsundfunfzigstes Capitel.

Von dem Andenken an den Tod.

Es gab einst einen gewissen Fürsten, der sich sehr an der Jagd ergötzte: nun begab es sich einmal, daß, als er zum Jagen ausgezogen war, zufällig ein Kaufmann ihm auf derselben Straße nachfolgte und da er den Fürsten erblickte, wie er schön, angenehm anzuschauen und mit kostbaren Gewändern bekleidet war, sprach er in seinem Herzen zu sich: O mein Herrgott, dieser Mann da liegt dir wohl sehr am Herzen; sieh wie schön er ist, munter und angenehm anzusehen und wie Alle in seiner Umgebung anständig gekleidet sind. Als er dieß so bei sich gedacht hatte, sprach er zu einem von den Dienern des Fürsten: sage mir, mein Lieber, wer ist denn Euer Herr? Der aber versetzte: er ist Herr über viele Länder und gar mächtig durch seinen Reichthum an Gold, Silber und

Dienerſchaft. Da ſprach der Kaufmann: Der ſteht bei Gott wohl angeſchrieben, denn er iſt der ſchönſte und weiſeſte von Allen, die ich geſehn habe. Wie jener das hörte, erzählt er im Geheim alle Worte des Kaufmanns ſeinem Herrn. Als nun der Herr gegen die Abendſtunden nach Hauſe zurückkehrte, bat er den Kaufmann bei ihm zu übernachten. Der unterſtand ſich nicht dagegen etwas einzuwenden, ſondern begab ſich mit dem Fürſten in die Stadt. Als er nun das Schloß deſſelben betreten hatte, erblickte er ſo viele ſchöne mit Gold ausgemalte Zimmer und ſoviele Reichthümer, daß er ſich gar ſehr wunderte. Als nun die Stunde des Abendeſſens da war hieß der Fürſt den Kaufmann ſich neben ſeiner Gemahlin zu Tiſche ſetzen und als dieſer eine ſo ſchöne und liebenswürdige Dame erblickte, gerieth er faſt außer ſich und ſprach in ſeinem Herzen: o mein Gott, dieſer Fürſt hat Alles, was ſein Herz begehrt, eine ſchöne Frau und Tochter, Söhne und Diener mehr als zuviel. Wie er noch ſo nachdachte, wurde vor die Fürſtin und ihn Speiſen geſetzt und ſiehe, die koſtbarſten Delicateſſen wurden auf einem Todtenkopfe ſervirt und vor die Dame hingeſtellt und Allen wurde im großen Saale von ſilbernen Schüſſeln durch ihre Diener aufgewartet. Wie nun der Kaufmann einen Todtenkopf vor ſich ſah, da bewegten ſich alle ſeine Eingeweide und er ſprach in ſeinem Herzen: weh mir, ich fürchte an dieſem Orte mein Leben einzubüßen. Die Dame aber beruhigte ihn ſoviel ſie vermochte. Als nun aber die Nacht gekommen war, führte man ihn in ein anſtändiges Zimmer, wo er ein Bett bereitet fand,

das mit Vorhängen umgeben war, und in einem Winkel des Gemaches große Kandelaber. Als er nun das Bett bestiegen hatte, verschlossen die Diener die Thüre und der Kaufmann blieb allein in dem Gemache zurück und betrachtete sich den Winkel, wo das Licht war, und sah zwei todte Menschen daselbst an den Armen aufgehängt. Wie er das gesehn hatte, ergriff ihn eine unerträgliche Furcht, sodaß er durchaus nicht einschlafen konnte; des Morgens früh aber stand er auf und sprach: Weh mir! ich fürchte, ich muß heute neben jenen Beiden hängen. Als nun aber der Fürst aufgestanden war, ließ er den Kaufmann zu sich rufen und sprach: mein Lieber, wie gefällt es Dir bei mir? Der aber versetzte: mir gefällt Alles recht wohl, außer daß man mich bei Tische auf einem Todtenkopfe bediente, sodaß ich unglaublichen Ekel empfand und nicht essen konnte. Als ich mich aber zu Bette gelegt hatte, sah ich zwei Jünglinge in einem Winkel des Gemaches aufgehängt, sodaß mich eine so gewaltige Furcht ergriff, daß ich nicht schlafen konnte und deshalb laßt mich um Gottes Willen jetzt weiter ziehen. Da sprach der Fürst: mein Lieber, Du sahest meine allzu schöne Frau und einen Todtenkopf vor ihr. Der Grund ist folgender. Der, dessen Kopf da war, war einst ein edler Herzog, der meine Frau verführte und sie verführte. Kaum hatte ich sie aber einmal zusammen getroffen, ergriff ich mein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darum nun setze ich zum Zeichen ihrer Beschämung jenes Haupt jeden Tag vor sie hin, um ihr die Sünde, welche sie begangen hat, wieder vor das Gedächtniß zu führen. Der Sohn des Getödteten hat jene

zwei mir so nahe verwandten Jünglinge ermordet, die in jenem Gemache hängen. Darum nun besuche ich jeden Tag ihre Körper, auf daß ich immer hitziger werde, ihr Blut zu rächen. Wenn ich aber die Treulosigkeit meiner Gattin bedenke und den Tod jener Jünglinge vor mein Gedächtniß zurückführe, kann ich keine Freude mehr haben. Gehe also mein Lieber hin in Frieden und beurtheile fürder nicht mehr nach dem Scheine das Leben eines Menschen, bevor Dir nicht die vollständige Wahrheit bekannt worden ist. Da nahm der Kaufmann Abschied von ihm und machte sich zu seinen Handelsgeschäften auf den Weg.

Siebenundfunfzigstes Capitel.

Von des Lebens Vervollkommnung.

Titus herrschte im Römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von Allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrentag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit beflecken würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekannt machen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein demohngeachtet können doch oft im Geheim Vergehen begangen werden, zu deren Kenntniß ich nicht gelangen kann. Wir bitten Dich also, daß Du vermöge Deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich diejenigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz fehlen. Jener aber sprach: Herr, Dein Wille ge-

ſchehe. Alsbald ließ Virgilius mitten in der Stadt durch ſeine Zauberkünſte eine Bildſäule entſtehen, welche dem Kaiſer alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden ſehen ließ, und alſo wurden auf die Anklage dieſes Standbildes unendlich viele Menſchen verurtheilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewiſſen Handwerksmann, Namens Focus, der an jenem Tage wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einſtmals auf ſeinem Lager hingeſtreckt lag, dachte er bei ſich darüber nach, wie ſo viele Menſchen durch die Anklage jener Bildſäule ums Leben kämen. Frühe nun ſtand er auf und begab ſich zur Bildſäule und ſprach alſo zu ihr: O Du Bildſäule Du, viele Menſchen werden auf Deine Anklage hingerichtet! Ich gelobe aber meinem Gotte, daß, ſo Du mich verklagen wirſt, ich Dein Haupt zerbrechen werde. Als er ſo geſprochen hatte, machte er ſich wieder nach ſeinem Hauſe auf den Weg. In der erſten Stunde aber ſchickte der Kaiſer nach ſeiner Gewohnheit ſeine Boten zu der Bildſäule, um ſie zu befragen, ob Jemand gegen das Geſetz gethan hätte. Wie die aber zu der Bildſäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaiſers hinterbracht hatten, ſprach dieſe: Ihr lieben Leute, hebet Euere Augen auf und ſehet, was auf meiner Stirne geſchrieben ſteht. Wie jene aber ihre Augen in die Höhe erhoben hatten, erblickten ſie auf ihrer Stirne ganz deutlich folgende drei Sätze: „die Zeiten ändern ſich, die Menſchen werden immer ſchlimmer, wer die Wahrheit ſagen wird, wird ſeinen Kopf gebrochen ſehen“. Gehet hin und meldet Euerem Herrn, was Ihr geſehn und geleſen habt. Alſo machten ſich die Boten auf und

hinterbrachten ihrem Herren Alles. Als das der Kaiſer gehört hatte, gebot er ſeinen Soldaten ſich zu waffnen und nach der Bildſäule zu gehen, und ſo gegen ſein Geheiß irgend Jemand etwas wider dieſelbe vornähme, ſollten ſie ihn gefeſſelt an Händen und Füſſen vor ihn führen. Die Soldaten begaben ſich alſo zu jener Bildſäule und ſprachen zu ihr: es gefällt dem Kaiſer alſo, daß Du ihm diejenigen anzeigſt, welche gegen das Geſetz gethan haben und ſo auch wer die waren, welche Dich bedrohten. Da ſprach die Bildſäule: holet den Schmied Focus, denn dieſer ſündigt nicht allein alle Tage wider das Geſetz, ſondern hat gegen mich auch Drohungen ausgeſtoßen. Da ergriffen ihn jene und führten ihn vor den Kaiſer. Da ſprach dieſer zu ihm: mein Lieber, was iſt es, was ich von Dir höre? warum verletzeſt Du denn das gegebene Geſetz? Jener aber verſetzte: Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare und ohne zu arbeiten, kann ich ſelbige nicht verdienen. Da verſetzte der Kaiſer: und weshalb acht Denare? Der aber ſprach: ich bin gehalten jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe: zwei verleihe ich, zwei verliere ich und zwei gebe ich aus. Da ſagte der Kaiſer: Du mußt Dich hierüber deutlicher gegen mich ausſprechen. Darauf verſetzte der Schmied: zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derſelbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet ſich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, alſo befiehlt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei

andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre iſt, auf daß, wenn es mir geſchieht, daß ich in Armuth gerathe, er mir einſt jene zwei Denare wieder geben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da dieſe mir aber entgegen, eigenwillig und hinterliſtig iſt, ſo verliere ich aus dieſen drei Gründen Alles, was ich ihr gebe. Zwei andere Denare endlich gebe ich für mich ſelbſt in Speiſen und Getränken aus. Leichter kann ich alſo auf gute Weiſe durchaus nicht durchkommen und eben ſowenig dieſe Denare ohne beſtändige Anſtrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fället alſo ein gerechtes Urtheil. Da ſagte der Kaiſer: Mein Lieber, Du haſt Dich gut verantwortet, gehe hin und arbeite treulich nach Deiner Weiſe. Nachher ſtarb aber der Kaiſer ſchnell und der Schmied Focus wurde von Allen wegen ſeiner Klugheit zum Kaiſer erwählt und er verwaltete auch ſein Reich auf ganz verſtändige Weiſe, als er aber geſtorben war, ſo wurde auch ſein Bild mit unter den andern Kaiſern abgezeichnet, über ſeinen Kopf aber ſeine acht Denare.

Achtundfunfzigſtes Capitel.

Vom Beichten.

Es herrſchte einſt ein gewiſſer König, mit Namen Asmodeus, der feſtſetzte, daß, was für ein Miſſethäter auch ergriffen und vor den Richter geführt wäre, er doch, wie

groß auch ſein Vergehen wäre, ſein Leben und ſein ganzes Eigenthum retten könne, wenn er im Stande wäre, drei Wahrheiten zu ſagen, die jedoch ſo wahr ſeyn müßten, daß Niemand etwas gegen dieſelben einwenden könne, ſie dürften jedoch nicht anders als ohne Falſchheit ſeyn. Nun trug ſich aber der Fall zu, daß ſich ein gewiſſer Soldat gegen den König verging, entfloh und ſich in einem Walde verbarg, in welchem er vieles Böſes beging. Wie das der Richter gehört hatte, ließ er einen Hinterhalt in den Umkreis des Waldes legen, ihn ergreifen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor ſich führen. Der Richter aber ſprach zu ihm: mein Lieber, Du kennſt doch das Geſetz? Jener aber verſetzte: ja, mein Herr. Wenn ich gerettet werden ſoll, muß ich drei Wahrheiten ſagen oder ich kann dem Tode nicht entgehen. Da ſagte der Richter: erfülle alſo die Wohlthat des Geſetzes oder Du mußt noch heute ſterben. Jener aber ſprach: Herr, laß Alle ſchweigen und ſtill ſeyn. Hierauf ſagte er: Herr, ſiehe das iſt die erſte Wahrheit! Ich ſage Euch allen, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein ſchlechter Menſch geweſen bin. Wie das der Richter hörte, ſagte er zu den Umſtehenden: iſt das wahr, was der da ſagt? Jene aber ſprachen: wenn er nicht ein Miſſethäter wäre, ſtünde er jetzt nicht hier. Da fuhr der Richter fort: ſage jetzt die zweite Wahrheit. Der aber verſetzte: die zweite Wahrheit iſt folgende: es mißfällt mir ſehr, daß ich in dieſer Geſtalt hierher gekommen bin. Da ſprach der Richter: Gewiß, das glauben wir Dir. Sage alſo auch die dritte Wahrheit und Du haſt Dich dann vom Tode gerettet.

Jener aber sprach: Sehet, das ist die dritte Wahrheit. Wenn ich einmal von hier werde entschlüpfen können, werde ich niemals freiwillig wieder in solcher Gestalt hierher kommen. Da versetzte der Richter: Amen, ich sage Dir, Du hast Dich auf recht kluge Weise freigemacht, gehe hin in Frieden: und also wurde jener gerettet.

Neunundfunfzigstes Capitel.

Von allzugroßem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen.

Es herrschte einst der gar mächtige Kaiser Jovinianus: als der einstmal auf seinem Bette ausgestreckt lag, da schwoll sein Herz unglaublich von Hochmuth auf und er sprach bei sich: giebt es denn einen anderen Gott als mich. Wie er noch so dachte, ergriff ihn der Schlaf und als er früh aufstand, rief er seine Krieger zusammen und sprach also zu ihnen: meine Lieben, es wird gut seyn, Speise zu uns zu nehmen, denn ich bin gesonnen, heute auf die Jagd zu gehen. Diese aber waren bereit, seinen Willen zu erfüllen, nahmen Speise zu sich und machten sich zur Jagd auf. Während aber der Kaiser ritt, ergriff ihn eine unerträgliche Hitze und es kam ihm vor, als müsse er sterben, so er sich nicht in kaltem Wasser baden könne. Er schaute sich also um und erblickte in der Entfernung ein breites Gewässer. Er sprach also zu seinen Soldaten: bleibet hier, bis ich mich werde abgekühlt haben.

Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte eilig zu dem Wasser, sprang vom Pferde, legte alle Kleidungsstücke ab, trat ins Wasser und blieb solange darin, bis er ganz abgekühlt war. Während er aber noch darin wartete, kam ein gewisser Mann herbei, der ihm in Allem, in Gesicht und Geberden ähnlich war, legte seine Kleider an, bestieg sein Roß und ritt zu den Kriegern desselben. Von allen wurde er wie der Kaiser selbst aufgenommen und als das Spiel zu Ende war, machte er sich mit den Soldaten nach dem Palaste auf den Weg. Nachher kam nun aber Jovinianus schnell aus dem Wasser heraus, fand aber weder sein Pferd noch seine Kleider. Er wunderte sich hierüber gar sehr und ward sehr traurig; weil er nun aber nackt war und Niemanden sah, dachte er bei sich: was soll ich thun? ich bin erbärmlich hintergangen worden. Endlich kam er wieder zu sich und sprach: Hier in der Nähe wohnt ein Soldat, den ich zu einer Kriegsoberstenstelle erhoben habe, zu dem will ich hingehen und mir Kleider und ein Pferd verschaffen, und so will ich dann nach meinem Palaste reiten und zusehen, auf welche Weise und durch wen ich so umgetauscht worden bin. Jovinianus machte sich also ganz nackend auf den Weg nach der Burg jenes Kriegers und klopfte an das Thor. Der Pförtner aber fragte nach dem Grunde seines Pochens und Jovinianus sprach: öffnet das Thor und sehet, wer ich bin. Der aber machte das Thor auf, und wie er ihn erblickt hatte, erstaunte er und sprach; wer bist Du denn? Der aber versetzte: ich bin der Kaiser Jovinianus, gehe hin zu Deinem Herrn und sage ihm, daß er mir Kleider leihe, denn

ich habe meine Kleidungsſtücke und mein Pferd eingebüßt. Der aber entgegnete: Du lügſt, ſchändlicher Spitzbube: denn bereits vor Deiner Ankunft iſt der Herr Kaiſer Jovinianus mit ſeinen Kriegern auf dem Wege nach ſeinem Palaſte hier vorbeigekommen, mein Herr hat ihn begleitet, iſt aber bereits zurückgekehrt und ſitzt jetzt bei Tiſche. Daß Du Dich aber einen Kaiſer nennſt, das will ich meinem Herrn melden. Alsbald trat auch der Pförtner vor dieſen und berichtete ſeinem Herrn die Worte deſſelben. Wie der das vernahm, befahl er alsbald, ihn hereinzuführen, und als ihn der Krieger betrachtet hatte, erkannte er ihn nicht, der Kaiſer aber erkannte ihn recht wohl. Darauf ſagte der Krieger: ſage mir, wer biſt Du denn und wie iſt Dein Name? Der aber antwortete: ich bin der Kaiſer Jovinianus und habe Dich zu der und der Zeit zu Deiner Oberſtenſtelle erhoben. Der aber ſprach: o Du ſchändlicher Spitzbube, mit welcher Frechheit unterfängſt Du Dir, Dich einen Kaiſer zu nennen? Denn eben iſt mein Herr, der Kaiſer vor Dir nach ſeinem Palaſt geritten, ich hatte mich ihm unterwegs angeſchloſſen und bin jetzt bereits zurückgekehrt. Daß Du Dich aber ſelbſt einen Kaiſer genannt haſt, dafür ſollſt Du nicht ohne Strafe wegkommen. Hierauf ließ er ihn tüchtig durchhauen und nachher aus der Burg werfen. Wie der aber alſo gepeitſcht und vertrieben war, da weinte er bitterlich und ſprach: O Du mein Herrgott, wie iſt das möglich, daß der Krieger, dem ich doch erſt ſeine Oberſtenſtelle übertragen habe, mich nun nicht mehr kennt und mich ſo ſchrecklich hat auspeitſchen laſſen können? Da fiel es ihm

bei: hier in der Nähe wohnt ja einer meiner Räthe, ein Herzog, zu dem will ich mich auf den Weg machen und ihm meine Noth kund thun: durch den werde ich Kleider bekommen und in meinen Palast zurückkehren können. Als er nun an das Thor des Herzogs gelangt war, pochte er an und der Thorwärter, wie er ein Klopfen hörte, schloß das Thor auf und als er einen nackten Mann erblickte, wunderte er sich und sprach: mein Lieber, wer bist Du denn und weshalb bist Du denn so nackend hierher gekommen? Jener aber versetzte: ich bin der Kaiser und habe durch einen Zufall meine Kleider und mein Pferd eingebüßt und komme darum zu Deinem Herzog, auf daß er mir in meiner Noth beispringe: weshalb ich Dich bitte, daß Du meine Sache vor Deinem Herrn führen mögest. Als das der Thürhüter gehört hatte, wunderte er sich, trat in den Palast und hinterbrachte Alles seinem Herrn. Der Herzog aber versetzte: laß ihn hereinkommen. Als er aber hereingeführt worden war, da erkannte ihn Niemand und der Herzog sprach zu ihm: wer bist Du denn? Und jener erwiederte: ich bin der Kaiser und habe Dich zu Reichthum und Ehren gebracht, habe Dich zum Herzog gemacht und Dich zu meinem Rath bestellt. Der Herzog aber sprach: elender Tollhäusler: kurz vor Deiner Ankunft bin ich mit meinem Herrn, dem Kaiser nach seinem Palaste geritten und eben von da zurückgekehrt: daß Du Dir aber eine solche Ehre angemaßt hast, das soll Dir nicht so leer ausgehen. Hierauf ließ er ihn in ein Gefängniß einschließen und mit Wasser und Brod beköstigen, nachher aber aus dem Gefängniß herausziehen, tüchtig

durchprügeln und darnach aus ſeinem ganzen Lande jagen. Als der nun ſo verbannt war, da ſtieß er mehr Seufzer und Klagen aus, als irgend Jemand glauben kann und ſprach bei ſich: weh mir, was ſoll ich thun, denn ich bin jetzt Schimpf und Schande des Pöbels geworden. Es wird beſſer für mich ſeyn, nach meinem Palaſte zu gehen; die Meinigen in demſelben werden mich gewiß erkennen und ſollte auch das nicht ſeyn, ſo wird mich wenigſtens meine Frau an gewiſſen Kennzeichen wiedererkennen. Hierauf ging er allein zu ſeinem Palaſt, klopfte an das Thor und wie der Pförtner ein Pochen vernahm, ſo öffnete er daſſelbe. Als er ihn aber erblickt hatte, ſprach er zu ihm: wer biſt Du denn? Jener aber erwiederte: ich wundere mich, daß Du mich nicht kennſt, da Du doch ſo lange Zeit bei mir geweſen biſt. Der aber ſprach: Du lügſt: lange bin ich bei meinem Herrn, dem Kaiſer geweſen. Und jener verſetzte: der bin ich eben, und ſo Du meinen Worten nicht glaubſt, bitte ich Dich um Gottes Willen, daß Du zur Kaiſerin gehſt und ihr ſagſt, ſie möge mir bei dieſen Zeichen meine kaiſerlichen Gewänder ſenden, weil ich durch einen Zufall alle die meinigen verloren habe: die Zeichen aber, welche ich ihr durch Dich ſchicke, kennt außer uns beiden niemand auf Erden. Da ſprach der Thorwärter: ich zweifle nicht, daß Du toll biſt, weil eben mein Herr der Kaiſer in dieſem Augenblick bei Tafel ſitzt und neben ihm die Kaiſerin. Indeſſen will ich der Kaiſerin berichten, daß Du geſagt haſt, Du wäreſt der Kaiſer und ich bin gewiß, daß Du hart beſtraft werden wirſt. Der Pförtner machte ſich alſo auf den Weg zur Kaiſerin

und meldete ihr Alles, was er gehört hatte. Sie aber ward nicht wenig betrübt, wendete ſich zu ihrem Herrn und ſprach alſo: o Herr, Ihr wiſſet, daß oft zwiſchen uns im Geheim merkwürdige Dinge vorgegangen ſind. Nun berichtet mir dieſe ein lüderlicher Kerl, der am Thore ſteht, durch den Pförtner und läßt mir durch dieſen ſagen, er ſey der Kaiſer. Als das der Kaiſer gehört hatte, befahl er, jener ſolle vor das Angeſicht aller Anweſenden hereingeführt werden, und als er ſo nackt hereingebracht wurde, da ſprang ihm ein Hund, der ihm vorher ſehr zugethan geweſen war, nach der Kehle, um ihn zu erwürgen. Indeſſen wurde er daran von der Dienerſchaft gehindert, ſodaß er weiter kein Leid von demſelben erlitt. Ebenſo hatte er einen Falken auf einer Stange, der, ſobald er ihn erblickt hatte, alsbald ſeine Feſſeln zerbrach und zum Saale hinausflog. Da ſprach der Kaiſer zu allen, die im Saale ſaßen: meine Theuern, höret meine Worte, die ich über jenen Landſtreicher ſagen werde. Sage mir, wer Du biſt und weshalb Du hierher kommſt. Jener aber ſprach: o Herr, das iſt eine wunderliche Frage. Ich bin der Kaiſer und Herr dieſes Ortes. Da ſagte der Kaiſer zu allen denen, welche an der Tafel ſaßen und um dieſelbe herumſtanden: ſaget mir bei Eurem Eid, den Ihr mir geleiſtet habt, wer von uns iſt Euer Kaiſer und Herr? Da entgegneten jene: O Herr, bei dem Eid, welchen wir Euch geleiſtet haben, wir haben hierauf eine leichte Antwort zu geben: jenen Spitzbuben haben wir niemals geſehen, Ihr aber ſeid unſer Herr und Kaiſer, den wir von Jugend auf gekannt haben und darum bitten wir Euch ein-

ſtimmig, daß jener geſtraft werde, damit Alle ſich an ihm ein Beiſpiel nehmen und eine ſolche Anmaßung nicht wieder verſuchen. Darauf wendete ſich der Kaiſer zur Kaiſerin und ſprach: ſage mir, meine Gebieterin, bei der Treue, welche Du mir bewahrſt, kennſt Du jenen Menſchen, welcher ſich Kaiſer und Deinen Herrn nennt. Aber jene verſetzte: o lieber Herr, warum fragſt Du mich Solches? Bin ich nicht länger als dreißig Jahre mit Dir zuſammengeweſen und habe mit Dir Kinder gezeugt? Eins jedoch iſt, worüber ich mich wundere, wie nehmlich jener Gauner zur Kenntniß der von uns vorgenommenen geheimen Angelegenheiten gelangt iſt. Hierauf ſprach der Kaiſer zu dem, der hereingeführt worden war: mein Lieber, wie konnteſt Du es wagen, Dich ſelbſt für einen Kaiſer auszugeben? Wir fällen den Urtheilsſpruch, daß Du heute einem Pferde an den Schweif gebunden werdeſt, und wenn Du noch einmal Dich erfrechſt, dergleichen zu äußern, werde ich Dich zum ſchimpflichſten Tode verurtheilen. Hierauf berief er ſeine Trabanten zu ſich und ſprach: gehet hin und bindet dieſen an den Schwanz eines Pferdes, tödet ihn aber nicht. Und alſo geſchah es. Nachher aber bewegten ſich mehr als irgend Jemand es glauben kann, die Eingeweide deſſelben und gleichſam an ſich ſelbſt verzweifelnd, ſagte er: verflucht ſey der Tag, an welchem ich geboren bin und mich meine Freunde verlaſſen haben. Meine Gattin und meine Söhne haben mich nicht erkannt. Als er noch ſo ſprach, da dachte er: hier in der Nähe wohnt mein Beichtvater, zu dem will ich mich aufmachen, vielleicht daß er mich erkennen mag, da

er ja öfters meine Beichte gehört hat. Hierauf begab er ſich zu dem Einſiedler und klopfte an das Fenſter ſeiner Klauſe. Jener aber fragte: wer iſt da? und jener antwortete: ich bin es, der Kaiſer Jovinianus: öffne Dein Fenſter, auf daß ich mit Dir reden kann. Wie aber jener ſeine Stimme gehört hatte, öffnete er zwar das Fenſter, als er ihn aber erblickte, ſchlug er daſſelbe mit Gewalt wieder zu und ſprach: Hebe Dich weg von mir, Vermaledeiter, denn Du biſt nicht der Kaiſer, ſondern der Teufel in Menſchengeſtalt. Wie jener aber das hörte, ſtürzte er vor Schmerz auf den Boden, zerraufte die Haare auf ſeinem Haupte und ſeinen Bart und ſprach: weh mir, was ſoll ich thun? Bei dieſen Worten erinnerte er ſich, wie ſein Herz neulich, als er auf ſeinem Bett ausgeſtreckt lag, vor Hochmuth aufgeſchwollen war und ſo geſprochen hatte: giebt es denn einen andern Gott außer mir? Alsbald pochte er an das Fenſter des Einſiedlers und ſprach: Höret, ich bitte Euch, um des Gekreuzigten Willen bei verſchloſſenem Fenſter meine Beichte. Jener aber ſprach: das iſt mir ganz recht. Der aber beichtete nun mit Thränen über ſein ganzes Leben und vorzüglich, wie er ſich über Gott ſelbſt erhoben und geſagt habe, er glaube an keinen andern Gott als an ſich ſelbſt. Als nun aber Beichte und Abſolution vorüber waren, öffnete der Einſiedler ſein Fenſter und erkannte ihn und ſprach: geſegnet ſey der Höchſte, jetzt kenne ich Dich: ich habe hier einige wenige Kleidungsſtücke, die lege Du an und gehe in Deinen Palaſt und dort, wie ich hoffe, werden ſie Dich erkennen. Hierauf zog ſich der Kaiſer an, begab

sich nach seinem Palast und klopfte an die Pforte desselben. Der Pförtner öffnete dieselbe alsbald und empfing ihn aufs Ehrenvollste: jener aber sprach: kennst Du mich denn? und jener erwiederte, ewohl, Herr, sehr gut. Nur darüber wundere ich mich, daß ich den ganzen Tag hier gestanden habe und Euch nicht habe aus dem Hause gehen sehen. Jener trat nun in den Versammlungssaal und alle, die ihn erblickten, neigten ihr Haupt. Der andere Kaiser aber war bei seiner Frau. Ein Krieger aber, der aus dem kaiserlichen Gemach trat, schaute ihn genau an, kehrte hierauf in dieses Zimmer zurück und sprach: mein Herr, im Saale steht ein Mann, vor welchen sich Alle verbeugen und ihm Ehre erweisen und der ist Euch in Allem so ähnlich, daß ich durchaus nicht weiß, welcher von Euch beiden der Kaiser ist. Wie das der Kaiser hörte, sprach er zu der Kaiserin, gehe hinaus und siehe zu, ob Du ihn kennst. Sie aber eilte hinaus, und als sie ihn erblickt hatte, verwunderte sie sich, eilte in das Gemach zurück und sprach: o Herr, ich melde Euch einen zweiten an, wer aber von Euch mein Herr ist, kann ich durchaus nicht unterscheiden. Jener aber sprach: da das so ist, so will ich hinausgehen und die Wahrheit an den Tag bringen. Als er aber in den Saal getreten war, faßte er jenen bei der Hand, ließ ihn neben sich treten, berief alle Krieger, welche im Saale waren, nebst der Kaiserin zu sich und sprach: bei dem Eide, welchen Ihr mir geleistet habt, sagt mir jetzt, welcher von uns ist Euer Kaiser? da antwortete zuerst die Kaiserin: mein Herr, mir liegt es ob, zuerst zu antworten: Gott aber in der Höhe sey mein

Zeuge: ich weiß durchaus nicht anzugeben, wer von Euch mein Herr iſt, und ebenſo ſprachen Alle. Jener aber ſprach: Ihr Lieben, höret mir zu. Dieſer hier iſt Euer Kaiſer und Herr: er hat ſich aber einſtmals gegen Gott erhoben und deswegen hat ihn Gott gezüchtigt und die Kenntniß der Menſchen iſt von ihm gewichen, bis er ſeinem Gott Genugthuung geleiſtet hat. Ich aber bin ſein Schutzengel und Wächter ſeiner Seele, der ich ſein Reich verwaltet habe, ſolange er in der Buße war: nunmehro iſt aber ſeine Buße vollendet und er hat für ſeine Sünden Genugthuung gegeben, darum ſeid ihm gehorſam und ich will Euch Gott empfehlen! Bei dieſen Worten verſchwand er alsbald aus ihren Augen, der Kaiſer aber dankte Gott und lebte ſein ganzes übriges Leben in Frieden und weihete es Gott. Uns aber gebe dieſer daſſelbe.

Sechzigſtes Capitel.

Von der Habſucht und ihren feinen Verſuchungen.

Es war einſt ein König, der eine einzige Tochter hatte, die war ſchön und reizend und hieß Roſimunda. Wie nun dieſes Mädchen zu ihrem zehnten Lebensjahre gelangt war, war ſie ſo geſchickt im Laufen, daß ſie eher an das Ziel gelangte, als irgend Jemand ſie einholen konnte. Der König ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche ausrufen, daß, ſo Jemand mit ſeiner Tochter einen Wettlauf machen wolle und eher als ſie das Ziel erreiche, er ſie

zur Frau bekommen und nach ſeinem Tode auch das Reich erhalten ſolle. So aber Jemand dieſes unternähme und im Laufen beſiegt würde, der müſſe das Haupt verlieren. Wie dieſe Verkündigung ausgerufen worden war, da verboten ſich unendlich Viele mit ihr zu laufen, aber Alle, die mit ihr liefen, blieben hinter ihr zurück und verloren ihre Köpfe. Nun war damals im Lande ein gewiſſer armer Mann, des Name war Abibas. Der dachte bei ſich: ich bin arm und aus gemeinem Blut entſproſſen: wenn ich nun auf irgend eine Weiſe jenes Mädchen beſiegen könnte, würde ich nicht allein vorwärts kommen, ſondern auch Alle aus meinem Geblüte. Er verſorgte ſich demnach mit drei Hilfsmitteln, erſtlich mit einem Roſenkranze, weil Mädchen dieſelben gern haben, dann mit einem ſeidnen Gürtel, welchen ſich alle Mädchen wünſchen, drittens mit einem ſeidnen Beutel, in welchem ein vergoldeter Ball war, auf welchem folgende Aufſchrift ſtand: wer mit mir ſpielt, der wird nie dieſes Spiel ſatt werden. Dieſe drei Dinge ſteckte er in ſeinen Buſen, ging nach dem Palaſte und klopfte an. Der Pförtner war da und verlangte den Grund des Anklopfens zu wiſſen. Der aber ſprach: ich bin bereit mit der Prinzeſſin einen Wettlauf zu machen. Wie die das hörte, öffnete ſie ein Fenſter, und als ſie ihn erblickt hatte, verachtete ſie ihn in ihrem Herzen und ſprach: ſiehe da iſt ein elender Kerl, mit dem Du laufen mußt. Indeſſen konnte ſie nichts dagegen einwenden, ſondern bereitete ſich zum Laufen. Beide liefen nun neben einander fort, allein bald kam ihm das Mädchen auf einen großen Zwiſchenraum zuvor und wie das Abibas be-

merkte, warf er den Roſenkranz vor ſie hin. Wie nun die Prinzeſſin den Kranz ſah, bückte ſie ſich, hob den Kranz auf und ſetzte ſich ihn auf den Kopf. Sie freute ſich aber ſo über den Kranz, daß ſie wartete, bis Abibas ihr vorgekommen war. Als ſie das ſah, ſprach ſie in ihrem Herzen: nie darf die Tochter meines Vaters mit einem ſolchen Landſtreicher verbunden werden. Alsbald warf ſie den Kranz in eine tiefe Grube, lief ihm nach und erreichte ihn, und als ſie ihn erreicht hatte, gab ſie ihm eine Ohrfeige und ſprach: bleib ſtehen, elender Kerl. Es geziemt ſich nicht, daß mich der Sohn Deines Vaters zur Frau erhält, und alſogleich kam ſie ihm vor. Wie das Abibas gewahr wurde, warf er den ſeidnen Gürtel vor ſie hin und als ſie den erblickte, bückte ſie ſich, hob ihn auf, gürtete ſich mit ihm und freuete ſich ſo über denſelben, daß ſie ſich ebendamit länger aufhielt, ſodaß ſie Abibas zum zweiten Male weit überholte. Als das die Prinzeſſin bemerkte, weinte ſie bitterlich, nahm aber den Gürtel und riß ihn in drei Stücke, lief jenen hierauf nach, holte ihn ein und als ſie ihn erreicht hatte, hob ſie die Hand auf, gab ihm eine Ohrfeige und ſprach: o Elender, Du ſollſt mich nie zur Frau bekommen. Alsbald holte ſie ihn wieder ein, aber Abibas, wie er das ſah, wartete ſolange, bis ſie ihm ganz nahe war. Hierauf warf er den ſeidnen Beutel vor ſie hin und ſie hatte denſelben kaum erblickt, als ſie ſich auch bückte und den Beutel aufhob. Sie öffnete ihn und fand den vergoldeten Apfel darin, und als ſie die Aufſchrift las: wer mit mir ſpielt, wird niemals dieſes Spiel ſatt werden, fing ſie dermaßen

und solange an mit ihm zu spielen, bis Abibas schneller zum Ziele gelangte und sie zur Frau bekam.

Einundsechzigstes Capitel.

Wie man Alles vorausbedenken müsse.

Es gab einen König Claudius, der eine einzige niedliche und sehr anständige Tochter hatte: wie er nun einmal auf seinem Bette lag, dachte er mit großer Bewegung über seine Tochter nach, wie er sie versorgen könnte. Er sprach aber bei sich: wenn ich sie einem reichen Thoren zur Frau gebe, werde ich meine Tochter ins Unglück stürzen: gebe ich sie aber einem weisen Armen, so wird ihr derselbe vermittelst seiner Klugheit alle Bedürfnisse im Ueberflusse verschaffen. Nun war aber damals in jenem Reiche ein gewisser Philosoph mit Namen Socrates, den der König sehr hochschätzte: diesen berief er zu sich und sprach zu ihm: mein Lieber, beliebt es Dir meine Tochter zur Frau zu nehmen? Jener aber erwiederte: einwohl, bester Herr. Und jener versetzte: ich will sie Dir also unter der Bedingung geben, daß, wenn meine Tochter während ihrer Verbindung mit Dir stirbt, Du das Leben verlieren mußt. Wähle also, ob Du sie nehmen willst oder nicht. Jener aber entgegnete: mir ist es ganz recht, sie unter dieser Bedingung zu nehmen. Nun feierte der König mit großer Pracht ihre Vermählung und einige Zeit hindurch brachten sie ihr Leben in vollkommener Ruhe und Wohlsein hin. Nachher aber wurde die Gattin des So-

crates auf den Tod krank und wie Socrates dieſes vernahm, ward er ſehr traurig, ging in einen Wald und weinte bitterlich. Während er nun ſo ganz in ſeinem Schmerz verſunken war, kam zufällig der König Alexander in demſelben Walde. Ein Krieger Alexanders erblickte den Socrates, ritt an ihn heran und ſprach zu ihm: mein Lieber, wer biſt Du denn? Und jener entgegnete: ich bin der Mann eines ſolchen Herren, daß der, welcher ein Sclav meines Herren iſt, noch Herr des Deinigen iſt. Da ſagte der Krieger: In der ganzen Welt giebt es keinen größern Herrn als den meinigen, aber weil Du ſo geſprochen haſt, will ich Dich zu meinem Herrn führen und wir wollen hören, wer denn Dein Herr iſt, von dem Du ſo Vieles und ſo Großes behaupteſt. Als er aber vor den König Alexander gebracht worden war, ſprach dieſer zu ihm: mein Lieber, wer iſt denn Dein Herr, von dem Du ſolches ſprichſt, daß ſein Sclav noch mein Herr ſeyn ſoll? Jener aber ſprach: mein Herr iſt die Vernunft, der Sclave deſſelben aber der Wille. So iſt es auch in der That, denn Du haſt zeither Dein Reich nicht nach der Vernunft, ſondern nur nach Deinem Willen regiert. Darum biſt Du ein Sclav meines Herrn: denn der Wille iſt Dein Herr. Wie das Alexander hörte, ſprach er zu ihm: mein Lieber, Du haſt weiſe geantwortet, gehe hin in Frieden. Von dieſem Tage aber fing der König an, ſein Reich nach der Vernunft, nicht nach ſeinem Eigenwillen zu regieren. Socrates aber ging wieder in den Wald und weinte wegen ſeiner Gattin bitterlich. Da kam ein Greis zu ihm und ſprach: O lieber Meiſter, weshalb

ist Deine Seele so bekümmert? Und jener entgegnete: ich habe die Tochter des Königs unter der Bedingung zur Frau bekommen, daß, wenn sie nur während ihrem Zusammensein mit mir stirbt, ich mein Leben verlieren soll. Nun liegt sie jetzt auf den Tod darnieder und das ist der Grund meines Schmerzes. Darauf sprach der Greis: folge meinem Rath und es wird Dich nicht reuen. Deine Frau ist aus königlichem Blut; wenn der König eingeschlafen ist, dann möge Deine Frau ihre Brust und Brüste mit dem Blute ihres Vaters bestreichen. Dann wirst Du in diesem Walde drei Kräuter finden: von einem mache ihr einen Trank, von den beiden andern aber ein Pflaster und das lege sie da auf, wo sie Schmerz empfindet: und so Du dieser meiner Lehre folgst, wird sie die vollkommenste Gesundheit wiedererlangen. Socrates erfüllte Alles und seine Gattin genaß von jeglicher Unpäßlichkeit. Wie aber der König vernahm, daß Socrates so bekümmert und sorgsam wegen der Krankheit seiner Tochter gewesen, so erhob er ihn zu großem Reichthum und Ehrenstellen.

Zweiundsechzigstes Capitel.

Von der Schönheit einer treuen Seele.

Es herrschte einst der gar kluge Kaiser Gajus; in seinem Reiche lebte aber ein Weib Namens Florentina, die war sehr schön und reizend. Nun war aber eine so große Schönheit an ihr, daß sie drei Könige überfielen

und ſie von jedem gemißbraucht wurde. Darnach entſtand aber zwiſchen dieſen Königen wegen ihrer allzugroßen Liebe zu derſelben ein Krieg und von allen Seiten fielen unendlich viel Leute. Wie das die Statthalter des Kaiſerthums hörten, kamen ſie alle zum Kaiſer und ſprachen: Herr, jene Florentina in Deinem Reiche iſt ſo ſchön, daß täglich ſich Unzählige aus Liebe zu ihr umbringen und ſo Du nicht bald ein Mittel dagegen anwendeſt, werden bald ſoviel nur in Deinem Lande leben, alle verloren ſeyn. Wie das der König hörte, befahl er an ſie einen Brief zu richten, den er mit ſeinem Ringe verſiegelte, auf daß ſie ohne weitern Verzug zu ihm käme. Ein Herold ging mit dem Briefe an ſie ab, allein ehe er noch zu ihr kam, war ſie bereits geſtorben. Der Herold kehrte alſo wieder um und meldete dem König ihren Tod. Da wurde der König ſehr betrübt, daß er ſie nicht in ihrer Schönheit ſehen konnte, ließ alle Maler ſeines Reiches zu ſich rufen und als ſie gekommen waren, ſprach er ſo zu ihnen: Ihr Lieben, folgendes iſt die Urſache, weshalb ich nach Euch geſchickt habe. Es gab ein gewiſſes Frauenzimmer mit Namen Florentina von ſo großer Schönheit, daß neulich Viele aus Liebe zu ihr ſtarben. Jetzt iſt ſie todt und ich habe ſie nicht geſehen. Gehet alſo hin und malet mir mit allem Euerem Fleiße ihr Bild mit aller ihrer Schönheit, damit ich erkennen kann, warum ſo Viele aus Liebe zu ihr in den Tod gegangen ſind. Jene aber erwiederten: Herr, Ihr verlangt eine ſchwierige Sache. Denn in ihr lag eine ſo große Schönheit und Zierlichkeit, daß alle Maler der Welt ihr Bild in jeder Hinſicht nicht ſo zu

malen im Stande wären, mit Ausnahme eines einzigen Malers, der in den Bergen einsam lebt: der allein und kein Anderer ist es, welcher Eueren Willen erfüllen kann. Als das der König gehört hatte, sendete er nach diesem Maler und als derselbe zu ihm gekommen war, sprach er zu ihm: mein Theuerster, wir sind von Deinem Fleiß und Deiner Geschicklichkeit in Kenntniß gesetzt worden: gehe hin und male mir das Bild der Florentina in jedem Stücke ihrer Schönheit gemäß und ich werde Dir einen des Gegenstandes würdigen Lohn geben. Jener aber sprach: Du verlangst eine schwierige Sache, indessen gestatte mir, daß ich alle schönen Frauen Deines ganzen Reiches wenigstens eine Stunde lang vor Augen haben darf und ich will thun, was Dir gefällig ist. Von diesen wählte nun der Maler die vier Schönsten aus, die andern aber beurlaubte er, daß sie wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten. Nun fing der Maler an ihr Bild mit rother Farbe zu malen und wenn nun eine von jenen vier Frauen irgend einen reizendern Gesichtszug oder Nase hatte und ebenso auch in Bezug der andern Theile des Körpers, als die übrigen, so setzte er das auf sein Bild. Auf diese Weise nahm er von jeder Frau irgend einen Theil und machte so sein Bild vollständig; als es aber fertig war, kam der Kaiser, um es zu sehen und als er es gesehn hatte, sprach er: O Florentina, wenn Du noch lebtest, müßtest Du vor Allen diesen Maler lieben, der Dich in Deiner so einzigen Schönheit dargestellt hat.

Dreiundsechzigstes Capitel.

Von den Vergnügungen der Weltlichgesinnten.

Es herrschte einst Vespasianus; der hatte eine sehr schöne Tochter, welche Aglae hieß und sie war so schön und in den Augen Aller reizend, sodaß ihre Schönheit die aller übrigen Frauen bei weitem übertraf. Nun begab es sich aber, daß er eines Tages, als seine Tochter vor ihm stand, diese scharf ansah und also zu ihr sprach: meine Theure, ich will Deiner Körperschönheit wegen Deinen Namen ändern und Du sollst von nun an Frau des Trostes genannt werden, zum Zeichen daß Alle, die traurig hierher kommen, mit Freuden wieder von Dir gehen. Der König besaß aber einen sehr schönen Garten, in welchem die Prinzessin öfters spatzieren ging. Er ließ nun in seinem ganzen Reiche ausrufen, daß, so Jemand seine Tochter zur Frau haben wolle, er nur zu seinem Palaste kommen und unterhalb jenes Gartens drei oder vier Tage hindurch lustwandeln möge: nachher solle er wiederkommen, wenn er seine Tochter noch zur Ehe begehre. Als diese Verkündigung geschehen war, kamen Viele zu seinem Palaste, traten in den Garten und wurden nie wieder gesehen und sobiele auch kamen, Niemand kam wieder heraus. Nun gab es aber einen Krieger in dem entlegensten Theile des Reichs: der hörte auch von der Verkündigung, daß wenn Einer zum Palast käme, er die Tochter des Königs zur Frau bekommen könne, machte sich

also dahin auf den Weg und klopfte an das Thor des Palastes. Der Pförtner öffnete die Thür und führte ihn hinein zum König, den trat er an und sprach: Herr, es ist das allgemeine Gerede, daß, so Jemand Eueren Garten betritt, er Euere Tochter zur Frau haben soll. Deshalb bin ich hierher gekommen. Darauf erwiederte der König: Geht in den Garten und so Ihr wieder herauskommt, sollt Ihr sie haben. Darauf sagte jener: Herr, gestatte mir eine einzige Sache. Ich bitte Dich inständig, daß, ehe ich den Garten betrete, ich einige Worte mit Deiner Tochter sprechen darf. Jener aber antwortete: das ist mir ganz recht. Hierauf begab sich jener zu dem Mädchen und sprach: Meine Theuere, Euer Name ist Frau des Trostes und dabei ist es Dir gegeben, daß Alle, welche traurig zu Dir kommen, freudig wieder von Dir gehen. Ich aber komme nun gar traurig und trostlos zu Dir, gieb mir also einen Rath und eine Unterstützung, auf daß ich wieder voll Freude von Dir gehen kann. Denn von mir sind Viele gekommen und in den Garten getreten, aber nie wieder erblickt worden: wenn mir nun also derselbe Fall begegnen sollte, weil ich Dich zur Ehe begehrt habe, was soll ich mir dann sagen? Jene aber erwiederte: ich will Dir die Wahrheit sagen und Deine Traurigkeit in Freude verkehren. In jenem Garten ist ein wüthender Löwe, der Alle, die denselben betraten, getödtet hat und durch ihn sind Alle, die als Freier um meine Person hineingegangen sind, umgebracht worden! Waffne nun Deinen Leib mit Eisen von der Spitze Deines Fußes bis zum Wirbel Deines Hauptes und mögen alle Deine Waf-

sen mit Gummi bestrichen seyn. Wenn Du nun aber in den Garten getreten bist, wird der Löwe alsbald auf Dich losstürzen, Du aber kämpfe männiglich gegen ihn und sobald Du müde bist, laß ihn los. Hierauf wird er mit seinen Zähnen Deinen Arm oder Bein packen, aber weil seine Zähne bald voll Gummi seyn werden, wird er Dir wenig Schaden zufügen können. Wenn Du aber das merkst, ziehe gleich Dein Schwert aus der Scheide und haue ihm den Kopf ab. Nun giebt es aber in jenem Garten noch eine andere Fährlichkeit. Es giebt nur einen einzigen Eingang, aber verschiedene Irrgänge, sodaß wer einmal hineingegangen ist, kaum wieder den Ausgang finden kann. Darum will ich Dir gegen jene Gefahr folgendes Mittel angeben. Ich gebe Dir hiermit einen Knaul Garn, den binde Du, sobald Du an den Eingang des Gartens gekommen bist, an dem Thore an und steige so an dem Faden immer in den Garten hinunter und laß denselben, so Du Dein Leben lieb hast, nicht fahren. Der Krieger aber erfüllte Alles genau, wie es ihm das Mädchen geheißen hatte. Er trat gewaffnet in den Garten, und als ihn der Löwe erblickt hatte, stürzte er mit seiner ganzen Wucht auf ihn los, der Krieger aber vertheidigte sich mannhaft und als er müde war, machte er einen Sprung von ihm hinweg. Nun hielt ihn der Löwe aber solange am Arme fest, bis seine Zähne ganz voll von Gummi waren und der Krieger zog, wie er das bemerkt hatte, sein Schwert heraus und hieb dem Löwen das Haupt ab. Er aber freuete sich so sehr darüber, daß er den Faden, an welchem er herabgestiegen war, verlor.

Er aber lief traurig und voller Schmerzen drei Tage lang im Garten herum und ſuchte eifrig ſeinen Knaul, endlich fand er ihn am Abend. Als er ihn aber wieder hatte, freuete er ſich nicht wenig, ſtieg dem Faden folgend wieder herauf und gelangte bis ans Thor. Hier machte er den Faden los und ging zum Könige und erlangte deſſen Tochter, die Dame des Troſtes, zur Frau, worüber er gar große Freude empfand.

Vierundſechzigſtes Capitel.

Von des Herrn Menſchwerdung.

Einſt war ein gewiſſer König, der drei vorzügliche Eigenſchaften beſaß. Erſtlich war er tapferer als alle andere Menſchen, zweitens weiſer und drittens ſchöner. Der lebte lange ohne Frau, bis endlich ſeine Freunde zu ihm kamen und ſagten: Herr, es thut gut ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, auch iſt es nicht löblich ohne Frau zu leben. Jener aber antwortete: Ihr Lieben, es iſt Euch bekannt, daß ich reich und mächtig genug bin, alſo keiner Schätze bedarf; gehet alſo hin zu allen Reichen und Schlöſſern und ſucht mir eine ſchöne und kluge Jungfrau, und ſo ihr dieſes Beides finden werdet, will ich ſie, mag ſie auch noch ſo arm ſeyn, zur Frau nehmen. Da zogen ſie denn durch alle Länder und alle Schlöſſer und fanden endlich eine gar ſchöne und weiſe Jungfrau aus königlichem Geblüt und verkündeten ihre herrlichen Eigenſchaften ihrem Könige. Der wollte nun ihre Weis-

heit kennen lernen, berief alſo einen Herold zu ſich und ſprach zu ihm: Mein Lieber, hier haſt Du ein Stück Leinwand, das in ſeiner Länge und Breite nur drei Zoll beträgt: gehe jetzt zu dem Mädchen, grüße ſie von mir und gieb ihr dieſes Stück Leinwand, daß ſie mir daraus nach ihrer Weisheit ein Hemde mache, das für meinen Körper lang und breit genug iſt: wenn ſie das gemacht hat, ſoll ſie meine Frau werden. Der Bote machte ſich alſo zu dem Mädchen auf den Weg, brachte ihr den Gruß ſeines Königs und ſprach zu ihr: hier iſt ein leinenes Tuch, nur drei Zoll lang und breit: wenn Du aus dieſem ein ſeinem Leibe paſſendes Hemde verfertigen kannſt, wird er Dich zur Frau nehmen. Sie aber antwortete: es iſt unmöglich ein Hemde aus einem Stück Leinwand zu fertigen, welches nur drei Zoll in der Länge und Breite hat; indeſſen mag er mir ein Gefäß ſenden, in welchem ich arbeiten kann und ich verſpreche ihm ein Hemde, das lang genug ſeyn ſoll. Hierauf kehrte der Bote zurück und hinterbrachte dem König die Antwort des Mädchens. Alſobald ſendete ihr der König das verlangte koſtbare Gefäß. Sie aber fertigte aus einem ſo kleinen Stoffe in dieſem Gefäße ein Hemde, das völlig für ſeinen Körper ausreichte. Jener aber nahm ſie, wie er das ſah, zur Frau.

Fünfundſechzigſtes Capitel.

Von der Seelſorge.

Einſt zog ein gewiſſer König aus einer Stadt in eine andere und ſo gelangte er an ein Kreuz, welches auf

allen Seiten beschrieben war. Auf der einen Seite stand geschrieben: o König, wenn Du auf diesem Weg hier fortreiten wirst, wirst Du eine gute Herberge für Deinen Leib finden, aber Dein Roß wird schlecht bewirthet werden. Auf der andern Seite des Kreuzes stand: wenn Du diesen Weg einschlägst, wirst Du eine Herberge finden, in welcher es Dein Roß sehr gut haben wird, aber Du wirst schlecht aufgenommen werden. Auf der dritten Seite stand geschrieben: wenn Du auf diesem Wege fortgehn wirst, wirst Du sowohl als Dein Roß gut aufgenommen werden, aber ehe Du hingelangst, wirst Du erst eine derbe Portion Schläge empfangen. Auf der vierten Seite endlich stand: wenn Du auf diesem Wege wandeln wirst, wirst Du herrlich bewirthet werden, wirst aber Dein Roß da im Stiche lassen müssen und gezwungen seyn, zu Fuße zu gehen. Als der König alles Dieses gelesen hatte, wunderte er sich und dachte bei sich nach, welchen Weg er wohl einschlagen solle. Endlich sprach er zu sich: ich will den ersten wählen, denn da werde ich mich wohl befinden und die eine schlecht hingebrachte Nacht wird für mein Roß gar bald vergehen. Hierauf gab er seinem Rosse die Spornen bis an eine Straße, wo er eine Burg antraf, auf welcher ein Krieger wohnte, der ihn sehr wohl aufnahm und köstlich bewirthete, allein das Roß bekam nur wenig oder eigentlich nichts. Früh aber stand er auf, ritt nach seinem Palaste und erzählte da Alles, was ihm begegnet war und was er gesehn hatte.

Sechsundsechzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit.

Einst gab es einen gewissen König, der eine schöne Tochter hatte, die er gewaltig liebte und welche auch nach seinem Tode sein Reich erhielt. Nun war sie aber ganz allein und verwaist gelassen, und wie dieß ein gewisser tyrannischer Herzog hörte, kam er zu ihr und versprach ihr Vieles, wenn sie ihm zu Willen wäre. Sie aber wurde von ihm verführt und ihrer Unschuld beraubt, und als sie so entehrt war, weinte sie bitterlich, der Tyrann aber trieb sie aus ihrem ererbten Lande. Als sie nun so landflüchtig war, stieß sie Seufzer und Klagen aus und setzte sich jeden Tag an die Heerstraße, um die Vorübergehenden um ein Almosen zu bitten. Wie sie nun eines Tags so weinend dasaß, ritt ein edler Ritter an ihr vorüber und als er ihre Schönheit erblickte, wurden seine Augen von ihr geblendet, und er sprach also zu ihr: meine Liebe, wer bist Du denn? Sie aber versetzte: ich war die einzige Tochter eines Königs und erhielt nach meines Vaters Tode nach dem Erbrechte sein Reich, allein durch einen gewissen Tyrannen ward ich verführt und von ihm meiner Unschuld beraubt und nachher hat er mir auch noch mein Erbtheil genommen. Da sagte der Ritter: wäre es Dir genehm, mein Ehegespons zu werden. Sie aber versetzte: ja Herr, das würde vor Allem mein Wunsch seyn. Hierauf sprach jener: gieb mir Dein Wort darauf, daß Du keinen Andern als mich zum Mann nehmen

willſt, und ich werde gegen jenen Tyrannen einen Krieg anfangen und Dir Dein Land wiederverſchaffen. Wenn ich aber im Kampfe falle, und Dir Dein Erbtheil erobert haben werde, verlange ich weiter nichts, als daß Du meine mit Blut beſprützten Waffen als ein Zeichen meiner Liebe zu Dir aufbewahrſt. Wenn aber dann Jemand kömmt und Dich zur Frau begehrt, dann gehe in Deine Kammer, in welcher meine Waffen hängen, und betrachte ſie fleißig und erinnere Dich, wie ich aus Liebe zu Dir mein Leben verloren habe. Jene aber erwiederte: Herr, das verſpreche ich Dir aufs Heiligſte, aber fern ſey es, daß Du in dieſem Kriege Dein Leben einbüßeſt. Hierauf waffnete er ſich und zog gegen den Tyrannen. Wie dieſer Herzog ſolches vernahm, ſtellte er ſich ihm mit aller ſeiner Macht entgegen und ſie fingen mit einander einen Zweikampf an; der Ritter gewann zwar den Sieg und hieb dem Tyrannen das Haupt ab, allein er ſelbſt erhielt im Kampfe eine tödtliche Wunde und ſtarb in drei Tagen, nachdem er das Erbe des Mägdleins wiedergewonnen hatte. Dieſe aber betrauerte viele Tage lang ſeinen Tod, hing ſeine blutbefleckte Rüſtung in ihrer Kammer auf und beſuchte ſie öfters und ſo oft ſie ſelbige anſah, weinte ſie bitterlich. Nun kamen aber viele Edle zu ihr, um ſie zur Frau zu haben, und verſprachen ihr Vieles, aber bevor ſie ihnen eine Antwort gab, trat ſie in ihre Kammer, um ſeine Rüſtung fleißig zu betrachten und ſprach: o Herr, Du biſt mir zu Liebe geſtorben und haſt mir mein Erbe wiederverſchafft, fern ſey es von mir, daß ich einem Andern meine Einwilligung gebe. Darauf ging ſie hinaus

und sprach: ich habe Gott ein Gelübde gethan, mich niemals mit einem Manne zu verbinden. Wie jene das hörten, gingen sie weg und sie blieb so ihre ganze Lebenszeit in Zucht und Keuschheit.

Siebenundsechzigstes Capitel.

Von der in der äußersten Noth nicht zulässlichen Entschuldigung.

Es herrschte einst der kluge Maximianus und in seinem Reiche waren zwei Ritter, der eine klug, der andere dumm, die sich beide gegenseitig sehr lieb hatten. Zu letzterem sprach der kluge: beliebt es Dir, mit mir einen Bund zu machen: dieß wird uns von Nutzem seyn. Jener aber versetzte: das ist mir ganz recht. Hierauf versetzte dieser: ein jeder von uns mag Blut aus seinem rechten Arm fließen lassen, ich will Dein Blut trinken, und Du magst mit dem meinen dasselbe thun und so wird keiner von uns den andern weder im Glück noch Unglück verlassen, und was einer von uns gewonnen haben wird, davon soll der andere die Hälfte haben. Jener aber entgegnete: so ist es mir recht. Sogleich tranken nun Beide, nachdem sie sich Blut entzogen hatten, dasselbe von einander und blieben nachher immer in einem und demselben Hause zusammen. Nun hatte aber der König zwei Städte erbaut, die eine auf der Spitze eines Berges, wo Alle, so dahin kamen, einen Reichthum an Schätzen finden und daselbst ihr ganzes Leben verbleiben könnten. Es führte

aber zu dieser Stadt ein enger und steiniger Weg und auf diesem hielten drei Ritter mit einem großen Heere und Alle, so über jene Straße zogen, mußten entweder gegen diese kämpfen oder Alles sammt ihrem Leben verlieren. Auch hatte der König in jene Stadt einen Seneschall gesetzt, der ohne Ausnahme alle Ankommende aufnehmen und nach Rücksicht ihres Standes herrlich bewirthen sollte. Er hatte aber auch unter jenem Berge in einem Thale eine andere Stadt bauen lassen, zu welcher ein ebener und zum Gehen anmuthiger Weg führte. Es lagen aber drei Ritter an jenem Wege, welche alle Vorübergehende freundlich aufnahmen und nach eines Jeden Gefallen bedienten. In der Stadt selbst aber hatte er auch einen Seneschall bestellt, der Alle, welche in die Stadt oder in die Nähe derselben kamen, ohne Ansehn der Person ins Gefängniß werfen und sie sämmtlich bei der Ankunft des Richters demselben vorführen mußte, der Richter sollte aber Niemanden verschonen. Da sprach der kluge Ritter zu seinem Gesellen: mein Lieber, laß uns die Welt durchziehen, wie andere Ritter, und wir werden viele Güter erwerben können, von denen wir anständig leben mögen. Darauf entgegnete jener: also gefällt es mir auch. Hierauf zogen Beide auf einer Straße, bis sie an einen Kreuzweg kamen; da sprach der Kluge: mein Lieber, wie Du siehst, sind hier zwei Wege: der eine führt zu einer prächtigen Stadt: wenn wir ihn einschlagen, werden wir zu jener Stadt gelangen, in welcher wir Alles, was unser Herz begehrt, erhalten werden. Da ist aber eine andere Straße, welche nach einer andern Stadt hinführt, welche in einem Thale

erbaut ist: gehen wir diese, wird man uns gefangen nehmen, ins Gefängniß stecken, vor den Richter führen und dieser uns an den Galgen aufhängen lassen. Ich rathe also dazu, diesen letztern Weg liegen zu lassen und den andern zu gehen. Darauf erwiederte der Dumme: mein Lieber, schon lange hörte ich von diesen zwei Städten: allein der Weg zu der auf dem Berge gelegenen Stadt ist schmal und sehr gefährlich, und an demselben lagern drei Ritter mit einem Heere, welche Alle, die dahin ziehen, überfallen, tödten und plündern: der andere Weg ist eben und auf demselben befinden sich drei Ritter, welche alle, die denselben betreten, freundlich aufnehmen, und alles Nöthige findet sich da. Und alles Dieses sehe ich ganz deutlich und darum glaube ich meinen Augen mehr denn Dir. Darauf sprach der kluge Ritter: obgleich der eine Weg schlecht zu gehen ist, so ist doch der andere, wenn man an das Ende desselben denkt, noch weit schlechter: denn er führt uns zu ewiger Schmach und von da werden wir zum Galgen geschleppt werden. Nun fürchtest Du Dich aber des Kampfes und der Wegelagerer wegen auf der andern Straße zu gehen. Das ist aber für Dich eine ewige Schande, weil Du ein Ritter bist und es den Rittern zukommt, gegen ihre Feinde zu streiten. Wenn Du aber anders mit mir diese Straße ziehen willst, versprecke ich Dir heilig, vor Dir her in den Kampf zu gehen und soviel ihrer auch seyn werden, Du wirst durch sie hindurch kommen, wenn Du mich unterstützest. Jener aber entgegnete: Amen, ich sage Dir, auf diesem Wege will ich nicht gehen, sondern vielmehr auf jenem. Du

sprach der Kluge: da ich Dir mein Wort verpfändet und zum Zeichen der Treue Dein Blut getrunken habe, werde ich Dich nicht allein gehen lassen, sondern mit Dir ziehen. Beide schlugen nun diesen Weg ein und fanden unterwegs nach ihrem Gelüste vielerlei Annehmlichkeiten, bis sie an die Herberge jener drei Ritter kamen, von welchen sie mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen und prächtig bewirthet wurden. Bei jeder Erquickung sprach aber der dumme Ritter zu dem klugen: mein Lieber, habe ich es Dir nicht vorhergesagt, siehe, wieviel und wie große Ergötzlichkeiten wir auf dieser Straße genießen, die wir alle auf der andern hätten entbehren müssen. Jener aber antwortete: Ende gut, Alles gut, das hoffe ich aber nicht. Sie brachten nun einige Zeit bei diesen Rittern zu, als aber der Seneschall dieser Stadt vernahm, daß zwei Ritter gegen das Gebot des Königs in der Nähe der Stadt wären, schickte er gleich seine Trabanten ab, auf daß sie sie fingen und zur Stadt führten. Als sie aber der Seneschall in Augenschein genommen hatte, ließ er den Dummen an Händen und Füßen gebunden in eine Grube werfen, den andern aber in einen Kerker sperren. Als nun der Richter in die Stadt kam, wurden alle Missethäter aus derselben vor sein Angesicht gebracht und unter andern auch diese beiden Ritter. Da sprach der Kluge zum Richter: Herr ich klage gegen meinen Gesellen: denn der ist Ursache meines Todes. Ich habe ihm das Gesetz dieser Stadt vorhergesagt, sowie die Gefahren und doch wollte er auf keine Weise meinen Worten trauen und sich bei denselben beruhigen und meinem Rathe Folge leisten,

ſondern antwortete mir: ich traue meinen Augen mehr als Deinen Reden. Da wir nun durch Wort und Schwur mit einander verbunden waren, mochten wir im Glück oder Unglück ſeyn, und ich ihn allein ſich auf den Weg machen ſah, ſo habe ich meines Eides wegen mich ebenfalls hierher begeben, und darum iſt er jetzt Schuld an meinem Tode: fälle alſo einen gerechten Urtheilsſpruch. Da entgegnete der andre dumme Ritter dem Richter: dieſer da iſt gerade die Urſache meines Todes, denn es iſt der ganzen Welt bekannt, daß er weiſe iſt und ich von Natur ans dumm bin. Nun hätte er aber eben wegen ſeiner Weisheit nicht ſo leichtſinnig meiner Dummheit ſich fügen ſollen. Wäre jener mir aber nicht gefolgt, als ich mich allein auf den Weg machte, ſo würde ich auf den Weg, welchen er gehen wollte, zurückgekommen und mit ihm marſchirt ſeyn, des Eidſchwurs wegen, welchen ich ihm geleiſtet habe. Darum nun, weil jener weiſe iſt, ich aber dumm bin, ſo iſt er die Urſache meines Todes. Darauf entgegnete der Richter Beiden und zwar zuerſt dem klugen Ritter: Du Kluger, der Du ſo leichtſinnig ſeiner Dummheit nachgabſt und ihm folgteſt, und Du Dummer, der Du den Worten des Klugen nicht geglaubt, ſondern Deine eigene Dummheit durchgeführt haſt, Ihr ſollt Beide nach meinem Urtheil an den Galgen gehenkt werden: und alſo geſchah es.

Achtundſechzigſtes Capitel.

Wie man die Wahrheit bis zum Tode nicht verſchweigen müſſe.

Es war einſt ein König Gordianus, in deſſen Reiche ſich ein gewiſſer edler Ritter befand, der eine ſchöne Frau beſaß, die aber ihrem Manne oft untreu war. Nun trug es ſich eines Tages zu, daß der Mann ſich auf eine weite Reiſe begab: dieſe ließ nun ohne Verzug ihren Buhlen holen. Es hatte aber dieſe Frau eine Magd, welche die Sprache der Vögel verſtand. Wie nun der Liebhaber kam, waren damals gerade drei Hähne im Hofe. Um Mitternacht, als der Buhle neben der Frau vom Hauſe lag, fing der erſte Hahn an zu krähen: wie das die Dame hörte, ſprach ſie zu ihrer Magd: ſage mir, meine Liebe, was ſagt denn der Hahn da in ſeinem Liede? Dieſe antwortete: der Hahn meint in ſeinem Geſange: Du thuſt Unrecht gegen Deinen Mann. Da ſprach die Frau: der Hahn muß ſterben, und alſo geſchah es. Einige Zeit nachher krähte der zweite Hahn und die Frau ſprach zur Magd: was ſagt der Hahn in ſeinem Geſange? Die Magd antwortete: mein Geſell iſt für die Wahrheit geſtorben, ich bin bereit auf die Wahrheit deſſen, was er geſagt hat, zu ſterben. Darauf entgegnete die Frau: tödte den Hahn, und alſo geſchah es. Nachher krähte auch der dritte Hahn. Wie die Frau das hörte, ſprach ſie zur Magd: was ſagt der Hahn in ſeinem Liede? dieſe ant-

wortete: Schau, hör' und ſchweig dazu, ſo Du willſt leben in Ruh. Darauf verſetzte die Frau: dieſen Hahn laſſet leben.

Neunundſechzigſtes Capitel.

Von der Keuſchheit.

Einſt herrſchte der weiſe Gallus, der wollte einen Palaſt erbauen; nun lebte aber in ſeinem Reiche ein gar ſcharfſinniger Baumeiſter, mit welchem der Kaiſer hinſichtlich dieſes Baues abſchloß. Es war aber zu derſelbigen Zeit in jenem Reiche ein Ritter, der eine ſchöne Tochter hatte. Wie der die Klugheit des Baumeiſters bemerkt hatte, dachte er bei ſich: dem will ich doch meine Tochter zur Frau geben, er wird ſie gewiß durch ſeine Klugheit und Kunſtfertigkeit in eine glänzende Lage verſetzen. Er berief ihn alſo zu ſich und ſprach zu ihm: mein Lieber, verlange von mir was Du willſt und ich will es Dir geben, wenn es mir möglich iſt, damit Du nur meine Tochter zur Frau nimmſt. Jener aber entgegnete: das iſt mir ganz recht. Sie vereinigten ſich bald mit einander und der Baumeiſter heirathete ſie. Hierauf rief die Mutter des Mädchens ihren Schwiegerſohn zu ſich hinein und ſprach alſo zu ihm: mein Sohn, jetzt haſt Du meine Tochter zum Weibe genommen. Hier iſt ein Hemde, welches, wie Du ſiehſt, ſehr ſchön iſt: das will ich Dir geben. Sie fuhr alſo fort: dieſes Hemde beſitzt die Tugend, daß es Dein ganzes Leben hindurch nicht gewaſchen zu werden

braucht, nicht zerreißt, nicht zerfällt, noch ſeine Farbe verändert, ſolange zwiſchen Dir und meiner Tochter treue Liebe herrſcht. So aber, was fern ſeyn möge, einer von Euch ſein eheliches Gelübde verletzt, wird das Hemde alsbald alle ſeine Vorzüge verlieren. Wie das der Baumeiſter hörte, freuete er ſich ſehr, nahm das Hemde in Empfang und ſprach: o Mutter, was für ein ſpaßhaftes Schutzmittel haſt Du mir gegeben! keiner von uns wird nunmehro die Ehe brechen können, ohne daß davon durch dieſes Hemde die vollſtändigſte Kunde herauskäme. Wenige Tage nachher wurde der Baumeiſter zum Palaſte des Königs berufen, um den neuen Palaſt zu erbauen: er nahm das Hemde mit ſich, ließ aber ſeine Frau zu Hauſe, und blieb ſo lange bei dem Könige, bis der Palaſt vollendet war. Während er aber mit ſeiner Arbeit beſchäftigt war, wunderten ſich Viele, daß das Hemde immer rein und weiß blieb, und der König ſelbſt ſprach zu ihm: Meiſter, ich bitte Dich, daß Du mir ſagſt, wie es möglich iſt, daß während Du in fortwährender Arbeit beſchäftigt biſt, Dein Hemde ohne gewaſchen zu werden, in ſeiner Reinheit und Weiße verbleibt. Jener aber verſetzte: wiſſe, theuerſter Herr, daß ſolange wir, ich und meine Frau, uns treu in unſerer Liebe bleiben, mein Hemde nicht gewaſchen zu werden braucht, allein wenn unſer eheliches Gelübde verletzt worden wäre, würde es gerade wie alle andere Leinwand der Wäſche bedürfen. Als dieß ein Ritter gehört hatte, dachte er bei ſich nach: wie wäre es, wenn ich machen könnte, daß Dein Hemde gewaſchen werden müßte? Er machte ſich alſo nach dem Hauſe des Baumeiſters ohne

Wissen desselben auf den Weg, um dessen Frau zur Sünde zu reizen. Diese nun nahm ihn freundlich auf und er klopfte bei ihr wegen eines ungesetzmäßigen Liebesverhältnisses mit ihr an. Darauf versetzte sie: solcherlei Liebe verlangt, daß wir allein sind, komm mit mir, und damit führte sie ihn in ihr Kämmerlein. Kaum hatte sie ihn aber hineingeführt, so ging sie hinaus, schloß die Thüre ab und sprach: Hier mußt Du warten, bis ich Zeit habe, Dich loszulassen. Jeden Tag besuchte ihn nun die Dame und beköstigte ihn mit Wasser und Brod. Er aber ließ es nicht an Bitten fehlen, sie solle ihn doch gehen lassen, allein sie gestattete es nicht. Nachher kamen bald noch zwei andere Ritter vom Hofe des Königs zu ihr, einer nach dem andern, um sie zu verführen, allein es gelang ihnen nicht, sondern sie sperrte dieselben in dasselbe Gemach ein und erhielt sie mit Wasser und Brod. Dort blieben sie nun viele Tage und es entstand wegen dieser drei Ritter ein Gefrage und eine Bewegung am Hofe des Königs, wo sie hingekommen seyen. Als nun der Palast vollendet war, kam der Baumeister, nachdem er seinen Lohn empfangen hatte, nach Hause und seine Frau, die sich nicht wenig freute, nahm ihn mit großen Ehren auf und erkundigte sich fleißig, wie er sich befinde. Er aber beantwortete ihr Alles gar wohl und sie sah sich nun sein Hemde an, und wie sie dasselbe ganz rein fand, sprach sie: Gesegnet sey unser Gott, an dem Hemde erkenne ich, daß zwischen uns noch eine wahrhafte Liebe besteht. Darauf sprach er zu ihr: meine Liebe, als ich noch mit dem Bau des Palastes beschäftigt war, kamen drei Ritter, einer

nach den andern zu mir, und fragten mich wegen des Hemdes, wie es so ohne gewaschen zu werden, in seiner ganzen glänzenden Weiße bleiben könne, und ich habe ihnen die Wahrheit gesagt. Was aber nachher aus ihnen geworden ist, weiß ich durchaus nicht, obwohl wegen ihrer Entfernung am Hofe des Königs viel Nachforschungen angestellt worden sind. Da sprach sie: Herr, jene drei Ritter, von denen die Rede ist, sind zu mir gekommen und haben mir Vieles versprochen, wenn ich ihnen zu Willen seyn wollte, aber auf keine Weise war ich in Willens, so etwas zu begehen, sondern habe sie in meinem geheimen Kämmerlein eingeschlossen und bis jetzt mit Brod und Wasser genährt. Wie das der Baumeister hörte, freuete er sich über die Treue seiner Gattin, rettete diese Ritter vom Tode und ließ sie frei ihre Straße ziehen: sie Beide aber verharrten bis an das Ende ihres Lebens in wahrer Liebe.

Siebenzigstes Capitel.

Von der Reue einer treuen Seele.

Es gab einst einen König, der hatte eine schöne und kluge Tochter, die ihr Vater einem Manne zur Frau geben wollte. Sie aber hatte Gott ein Gelübde gethan, daß sie niemals einen Mann nehmen wolle, bevor sie nicht dreierlei von ihm erlangt hätte. Das erste bestand darin, daß er ihr der Wahrheit gemäß sagte, wieviel Fuß in der Länge, Breite und Tiefe die vier Elemente hätten, zwei

tens, was den Wind von Norden her verändere und drittens, daß er Feuer in seinem Busen, ohne denselben zu verletzen, an seinem Fleische tragen sollte. Als der König dieß vernommen hatte, ließ er diese drei Sachen in seinem ganzen Reiche bekannt machen und daß, so Jemand dieses ohne Fehler vollbringen würde, er seine Tochter zur Frau haben solle. Nun kamen Viele deshalb herbei, aber Alle fielen durch. Nun befand sich aber ein gewisser Krieger in einer weit entfernten Gegend des Reichs: wie der von dem Gelübde der Prinzessin hörte, kam er zum Palaste des Königs, und indem er einen einzigen Diener und ein wildes Pferd mit sich brachte, suchte er vor den König zu gelangen und sprach: mein Herr König, ich bitte mir Deine Tochter zur Frau aus und bin bereit, jene drei Aufgaben zu lösen. Darauf erwiederte der König: das ist mir ganz recht. Der Krieger aber rief seinen Diener und sprach zu ihm: lege Dich auf die Erde. Wie der nun so dalag, maß ihn der Krieger vom Kopf bis zu den Füßen und sprach hierauf zum König also: siehe Herr, ich finde in allen vier Elementen kaum mehr als sieben Fuß. Da entgegnete der König: was hat denn das mit den Elementen zu schaffen? Und jener versetzte: Herr, jeder Mensch und jedes Thier ist aus den vier Elementen zusammengesetzt und also habe ich an meinem Diener die vier Elemente gemessen. Darauf erwiederte der König: Amen, ich sage Dir, Du hast die Sache ganz deutlich erwiesen. Nun wollen wir aber zum Zweiten schreiten, verändere jetzt den Wind. Gleich ließ jener sein toll gewordenes Pferd herbeiführen und gab ihm einen Trank

ein, von dem es gänzlich geheilt wurde. Wie das geschehen war, wendete er den Kopf des Pferdes nach Osten und sprach: siehe Herr, der Wind hat sich von Norden nach Osten gedreht. Hierauf versetzte der König: was hat denn Dein Beginnen mit dem Winde zu schaffen? Darauf entgegnete jener: ist es Euerer Weisheit nicht bekannt, daß das Leben eines jeden Geschöpfes nichts als Wind ist? solange als das Pferd schlechten hatte, solange stand es nach Norden zu: nun aber, da es durch die Kraft des Krautes gesund worden ist, habe ich seinen Kopf nach Osten gewendet, auf daß es bereit sey, eine Last zu tragen. Darauf entgegnete der König: Du hast die Sache ganz klar dargethan. Laßt uns demnach zum Dritten schreiten. Darauf versetzte jener: Herr ich bin bereit, dieß vor Aller Augen zu erfüllen. Hierauf nahm er seine beiden Hände voll glühender Kohlen und steckte diese in seinen Busen und sein Fleisch wurde durchaus nicht verletzt. Darauf sprach der König: die andern beiden Stücke hast Du gut bewiesen, sage mir aber jetzt, warum Dich die Kohlen nicht beschädigen. Darauf entgegnete jener: dieß geschieht nicht durch meine Kunst, sondern durch die Kraft eines Steines, welchen ich beständig bei mir trage: denn wer solchen Stein bei sich an einem reinen Orte trägt, wird nie vom Feuer verletzt werden können. Sehet, hier ist er: und damit zeigte er Allen seinen Stein. Darauf erwiederte der König: Du hast alle drei Aufgaben richtig gelöst, und damit richtete er die Hochzeit aus, gab ihm seine Tochter mit vielen Schätzen zur Frau und Beide beschlossen ihre Tage im Wohlleben.

Einundſiebenzigſtes Capitel.

Von der Vergeltung der ewigen Heimath.

Es gab einſt einen König, der ein großes Gaſtmahl hatte zurichten laſſen: dann ließ er durch ſein ganzes Reich Herolde ziehen, die mußten das Gaſtmahl laut ausrufen: daß Alle, von welchem Stande ſie auch wären, zu demſelben kommen könnten und nicht nur ein gutes Mahl finden ſollten, ſondern auch unendliche Schätze bekommen würden. Wie nun die Herolde durch die Länder und Schlöſſer zogen, um das Gebot des Königs zu verkünden, da waren damals zwei Männer in einer Stadt: von dieſen war der eine ſtark und kräftig, aber blind, der andere aber lahm und ſchwächlich, konnte aber ſehr gut ſehen. Hierauf ſprach der Blinde zu dem Lahmen: mein Lieber, weh uns Beiden, es iſt im ganzen Lande verkündigt worden, daß der König zu der und der Zeit ein treffliches Gaſtmahl anſtellen will, bei welchem nicht blos ein Jeder Speiſen nach ſeinem Gelüſte empfangen, ſondern auch große Reichthümer erhalten ſoll. Du aber biſt lahm, ich aber blind: folglich können wir nicht mit zu dem Schmauſe kommen. Darauf entgegnete der Lahme: wenn Du meinem Rathe folgen willſt, werden wir Beide dahin kommen und Schätze und Schmaus wie alle Andere haben. Darauf erwiederte der Blinde: ich bin bereit jedweden Rath, welcher uns nützlich iſt, zu erfüllen. Da ſprach der Lahme: Du biſt ſtark und kräftig am Körper, ich aber bin ſchwäch-

lich und lahm: alſo wirſt Du mich auf Deinem Rücken tragen, ich aber will Dich auf dem Wege leiten, weil ich ganz deutlich ſehen kann, und ſo werden wir Beide zum Schmauſe kommen und unſern Lohn, wie die Andern bekommen. Darauf entgegnete der Blinde: Amen, ich ſage Dir, Dein Rath iſt gut, ſteige alſogleich auf meinen Rücken. Und alſo geſchah es, der Lahme zeigte dem Andern den Weg und dieſer trug ihn, und ſo kamen Beide zum Mahle und bekamen unter den Andern die verſprochenen Schätze.

Zweiundſiebenzigſtes Capitel.

Von der Tödtung der Undankbaren.

Man lieſt von einem gewiſſen König, der einen einzigen Sohn hatte, welchen er ſehr liebte und zärtlich erzog. Wie nun der Knabe zu dem geſetzlichen Mannesalter gekommen war, lag er dem König von Tag zu Tag an, er ſolle ihm ſein Reich abtreten, weil er es nicht mehr zu regieren im Stande ſey, er aber es vermöge. Der König aber ſprach: mein Theurer, wenn ich ſicher wäre, daß Du mich freundlich und ehrenhaft Dein ganzes Leben über behandeln würdeſt, würde ich es Dir abtreten und Dir jede Menſchenpflicht, welche der Vater dem Sohne ſchuldig iſt, leiſten. Der aber ſprach: Herr vor Deinen Magnaten und Edeln des Reiches will ich Dir einen Eid leiſten, daß es Euch an nichts fehlen ſoll, ſondern daß ich Euch in größern Ehren als mich ſelbſt halten will. Der

König aber glaubte ſeinen Worten, gab ihm ſein Reich und behielt für ſich nichts. Wie der aber gekrönt und auf den Thron geſetzt worden war, da erhob ſich ſein Herz unglaublich von Hochmuth und nach wenigen Jahren erwieß er ſeinem Vater keine Ehre mehr, noch ließ er ihm irgend etwas Gutes zufließen. Der aber fing an ſich bei den weiſen Männern des Landes zu beklagen, wie ſein Sohn ſeinen Vertrag nicht halte. Die Weiſen aber, welche ihn ſehr hoch hielten, beſchuldigten den König, daß er ſeinen Vater ſchlecht abwarte. Wie das der König hörte, ward er voller Wuth und ſperrte ſeinen Vater in einem Schloſſe ein, wo Niemand zu ihm Zutritt haben konnte. An dieſem Orte nun litt er Hunger und vieles Elend: nun begab es ſich aber einſtmals, daß der König in derſelbigen Burg übernachtete. Der Vater aber trat ihn an und ſprach zu ihm: o mein Sohn, erbarme Dich Deines greiſen Vaters, der Dich gezeugt und Dir Alles gegeben hat: ich leide an dieſem Orte Hunger und Durſt und befinde mich jetzt in einem bedeutenden Unwohlſein, ein Trunk Wein würde mich vielleicht ſtärken. Der König entgegnete: ich weiß nicht, ob Wein in der Burg iſt. Jener aber erwiederte: ja mein Sohn, es ſind fünf Faß Wein in der Burg und ohne Euer Wiſſen wagt der Seneſchall dieſes Schloſſes nicht ſie anzubohren und mir einen Trunk zu reichen: ich bitte Dich alſo, mein Sohn, daß Du mir einen aus dem erſten Faſſe geben läßt. Darauf ſprach der König: das werde ich nicht thun, denn es iſt Moſt und der taugt nicht für alte Leute. Jener aber ſagte: gieb mir alſo aus dem zweiten Faſſe. Hier-

auf ſprach jener: das will ich nicht thun: dieſes iſt für meine Leibwachen und für die Pagen beſtimmt, die ich bei mir habe. Jener aber entgegnete: gieb mir alſo aus dem dritten Faſſe. Darauf ſprach der König: das kann ich nicht thun, denn der Wein iſt ſtark und Du biſt ſchwächlich und unpaß, das könnte die Urſache zu Deinem Tode ſeyn. Darauf verſetzte jener: gieb mir demnach vom vierten Faſſe. Darauf erwiederte der: das kann ich auch nicht machen, denn der Wein iſt zu alt und eſſigſauer und taugt nicht viel, überhaupt nicht für Deine Conſtitution. Darauf ſagte der Vater: Mein Sohn, gieb mir alſo vom fünften Faſſe. Darauf entgegnete jener: das ſey ferne, denn es ſind eitel Hefen und die Magnaten meines Reiches würden mich beſchuldigen, daß ich Dich getödtet hätte, wenn ich Dir Hefen gäbe. Wie das der Vater hörte, ging er traurig von ihm weg und ſchrieb alsbald heimlich einen Brief an die Edeln ſeines Reiches, wie ihn ſein Sohn behandele, ſie möchten ihn doch um Gottes Willen aus ſeiner Noth helfen. Alle Magnaten aber fühlten Mitleid, nahmen ihn gleich wieder zu ihrem König an und betrachteten den Vater wieder wie vorhen als ſolchen, den Sohn aber warfen ſie ins Gefängniß, wo er elendiglich umkam.

Dreiundſiebenzigſtes Capitel.

Der Geiz macht Manchen blind.

Es war einſt in der Stadt Rom ein gewiſſer König, der feſtſetzte, es ſolle ein jeder Blinde jedes Jahr vom

Kaiſer hundert Groſchen bekommen. Nun trug ſich der Fall zu, daß einſt drei und zwanzig Geſellen mit einander zur Stadt kamen, und, um mit einander zu trinken, in einer Kneipe einkehrten. Hier blieben ſie ſieben Tage lang liegen und aßen und tranken, nachher aber als ſie mit dem Wirthe zuſammenrechnen wollten, gaben ſie ihm Alles, was ſie nur an Geld beſaßen, aber jener ſprach: Ihr lieben Leute, beſtimmt es fehlen noch 100 Groſchen: Amen ich ſage Euch, Ihr ſollt dieſes Haus nicht verlaſſen, bevor Ihr mir nicht den letzten Heller bezahlt habt. Wie jene das hörten, ſprachen ſie zu einander: Was ſollen wir thun? wir haben nichts zum Bezahlen. Da verſetzte einer: ich will Euch einen klugen Rath ertheilen. Es iſt vom Kaiſer ein Geſetz gegeben worden, daß wer blind iſt, hundert Groſchen aus ſeinem Schatze erhalten ſoll. Laßt uns alſo mit einander looſen und auf wen das Loos trifft, deſſen Augen wollen wir ausreißen und dann wird dieſer zum Palaſt gehen, hundert Groſchen erhalten und uns alle ledig machen können. Jene aber ſprachen: das iſt der beſte Rath. Sie looſten alſo unter ſich und das Loos fiel auf den, welcher den Rath gegeben hatte. Alsbald blendeten ſie ihn und führten ihn zum Palaſt: man klopfte an das Thor und der Pförtner verlangte die Urſache des Pochens zu wiſſen. Jener aber ſprach: ſiehe hier iſt ein Blinder, der die Wohlthat des Geſetzes fordert. Darauf verſetzte der Thorwärter: ich will es dem Seneſchall ſagen. Er ging alſo zum Seneſchall und ſprach: es ſteht ein Blinder am Thore, welcher die Wohlthat des Geſetzes begehrt. Jener aber verſetzte:

ich will zu ihm gehen und ihn ſehen. Wie er aber den Blinden ſah, betrachtete er ihn ganz genau, und als er ihn betrachtet, ſprach er zu ihm: Mein Lieber, was verlangſt Du. Und jener ſprach: hundert Groſchen, wie das Geſetz beſagt. Darauf entgegnete jener: Amen, ich ſage Dir, am geſtrigen Tage ſahe ich Dich, wie Du in der Schenke noch zwei ganz helle Augen hatteſt: Du verſtehſt das Geſetz ſchlecht. Dieſes heißt ſo: wenn Jemand aus Krankheit oder irgend einen Unfall blind wird und ſich gegen die Noth nicht ſchützen kann, der ſoll die Wohlthat des Geſetzes erhalten. Nun haſt Du aber freiwillig Deine Augen zerſtört, in der Schenke mit getrunken und den Rath gegeben, Dich zu blenden. Suche Dir alſo einen andern Troſt, denn hier ſollſt Du keinen Heller bekommen. Wie jener das hörte, ging er voll Beſtürzung vom Palaſte weg und kam nie wieder.

Vierundſiebenzigſtes Capitel.

Von Fürſorge und Vorſehung.

Es war einſt ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, welchen er ſehr zärtlich liebte. Nun ließ der König mit großen Unkoſten einen goldenen Apfel machen und als dieſer fertig geworden war, da wurde der König zum Tode krank, berief ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: mein Lieber, wenn ich aus dieſer Krankheit nicht davonkommen kann, ſo gehe mit meinem Segen nach meinem Tode durch alle Länder und Burgen und nimm den gold-

nen Apfel, den ich habe machen lassen, mit Dir, und wen Du als den größten Thoren antreffen wirst, dem gieb den Apfel in meinem Namen. Der Sohn nun versprach das Geheiß seines Vaters getreulich zu erfüllen, der König aber wendete sich nach der Wand um und gab seinen Geist auf. Der Sohn ließ ihn hierauf aufs Ehrenvollste begraben, nahm nach dem Begräbniß desselben den Apfel und zog durch verschiedene Länder und Schlösser, traf zwar und erblickte viele thörigte Leute, jedoch gab er Keinem den Apfel. Nachdem aber machte er sich nach einem gewissen Reiche auf den Weg, kam zu der Hauptstadt desselben und sah den König mit großem Gepränge mitten durch die Stadt reiten. Er befragte sich nun bei einigen Bürgern um die Verhältnisse dieses Landes und jene sagten ihm: es ist die Gewohnheit in diesem Reiche so, daß nie ein König bei uns anders zur Regierung gelassen wird, als daß er nach Verlauf eines Jahres aller Würden und Schätze beraubt, in die Verbannung getrieben wird, wo er eines elenden Todes sterben muß. Wie das der Königssohn hörte, dachte er bei sich: jetzt habe ich gefunden, was ich lange suchte. Er begab sich also zum König, begrüßte ihn mit gebogenen Knieen und sprach zu ihm: Heil sey Dir, o König. Mein Vater ist mir gestorben und hat Euch in seinem Testamente diesen goldenen Apfel vermacht. Der König aber nahm den Apfel und sprach zu ihm: mein Lieber, wie kann das möglich seyn? der König hat mich niemals gesehen, noch habe ich Deinem Vater irgend einmal etwas Gutes erwiesen, weshalb er mir ein so kostbares Spielwerk hätte geben sollen. Dar-

auf entgegnete jener: mein Herr König, mein Vater hat Euch den Apfel ebenso gut vermacht wie einem Andern, aber er hat mir bei seinem Segen aufgegeben, diesen Apfel dem größten Thoren zu geben, welchen ich finden könnte. Ich bin nun, wie Ihr nicht zweifeln werdet, durch viele Königreiche und Schlösser gezogen, habe aber noch keinen so argen Thoren und Narren angetroffen als Euch, weshalb ich Euch nach seinem Geheiß den Apfel übergeben habe. Darauf sagte der König: ich bitte Dich mir zu sagen, weshalb Du mich für einen solchen Thoren ansiehst. Jener aber antwortete: Siehe Herr, das will ich klar beweisen. Es ist die Gewohnheit dieses Landes, daß Jemand ein ganzes Jahr hindurch König ist, am Ende desselben aber aller seiner Ehre und Reichthümer beraubt und in die Verbannung getrieben wird, wo er eines erbärmlichen Todes sterben muß. Amen, nun sage ich Euch, daß ich aus diesen meinen Worten abnehme, wie es in der ganzen Welt keinen so argen Dummkopf geben kann, als Ihr seid, der nur eine so kurze Zeit hindurch König sehn und nachher so elend sein Leben beschließen soll. Darauf entgegnete der König: ohne Zweifel ist Alles wahr, was Du mir da gesagt hast und darum werde ich, solange ich noch im gegenwärtigen Jahre im Besitze meiner Macht bin, unermeßliche Reichthümer vor mir her in das Land meiner Verbannung senden, damit ich, wenn ich dahin komme, von jenen Gütern solange ich lebe, leben kann. Und also geschah es: er wurde am Schlusse des Jahres der Regierung beraubt und in die Verbannung

geſchickt, wo er aber noch viele Jahre von jenen Gütern lebte und ſein Leben in Frieden beſchloß.

Fünfundſiebenzigſtes Capitel.

Wie man der Sorge um die Welt nicht nachhängen müſſe.

Es lebte einſt ein König, der drei ſchöne Töchter hatte, welche er an drei Herzöge verheirathete. Nun ſtarben aber alle dieſe drei Herzöge in einem und demſelben Jahre, und wie der König das hörte, wollte er ſeine Töchter zum andern Male verheirathen, rief die älteſte Tochter zu ſich hinein und ſprach: meine Liebe, Dein Mann iſt jetzt todt, ich will Dich einem andern zur Frau geben. Jene aber ſprach: das will ich auf keine Weiſe mir zu Schulden kommen laſſen und zwar aus folgendem Grunde. Wenn ich mir einen andern Mann nehmen wollte, ſo iſt es nothwendig, daß ich ſelbigen ſo liebe, wie meinen erſten Mann, oder auch mehr oder weniger. Erſteres iſt aber nicht möglich, weil der erſte meine Jungfrauſchaft bekam, darum kann ich ihn alſo nicht ſo lieben: wenn aber mehr, ſo würde das noch weit ſchlimmer ſeyn, und wenn weniger, würde zwiſchen uns nicht eben eine beſondere Liebe ſtattfinden. Darum ſchließe ich aus allen Dieſem, daß ich keineswegs einen andern Mann nehmen darf. Wie das der König hörte, rief er die andere Tochter herein und ſprach: meine Liebe, Dein Mann iſt geſtorben: ich will Dich mit einem andern verbinden. Jene aber

sprach: Herr, das werde ich niemals zugeben: denn wenn ich einen andern Mann nähme, müßte ich ihn entweder seiner Reichthümer, oder seiner Tapferkeit oder seiner Schönheit wegen nehmen. Nun brauche ich aber keinen wegen seiner Schätze, da ich selbst Ueberfluß an solchen habe, auch nicht der Tapferkeit wegen, da ich Freunde habe, die mich beschützen können, und endlich auch der Schönheit wegen nicht, denn mein Mann war der schönste von allen auf der ganzen Welt. Nehme ich nun alles dieses zusammen, so will ich durchaus keinen andern Mann wieder haben. Wie das der König hörte, rief er seine dritte Tochter und sprach: meine Liebe, Dein Mann ist gestorben, ich bin gesonnen, Dich mit einem andern zu vermählen. Jene aber versetzte: das will ich keineswegs versuchen. Denn so ich einen andern Mann nähme, würde mich derselbe nur wegen meiner Schönheit oder meines Reichthums heirathen. Nun würde er es aber wegen meiner Schönheit nicht können, denn ich bin nicht schön: nähme er mich also meines Reichthums halber, so würde niemals eine wahre Liebe zwischen uns stattfinden, sondern sie würde, wenn der Reichthum verschwunden wäre, ebenfalls dahin seyn. Hieraus folgere ich, daß ich nie einen zweiten Mann nehmen soll. So sagen auch die Lehrer in der heiligen Schrift, daß Mann und Weib in der Ehe eins sind im Leibe und zwei in der Seele. Also ist der Leib meines Mannes auch der meinige und so auch umgekehrt. Ich kann also jeden Tag zum Grabe meines Mannes gehen und seine Gebeine sehen. Darum habe ich meinen Mann immer als gegenwärtig vor meinen

Augen und will darum keinen andern haben. Wie solches der König vernommen hatte, reizte er sie nicht weiter zum Heirathen an.

Sechsundsiebenzigstes Capitel.

Von der Eintracht.

Es begab sich einstens in einer Stadt, daß darin zwei treffliche Aerzte lebten, in jeglicher Wissenschaft der Heilkunst wohl unterrichtet, welche alle, die zu ihnen kamen, von jeglicher Krankheit heilten, sodaß das Volk durchaus nicht wußte, welcher von ihnen der bessere sey. Nun erhob sich aber mittlerweile zwischen ihnen selbst ein Streit, welcher von ihnen größer und vollkommener sey. Da sprach einer zum andern: mein Lieber, nicht möge zwischen uns Zwietracht, Neid oder Streit darüber seyn, wer von uns der vollkommnere ist, sondern wir wollen eine Sache unternehmen, und wer von uns dabei einen Fehler macht, der möge der Diener des andern seyn. Darauf sprach der andere: sage mir, was ist denn das? Und jener sprach: ich will Deine zwei Augen, ohne daß es Dir weh thut, aus Deinem Kopfe nehmen und auf Deinen Tisch legen: und so es Dir beliebt, werde ich sie, ohne Dich zu verletzen, wieder in denselben einsetzen. Wenn Du aber an mir in Allem dasselbe thust, dann sind wir Beide einander gleich und ein Jeder von uns möge den Andern wie seinen Bruder ernähren. So aber Jemand hierbei einen Fehler macht, der soll des Andern

Diener ſeyn. Jener aber entgegnete: das iſt eine herrliche Probe und gefällt mir in Allem ſehr wohl. Der aber, welcher dieſe Unterſuchung vorgeſchlagen hatte, nahm ſeine Inſtrumente und beſtrich mit einer edlen Salbe die äußern und innern Theile unter den Augen des Andern, zog dann mit ſeinem Inſtrumente beide Augen ſeines Geſellen heraus und legte ſie auf den Tiſch. Hierauf ſprach er zu ſeinem Geſellen: mein Lieber, wie befindeſt Du Dich jetzt? Und jener entgegnete: Eins weiß ich, daß ich nichts ſehe und keine Augen mehr habe, aber keine Verletzung empfinde. Indeſſen wünſchte ich wohl, daß Du mir meine Augen, wie Du verſprochen haſt, wieder einſetzteſt. Und jener entgegnete: das will ich ſehr gern thun. Hierauf nahm er ſeine Salbe, beſtrich wie früher die innern und äußern Theile der Augen und ſetzte ſelbige wieder ein. Und hierauf ſagte er: mein Lieber, wie geht es denn jetzt? Und jener antwortete: ſehr gut, denn ich habe beim Ausnehmen derſelben keine Verletzung gefühlt. Darauf ſprach jener: Nun iſt nur noch übrig, daß Du mir denſelben Dienſt erweiſeſt. Der andere aber verſetzte: ich bin bereit. Er nahm hierauf ſeine Inſtrumente und Salben und beſtrich damit, wie jener es gethan hatte, die innern und äußern Theile der Augen, nahm dieſelben darauf heraus und legte ſie auf den Tiſch und ſprach: mein Lieber, was meinſt Du dazu? Und jener antwortete: es kommt mir ſo vor, als hätte ich meine Augen verloren und keinen Schmerz empfunden, indeſſen möchte ich meine Augen gern wiederhaben. Wie nun jener ſeine Inſtrumente zurechte machte, um die Augen wiedereinzuſetzen, war das

Fenster des Gemachs geöffnet worden und ein Rabe hereingeflogen, der, wie er die Augen auf dem Tische sah, plötzlich eins raubte und damit davonflog. Wie das der Arzt gewahr wurde, war er gar traurig und sprach bei sich: wenn ich meinem Gesellen seine Augen nicht wieder schaffen kann, muß ich sein Knecht sein. Er sah sich also um und erblickte von weitem eine Ziege, gleich nahm er ihr ein Auge heraus und setzte es jenem an der Stelle des geraubten ein. Als er das gethan hatte, sprach er zu seinem Gesellen: mein Lieber, wie befindest Du Dich nunmehro? Der aber sprach: weder bei dem Herausziehen noch bei dem Wiedereinsetzen habe ich irgend eine Verletzung gefühlt, eins von meinen Augen aber schaut immer aufwärts nach den Bäumen. Und jener entgegnete: darum, daß ich ein ebenso großes Kunststück an Dir gemacht habe, wie Du an mir, sind wir Beide einander gleich und es sey fürder kein Streit mehr zwischen uns. Und also lebten Beide nachher ohne Zwietracht mit einander.

Siebenundsiebenzigstes Capitel.

Wie man nicht nach Reichthum jagen solle.

Es lebte einst ein König: der hatte zwei Töchter, die eine war sehr schön und flößte Allen Liebe ein, allein die andere war schwarz und Allen verhaßt. Wie nun der König sah, daß von seinen Töchtern die eine schön, die andere schwarz war, legte er ihnen Namen bei; die schöne Tochter hieß er Rosimunda, die schwarze aber

Gratia Plena. Hierauf ſchickte er einen Herold durch ſein ganzes Reich und ließ ausrufen, es könne ein Jeder zu ihm kommen, er wolle ſeine Töchter dem geben, der ihrer würdig wäre: wer aber die ſchöne Tochter zur Frau nähme, der ſolle mit ihr nichts als ihre Schönheit bekommen und wer die ſchwarze heirathen werde, der ſolle nach ſeinem Tode mit ihr ſein ganzes Reich erhalten. Viele, welche das hörten, kamen an den königlichen Hof und wie ſie beide Mädchen ſahen, da liefen ſie alle der ſchönen nach und verlangten ſie zur Ehe. Da fing Gratia Plena, die ſchwarze Tochter, an bitterlich zu weinen und der König ſprach zu ihr: meine Tochter, weshalb iſt Deine Seele ſo traurig? Jene aber erwiederte: Zu mir kommt Niemand, der mich aufſuchte oder mit mir ſpräche, Alle laufen zu meiner Schweſter und verachten mich. Darauf verſetzte ihr Vater: o meine Tochter, weißt Du nicht, daß Alles, was ich beſitze, Dein Eigenthum iſt und daß, wer Dich heirathet, mein Reich bekommen wird? So wurde ſie getröſtet und hörte auf zu weinen. Nachdem kam ein gewiſſer König an den königlichen Hof, und da er die Schönheit der Roſamunda gewahr geworden war, verlangte er ſie nur mit ihrer Schönheit zur Frau. Der König ſagte ihm auch das Mädchen zu und vermählte ſie ihm mit großem Vergnügen, die andere Tochter aber mußte viele Jahre warten, bis ſie verheirathet wurde. Endlich dachte aber ein gewiſſer edelgeborener Herzog, der aber arm war, bei ſich: wenn auch das Mädchen häßlich iſt, wird doch der, welcher ſie beſitzt, der Herr dieſes Reiches werden. Er machte ſich alſo zum König auf und begehrte

ſie zum Weibe. Der König aber freuete ſich, verlobte ſie ihm mit Freuden und nach dem Tode deſſelben erhielt er das ganze Land als ſein Eigenthum.

Achtundſiebenzigſtes Capitel.

Von der Beſtändigkeit der Gegenliebe.

Ein gewiſſer König hatte eine ſchöne Tochter, die an einen edlen Herzog vermählt war; mit dieſem hatte ſie ſchöne Kinder und unter ihnen herrſchte die größte Liebe. Nun ſtarb aber der Herzog, und über ſeinen Tod erhob ſich im Staate ein gar großes Wehklagen und die Dame ließ ihn auf's Ehrenvollſte beſtatten. Nach ſeinem Tode kamen aber ſeine Freunde zu ihr, um ſie zu bereden, einen zweiten Mann zu nehmen, indem ſie ihr vorſtellten, wie ihr Alter noch ganz friſch wie ihre Schönheit ſey. Die Dame aber antwortete: ich mag keinen andern Mann heirathen, denn mein Mann, der jetzt todt iſt, war gar zu gut, zärtlich und reich und liebte mich in Allem über die Maßen, und wegen unſerer gegenſeitigen gar zu großen Liebe hat mich ſein Tod ſo betrübt, daß ich, wie ich meine, nicht mehr ohne ihn werde am Leben bleiben können. Wenn wir nun annehmen wollten, daß es möglich wäre wieder einen ſolchen Mann zu finden und er ſtürbe vor mir, ſo würde mir dieſes ein ſchwerer Kummer ſeyn; darum will ich nie einen andern Mann nehmen. So ich aber einen ſchlechten bekäme, ſo würde es für mich drückend ſeyn, nach einem guten einen ſchlechten zu haben.

Neunundſiebenzigſtes Capitel.

Was Einer nicht verſteht, mag er nicht unternehmen.

Es war einſt ein gewiſſer König, der kleine Hunde wunderbarlich gern hatte, und ob ſie gleich Tag und Nacht tüchtig bellten, doch in ſeinem Schloſſe ſchlafen ließ und ihnen eben da auch zu freſſen gab. Nun gewöhnten ſich dieſe aber ſo daran, an ſeinem Buſen zu ſchlafen und da zu freſſen, daß ſie kaum irgend wo anders ſeyn wollten, und manchmal legten ſie gar ihre Pfoten um den Hals des Königs, und ſo hatte denn der König ſeinen großen Spaß und Zerſtreuung mit ihnen. Nun gab es daſelbſt auch einen Eſel, der wie er dieſes Alles ſah, bei ſich dachte: wenn ich ſänge und vor dem König herumtanzte, auch meine Beine um den Hals des Königs legte, würde derſelbe mir gewiß alle nur mögliche Speiſen zum Freſſen und ſeinen Schooß zum Schlafen geben. Kaum hatte er ſich das überlegt, ſo ſprang er aus ſeinem Stalle heraus, lief in die Hofhalle hinein und begann vor dem König zu ſingen; dann ſprang er hin und her, lief zum König hin und legte ihm ſeine Beine um den Nacken, aber die Diener, welche das ſahen, meinten, der Eſel müſſe toll geworden ſeyn, nahmen ihn, prügelten ihn gehörig und jagten ihn in ſeinen Stall zurück.

Achtzigſtes Capitel.

Von des Teufels Argliſt und wie Gottes Gerichte verborgen ſind.

Es lebte einſt ein Einſiedler der ſich in ſeiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott auf's Frömmſte diente. Nun war aber eines Tages neben ſeiner Zelle ein Schaafhirt, der ſeine Schaafe weidete. Es begab ſich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle ſeine Schaafe wegtrieb. Darüber kam aber der Herr der Schaafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo ſeine Schaafe wären. Der aber begann zu ſchwören, daß er zwar die Schaafe verloren habe, aber wie, das wiſſe er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, gerieth er in Wuth und erſchlug ihn. Als das der Einſiedler ſah, ſprach er in ſeinem Herzen: o mein Gott, ſiehe dieſer Menſch hat einen Unſchuldigen verklagt und getödtet. Weil du erlaubſt, daß ſo etwas geſchehen kann, will ich wieder in die Welt hinaus gehen und leben wie die Andern. Wie er das gedacht hatte, verließ er ſeine Einſiedelei und machte ſich wieder auf um in die Welt zu gehen, Gott aber wollte ihn nicht verderben, ſondern ſendete einen Engel in Menſchengeſtalt zu ihm, daß er ſich zu ihm geſelle. Als nun der Engel ſelbigen auf der Straße getroffen hatte, ſprach er zu ihm: mein Lieber, wo geht Dein Weg hin? Jener aber entgegnete: nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt. Der Engel aber ſprach

zu ihm: ich will unterwegs Dein Begleiter ſeyn, denn ich bin ein Engel Gottes und zu Dir gekommen, auf daß wir auf dieſem Wege mit einander zuſammen gehen. Hierauf zogen Beide nach der Stadt: wie ſie aber hineinkamen, da baten ſie einen Krieger ihnen um Gottes Willen Herberge zu geben. Dieſer Krieger aber nahm ſie ſehr freundlich auf und bewirthete ſie in Allem mit großer Demuth auf das Ehrenvollſte und Glänzendſte. Nun hatte aber dieſer Krieger ſeinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend geſpeiſt hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und Eremiten Betten auf's Anſtändigſte zurechte gemacht. Um Mitternacht aber ſtand der Engel auf und erwürgte den Knaben in ſeiner Wiege. Wie das der Einſiedler ſah, dachte er bei ſich: das iſt nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes Willen jegliche Nothdurft verabreicht und hat nichts als dieſes unſchuldige Söhnlein und dieſes hat er getödtet. Indeſſen wagte er nicht ihm irgend etwas zu ſagen. Früh ſtanden nun Beide auf und machten ſich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher ſie im Hauſe eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirthet wurden. Dieſer Bürger nun beſaß einen goldenen Becher, den er gar werth hielt und auf welchen er ſehr ſtolz war: um Mitternacht ſtand der Engel auf und ſtahl dieſen Becher. Wie das der Einſiedler ſah, dachte er bei ſich: das iſt meines Erachtens nach ein böſer Engel: Jener Bürger hat uns Gutes gethan und dafür hat er ihm ſeinen Becher geſtohlen. Indeſſen ſagte er ihm nichts, denn

er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt, der Arme aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses gethan und doch hat er ihn umgebracht. Er gedachte sich nun von ihm los zu machen, allein aus Furcht sagte er ihm nichts. Wie sie nun aber in der Abendstunde zur Stadt gelangten, traten sie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes Willen um ein Nachtlager. Der aber schlug es ihnen rund ab. Darauf sprach der Engel des Herrn also zu ihm: um Gottes Willen laßt uns nur auf das Dach Eueres Hauses steigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Thiere fressen. Jener aber antwortete: sehet, hier ist der Stall, in welchem meine Schweine wohnen, wenn es Euch gefällt, könnt Ihr Euch zu ihnen legen, wenn nicht, so weichet von mir, denn ich werde Euch keinen andern Platz einräumen. Darauf entgegnete ihm der Engel: so es nicht anders seyn kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben: und also geschah es. Früh am Morgen standen sie auf, der Engel rief den Wirth herbei und sprach: mein Lieber, hier schenke ich Dir einen

Becher, und mit dieſen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger geſtohlen hatte. Wie das der Einſiedler ſah, ſprach er bei ſich: jetzt weiß ich gewiß, daß das der Teufel iſt: das war ein guter Mann, der uns mit aller Demuth aufnahm, und dem hat er ſeinen Becher geſtohlen und jenem Schurken geſchenkt, der uns bei ſich nicht hat aufnehmen wollen. Hierauf ſprach er zu dem Engel: ich will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch zu Gott. Darauf entgegnete der Engel: Höret mich und dann möget Ihr gehen. Du lebteſt früher in einer Einſiedlerwohnung und der Herr jener Schaafe ſchlug ſeinen Hirten todt. Wiſſe daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein Anderer hatte das Verbrechen begangen, alſo hätte er nicht ſterben ſollen. Gott aber ließ zu, daß er getödtet wurde, auf daß er durch dieſe Strafe dem ewigen Tode entginge wegen einer Sünde, die er ein ander Mal begangen und für die er niemals Buße gethan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schaafen entwiſcht iſt, wird ewige Pein leiden und der Beſitzer der Schaafe, welcher den Hirten umbrachte, wird ſein Leben durch reichliches Almoſenſpenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwiſſentlich begangen hat, ſühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wiſſe aber, daß ehe jener Knabe geboren ward, dieſer Krieger der beſte Almoſenſpender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte, ſeitdem aber der Knabe auf die Welt kam, iſt er ſparſam und habſüchtig geworden und ſammelt alles nur Mögliche um den Knaben reich zu machen, ſo daß

dieſer die Urſache ſeines Verderbens iſt, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und ſo iſt er wieder, was er früher war, nehmlich ein guter Chriſt geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit ſolcher Demuth bei ſich aufnahm, geſtohlen. Wiſſe aber, daß ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Menſch lebte, der nüchterner war als dieſer, allein nachdem jener gemacht war, freuete er ſich ſo über denſelben, daß er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war: darum habe ich ihm den Becher genommen und jetzt iſt er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann hab ich den Armen in's Waſſer geſtürzt. Wiſſe, daß jener Arme ein guter Chriſt war, allein wenn er noch die Hälfte ſeines Weges weiter gezogen wäre, würde er in einer Todſünde einen Andern erſchlagen haben: nun iſt er aber gerettet und thront jetzt in himmliſchen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürgers dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wiſſe aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geſchieht. Er hat uns doch noch den Schweineſtall zugeſtanden und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege alſo künftig Deinem Munde einen Zügel an, auf daß Du Gott nicht tadelſt, denn er weiß Alles. Wie das der Einſiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an: hierauf machte er ſich nach ſeiner Einſiedlerwohnung auf und wurde ein guter Chriſt.

Einundachtzigſtes Capitel.

Von der wnnderſamen Gnade Gottes und der Geburt des ſeligen Papſtes Gregor.

Einſt herrſchte der kluge König Marcus, der nur einen einzigen Sohn und eine einzige Tochter hatte, die er zärtlich liebte. Wie er aber zu einem ſehr hohen Alter gelangt war, da ergriff ihn eine ſchwere Krankheit und als er ſah, daß er nicht länger leben könne, ließ er alle Fürſten ſeines Reiches zu ſich berufen und ſprach zu ihnen: Ihr Lieben, Ihr müßt wiſſen, daß ich heute meine Seele dem Herrn wieder zurückgeben muß: nun habe ich aber in meinem Herzen keine größere Beſorgniß, als über meine Tochter, weil ich ſie noch nicht verheirathet habe und darum mein Sohn, der Du mein Erbe biſt, befehle ich Dir bei Verluſt meines Segens, daß Du ſie ſo anſtändig, wie es ſich gebührt, verheiratheſt und mittlerweile ſie ſo wie Dich ſelbſt alle Tage in Ehren hältſt. Wie er ſo geſprochen hatte, wandte er ſich gegen die Wand um und gab ſeinen Geiſt auf und über ſeinen Tod erhob ſich im ganzen Lande ein gewaltiges Wehklagen und ſie begruben ihn auf das Ehrenvollſte. Nach dieſem fing nun der Sohn an auf das Klügſte zu regieren und ſeine Schweſter in allen Ehren zu halten, da er ſie gar wunderſam liebte, ſo daß ſie jeden Tag, wenn auch ſeine Edeln bei ihm waren, an einem Tiſche auf einem Seſſel ihm gegenüber ſaß, Beide mit einander aßen und in einer Kammer in getrennten Betten

bei einander ſchliefen. Nun begab es ſich aber eines Nachts, daß ihn eine große Verſuchung überkam, ſo daß es ihm ſchien, als müſſe er ſeinen Geiſt aufgeben, wenn er nicht an ſeiner Schweſter ſeine Luſt büßen könnte. Er ſprang alſo vom Bette auf und ging zu ſeiner Schweſter hin, welche er ſchlafend fand, und weckte ſie. Als ſie nun alſo geweckt war, ſprach ſie: o Herr, wozu biſt Du denn zu dieſer Stunde gekommen? Er aber antwortete: wenn ich nicht bei Dir ſchlafen darf, werde ich um mein Leben kommen. Sie aber verſetzte: fern ſey es von mir, eine ſolche Sünde zu begehen: rufe Dir es in's Gedächtniß zurück, wie unſer ſeliger Vater Dich vor ſeinem Tode mit ſeinem Segen unter der Bedingung beehrt hat, daß Du mich in allen Ehren hältſt: ſo Du aber eine ſolche Sünde begehen wollteſt, würdeſt Du weder dem Zorne Gottes noch dem Aerger der Menſchen entgehen können. Jener aber ſprach: wie es auch kommen mag, ich will meinen Willen haben, und alſo ſchlief er bei ihr: nachher aber kehrte er auf ſein Lager zurück. Die Prinzeſſin aber weinte bitterlich und wollte ſich nicht zufrieden geben, der Kaiſer aber tröſtete ſie, ſo gut er konnte, und liebte ſie merkwürdiger Weiſe immer mehr. Als aber ein halbes Jahr vergangen war, ſaß ſie einſt auf ihrem Seſſel am Tiſche und ihr Bruder betrachtete ſie aufmerkſam und ſprach: meine Liebe, was iſt Dir? Dein Geſicht iſt in ſeiner Farbe verändert und Deine Augen haben ihre Schwärze verloren. Jene aber ſprach: das iſt kein Wunder, denn ich bin ſchwanger und folglich zerknirſcht. Als Jener das hörte, wurde er unglaublich traurig, weinte bitterlich und

sprach: verflucht sey der Tag, wo ich geboren ward, denn ich weiß durchaus nicht, was ich thun soll. Jene aber erwiderte: Herr, folge meinem Rath und es wird Dich nicht gereuen: wir sind nicht die Ersten, welche Gott schwer beleidigt haben. Hier wohnt in der Nähe ein alter Krieger, ein Rath unseres seligen Vaters, nach dessen Meinung unser Vater oft gehandelt hat: der mag hierher berufen werden und unter dem Siegel der Beichte wollen wir ihm Alles sagen: er aber wird uns einen nützlichen Rath geben, wie wir Gott Genugthuung leisten und der weltlichen Schande entgehen können. Darauf entgegnete der König: das gefällt mir ganz wohl: indessen wollen wir versuchen uns erst mit Gott zu versöhnen. Sie beichteten also Beide reinen Herzens und mit großer Zerknirschung, als sie aber gebeichtet hatten, sandten sie nach dem Krieger und berichteten ihm im Geheimen Alles mit vielen Thränen. Darauf sprach jener: Herr, da Ihr Euch mit Gott versöhnt habt, so höret meinen Rath. Damit Ihr das Aergerniß der Welt vermeiden möget, müßt Ihr für Euere und Eueres Vaters Sünden das gelobte Land besuchen und an dem und dem Tage alle Fürsten Eueres Reiches vor Euch zusammenrufen und dann folgende Worte ordentlich zu ihnen sprechen: Ihr Lieben, ich will das heilige Land besuchen und habe keinen Erben als meine Schwester: dieser müßt Ihr nun wie mir selbst Gehorsam leisten und mir dieses in Gegenwart Aller versprechen: Dir aber, mein Lieber, befehle ich bei Leibesstrafe, daß Du die Bewachung meiner Schwester übernimmst. Ich aber gebe Euch die Hand darauf, daß ich sie so geheim und sicher bewachen will, daß Niemand

zu irgend einer Zeit weder vor- noch nachher etwas von Euerem Falle erfahren ſoll, ausgenommen meine Frau, welche ich ihr mit meinen eigenen Händen zur Bedienung geben will. Darauf erwiderte der König: das iſt ein guter Rath, ich werde Alles erfüllen, was Ihr mir ſagt. Alsbald ließ er alle ſeine Reichsfürſten zuſammenrufen und erfüllte Alles von Anfang bis zu Ende, wie es oben geſchrieben ſteht, nach dem Rathe des Kriegers. Wie er aber Alles zu Stande gebracht hatte, ſagte er Allen Lebewohl und machte ſich nach dem gelobten Lande auf den Weg, der Krieger aber führte ſeine Herrin, die Schweſter des Königs nach ſeiner Burg. Wie aber die Frau des Ritters dieſes ſah, eilte ſie ihrem Herrn entgegen und ſprach: mein geehrter Herr, wer iſt denn dieſe Dame? Er aber antwortete: es iſt unſere Gebieterin, die Schweſter des Königs: ſchwöre mir bei dem allmächtigen Gott und bei Verluſt Deines Lebens, daß Du Alles, was ich Dir ſagen werde, geheimhalten willſt. Jene aber entgegnete: Herr, ich bin bereit. Wie ſie aber geſchworen hatte, ſprach der Ritter: unſere Gebieterin iſt durch unſern Herrn, den König geſchwängert worden, weshalb ich Dir hiermit befehle, daß ihr kein menſchliches Weſen einen Dienſt thue, Deine Perſon ausgenommen: ſo wird der Anfang, die Mitte und das Ende geheim bleiben können. Jene aber verſetzte: Herr, ich will Alles getreulich erfüllen. Die Dame ward nun in ein beſonderes Gemach geführt und in Allem auf das Glänzendſte bedient. Wie aber ihre Zeit gekommen war, gebar ſie einen ſchönen Knaben, und als der Ritter das gehört hatte, ſprach er zu ihr: o

theuerſte Gebieterin, es wird gut ſeyn einen Prieſter zu rufen, daß dieſer den Knaben taufe. Dieſe aber ſprach: ich gelobe meinem Gotte, daß derjenige, ſo von einer Schweſter mit ihrem eigenen Bruder gezeugt iſt, durch mich nicht die Taufe erhalten ſoll. Darauf ſprach der Ritter: Ihr wißt, daß eine ſchwere Sünde zwiſchen Euch und Euerem Bruder begangen worden iſt, wollet jedoch darum nicht die Seele des Knaben tödten. Darauf erwiderte die Dame: ich habe ein Gelübde gethan und das will ich ſtreng halten, Dir aber befehle ich, daß du mir ein leeres Faß bringſt. Darauf verſetzte jener: dazu bin ich bereit, und ließ ein Faß mit ſich in das Gemach bringen. Sie aber legte den Knaben anſtändig in eine Wiege und ſchrieb auf ein kleines Täfelchen folgende Worte: Ihr Lieben, Ihr müßt wiſſen, daß dieſer Knabe nicht getauft ward, da er von einem Bruder mit ſeiner Schweſter erzeugt iſt, laſſet ihn alſo zur Ehre Gottes taufen. Ihr werdet unter ſeinem Haupte einen ſchweren Schatz von Gold finden, mit dem möget Ihr ihn aufziehen, zu ſeinen Füßen liegt aber ein Pfund Silber, mit dem mag er ein Gewerbe betreiben. Und als dieſes Alles geſchrieben war, legte ſie das Täfelchen in die Wiege unter die Seite des Knaben, das Gold unter den Kopf, das Silber zu den Füßen. Hierauf bedeckte ſie die Wiege mit ſeidenen und goldbrokatenen Zeugen und befahl hierauf dem Ritter, die Wiege in das Faß zu thun und in's Meer zu werfen, auf daß ſie dahin ſchwämme, wohin es Gott haben wolle: der Ritter aber vollzog Alles und als das Faß in's Meer geworfen war, blieb er ſo lange am Ufer ſte-

hen, bis er das Faß wegſchwimmen ſah. Nach dieſem kehrte er zu ſeiner Gebieterin zurück, als er aber in die Nähe ſeiner Burg gekommen war, da kam ihm ein königlicher Bote aus dem heiligen Lande in den Weg und er ſprach zu ihm: mein Lieber, wo kommſt Du denn her? Der aber antwortete: ich komme vom gelobten Lande. Jener aber entgegnete: Was bringt Ihr denn Neues mit? Jener erwiederte: mein Herr, der König iſt geſtorben und ſein Leichnam nach einem ſeiner Schlöſſer geführt worden. Als das der Ritter hörte, weinte er bitterlich, und als ſeine Frau dazu kam und vom Tode des Königs hörte, wurde ſie viel trauriger, als man nur glauben kann, Der Krieger aber richtete ſich auf und ſprach zu ſeiner Frau: weinet nicht, daß es unſere Gebieterin nicht merke: wir wollen ihr nicht eher etwas davon ſagen, als bis ſie aus den Wochen iſt. Mit dieſen Worten begab ſich der Ritter zu ſeiner Gebieterin hinein und ſeine Frau folgte ihm; wie aber die Dame ſie gewahr wurde und ſie ganz niedergeſchlagen fand, ſprach ſie: Ihr Lieben, weshalb ſeid Ihr denn traurig? Jene aber erwiederten: hohe Frau, wir ſind nicht traurig, ſondern vielmehr voller Freude, weil Ihr von der ſchweren Gefahr befreit ſeyd, in welcher Ihr Euch befandet. Jene aber antwortete: dem iſt nicht alſo, ſondern zeiget mir an, was es giebt, und wollet nichts vor mir geheim halten, es ſey böſe oder gut. Darauf ſagte der Ritter: es iſt ein Bote aus dem heiligen Lande vom Könige unſerem Herrn und Euerem Bruder gekommen, der Neuigkeiten mitgebracht hat. Alsbald ſprach ſie: laſſet den Boten rufen. Wie der gekommen war,

ſprach die Dame zu ihm: wie ſteht's mit meinem Herrn? Der aber erwiederte: Euer Herr iſt geſtorben und ſein Leichnam aus dem heiligen Lande nach ſeinem Schloſſe gebracht worden, auf daß er neben ſeinem Vater begraben werde. Wie das die Dame gehört hatte, fiel ſie zur Erde nieder, und der Ritter, wie er den Schmerz ſeiner Gebieterin ſah, warf ſich ebenfalls zu Boden und mit ihnen die Frau des Ritters und der Bote und ſie alle lagen eine lange Weile da, und vor dem unendlichen Schmerz war in ihnen weder Sprache noch Empfindung mehr. Nach geraumer Zeit richtete ſich aber die Prinzeſſin auf, zerraufte ſich die Haare ihres Hauptes, zerkratzte ſich das Geſicht bis auf's Blut und ſchrie mit lauter Stimme: Weh mir, verflucht ſey der Tag, an welchem ich empfangen ward, verwünſcht ſey die Nacht, in welcher ich geboren wurde: wie viele Unbilden erleide ich und was iſt an mir ſchon erfüllt worden! Dahin iſt meine Hoffnung, dahin iſt meine Kraft, mein einziger Bruder, mein zweites Ich. Was ich jetzt weiter thun ſoll, weiß ich durchaus nicht. Da ſprang der Ritter auf und ſprach: O theuerſte Gebieterin, höret mich. Wenn Du Dich aus Schmerz ſelbſt umbringen willſt, wird das ganze Reich untergehen. Du allein biſt noch übrig und nach dem Erbrechte kommt Dir die Regierung zu. So Du Dich alſo tödten wirſt, wird Reich und Land an Fremdlinge kommen. Laßt uns alſo aufſtehen und an den Ort gehen, wo der Leichnam liegt, und ihn mit allen Ehren beerdigen, dann wollen wir ſehen, wie wir das Land regieren müſſen. Sie aber faßte wieder Muth durch die Worte des Ritters und machte

ſich mit einer anſtändigen Begleitung nach dem Schloſſe ihres Bruders auf. Als ſie aber daſelbſt angelangt war, fand ſie den königlichen Leichnam auf der Bahre, ſie warf ſich auf denſelben hin und küßte ihn von der Sohle ſeiner Füße bis zu dem Scheitel ſeines Hauptes. Ihre Ritter aber, wie ſie in ihr den allzugroßen Kummer über den Tod ihres Bruders gewahr wurden, riſſen ihre Gebieterin von dem Leichname hinweg, führten ſie in ihr Kämmerlein und übergaben den Körper mit gebührenden Ehren dem Grabe. Nach dieſem ſendete ein Herzog von Burgund ſeine feierlichen Abgeſandten an ſie, ſie ſolle ihm ihre Hand als Ehefrau reichen. Sie aber antwortete ſogleich: ſo lange ich lebe, will ich keinen Mann nehmen. Wie das die Geſandten hörten, meldeten ſie ihren Willen ihrem Herrn: der Herzog aber, als er Solches vernahm, wurde zornig auf ſie und ſprach: wenn ich ſie bekommen hätte, wäre ich jetzt Beſitzer ihres Landes, aber daß ſie mich ſo gering geſchätzt hat, das ſoll ihrem Lande nicht zu Gute kommen. Hierauf verſammelte er ſein Heer, drang in ihr Land ein, ſengte und brennte, mordete und vollbrachte unzähliges Böſe und trug in allen Schlachten den Sieg davon. Die Prinzeſſin aber flüchtete in eine Stadt, welche ſtarke Mauern hatte und in welcher ein ſehr feſtes Schloß war, und da blieb ſie viele Jahre. Um aber wieder auf den in's Meer geworfenen Knaben zu kommen, ſo ſchwamm denn das Faß mit dem Kinde durch viele Länder, bis es endlich am ſechſten Feiertage in die Nähe eines Mönchkloſters kam. An demſelben Tage ging aber der Abt deſſelben an das Meeresufer und ſprach zu den

Fischern, lieben Leute, machet Euch bereit zum Fischen. Diese aber rüsteten ihre Netze zu, und während sie noch so ihre Vorbereitungen machten, kam das Faß mit den Wellen an's Land. Da sprach der Abt zu seinen Knechten: sehet, hier ist ein Faß, öffnet es und sehet zu, was darin ist. Diese aber öffneten das Faß und siehe ein kleiner Knabe in kostbare Stoffe gehüllt schaute den Abt an und lächelte. Der Abt aber sprach mit betrübtem Gesicht: o mein Gott, was ist das, daß wir hier einen Knaben in seiner Wiege finden? Er hob ihn hierauf mit seinen eigenen Händen heraus, fand unter seiner Seite das Schrifttäfelchen, welches seine Mutter dahin gelegt hatte, und las darin, daß er von einem Bruder und einer Schwester gezeugt und noch nicht getauft worden sey, daß man ihn aber um Gottes Willen bitte, ihm das Sacrament der Taufe zu geben, dann auch, daß er ihn mit dem Golde, welches er unter seinem Haupte finden werde, erziehen und daß jener mit dem Silber zu seinen Füßen irgend ein Gewerbe treiben solle. Wie der Abt solches gelesen und die mit kostbaren Stoffen geschmückte Wiege gesehen hatte, erkannte er, daß der Knabe aus edlem Blute sei: er ließ ihn also sogleich taufen und legte ihm seinen eigenen Namen bei, nämlich Gregorius, und gab den Knaben hierauf einem Fischer zum Aufziehen, nachdem er demselben das Pfund Gold, welches er gefunden hatte, eingehändigt hatte. Der Knabe aber wuchs heran und ward von Jedermann geliebt, bis er sieben Jahre seines Alters erfüllt hatte, worauf ihm der Abt sogleich einen Lehrer bestellte. Er aber machte solche Fortschritte in seinen Studien, daß

ihn bald alle Mönche des Kloſters wie einen ihrer Brüder liebgewannen, der Knabe aber übertraf innerhalb weniger Jahre Alle an Wiſſenſchaft. Da begab es ſich, daß er eines Tages mit den Söhnen des Fiſchers Ball ſpielte und den einen derſelben, deſſen Vater er für den ſeinigen hielt, mit dem Balle verwundete. Der aber weinte bitterlich, als er getroffen war, ging nach Hauſe und klagte es ſeiner Mutter alſo ſprechend: mein Bruder Gregor hat mich verwundet. Wie das aber ſeine Mutter gehört hatte, ging ſie hinaus und ließ ihn hart an alſo redend: O Gregorius, wie kannſt Du es wagen meinen Sohn zu werfen, da wir doch nicht wiſſen, weder wer noch woher Du biſt. Jener aber antwortete: o meine liebe Mutter, bin ich denn nicht Dein Sohn, daß Du mir ſolches vorwirfſt? Sie aber verſetzte: mein Sohn biſt Du nicht, und woher Du biſt, iſt mir unbekannt, Eins aber weiß ich, daß man Dich eines Tages in einem Faſſe gefunden und der Abt Dich mir zum Aufziehen übergeben hat. Jener aber, als er das gehört hatte, weinte bitterlich, machte ſich zu dem Abt auf und ſprach: o mein Herr, ich bin lange bei Euch geweſen und habe gemeint ein Fiſcherknabe zu ſeyn, während ich es doch nicht bin und nicht einmal meine Eltern kenne: ſo es Euch gefällt, laſſet mich unter die Soldaten gehen, denn hier will ich nicht länger mehr bleiben. Der Abt aber erwiderte: mein Sohn, denke nicht daran: alle Mönche, ſo in dieſem Hauſe ſind, haben Dich ſo lieb, daß ſie Dich nach meinem Tode zu ihrem Abte machen werden. Jener aber entgegnete: Herr, ganz gewiß will ich nicht eher Ruhe haben, als bis ich zu meinen El-

tern gekommen bin. Wie das der Abt gehört hatte, ging er zu ſeiner Truhe und zeigte ihm das Brieftäfelchen, welches er in ſeiner Wiege gefunden hatte, und ſprach alſo zu ihm: Nun mein Sohn, lies darin und Du wirſt ganz deutlich erfahren, wer Du biſt. Als der aber las, daß er der Sohn eines Bruders und ſeiner Schweſter ſey, fiel er zur Erde nieder und ſprach: o weh mir, was habe ich für Eltern! Ich will zum gelobten Lande reiſen und da für die Sünden meiner Eltern ſtreiten und mein Leben daſelbſt beſchließen. Ich bitte Dich alſo inſtändigſt, o Herr, daß Ihr mich unter die Soldaten bringt. Dieſes that der Abt auch, und als er Freiheit hatte ſich weg zu begeben, da erhob ſich eine große Trauer im Kloſter, Jammern unter dem Volks und in der ganzen Nachbarſchaft ein Wehklagen. Er begab ſich aber an's Meer und machte mit den Schiffern aus, daß ſie ihn in's gelobte Land brächten. Wie ſie aber dahin fuhren, war ihnen der Wind entgegen und plötzlich wurden ſie nach der Stadt getrieben, in deren Schloſſe ſeine Mutter war. Die Schiffer aber wußten durchaus nicht, was das für eine Stadt oder was es für ein Land war. Wie aber der Ritter in der Stadt angekommen war, da kam ihm ein Bürger entgegen und ſprach zu ihm: Herr, wo wollt Ihr hin? Und er antwortete: ich ſuche eine Herberge. Der Bürger aber führte ihn mit ſeiner ganzen Dienerſchaft in ſein Haus und bewirthete ſie köſtlich. Wie ſie aber noch bei Tafel ſaßen, ſprach der Herr Gregorius zu ſeinem Wirth: Herr, was iſt denn das für ein Städtchen, wer iſt denn der Beſitzer derſelben? Jener aber ſprach: Wertheſter, wir hatten einſt einen mächtigen

Kaiser, der im heiligen Lande starb und keinen anderen Erben hinterließ als seine Schwester: nun begehrte diese aber ein gewisser Herzog zum Weibe und sie hatte sich vorgenommen, nie zu heirathen: darum hat nun jener aus Rache dieses ganze Reich, mit Ausnahme dieser einzigen Stadt, mit starker Hand in Besitz genommen. Der Ritter aber sprach: darf ich Dir ein Geheimniß meines Herzens sicher kundthun? Jener aber entgegnete: Ja Herr, das kannst Du. Jener aber sagte: bei meinem Schwerte, ich bin ein Ritter, sey so gut und gehe morgendes Tages zum Palast und rede mit dem Seneschall wegen mir und sage ihm, daß so er mir Löhnung giebt, ich dieses Jahr für das Recht seiner Gebieterin kämpfen will. Darauf versetzte der Bürger: Herr, ich zweifle nicht, daß er sich von ganzer Seele über Deine Ankunft freuen wird: morgen früh will ich nach dem Palaste gehen und diese Sache zu Stande bringen. Er stand also früh auf, machte sich zum Seneschall auf den Weg und meldete ihm die Ankunft jenes Ritters: der aber freuete sich nicht wenig, und schickte einen Boten nach dem Ritter Gregorius. Als er ihn aber erblickt hatte, stellte er ihn seiner Gebieterin vor und empfahl ihn derselben auf's Dringendste. Wie ihn diese aber sah, betrachtete sie ihn genau, wußte aber natürlich nicht, daß er ihr Sohn war, denn sie dachte, daß der schon vor vielen Jahren von dem Meere verschlungen sey. Der Seneschall aber miethete ihn in Gegenwart seiner Gebieterin, auf daß er ihm ein volles Jahr seine Dienste weihete, und am folgenden Tage rüstete er sich zum Streite. Nun befand sich damals gerade jener Her-

zog mit einem großen Heere auf einer Ebene, der Herr Gregorius griff dieſes an, bahnte ſich durch Alle einen Weg, bis er auf den Herzog ſtieß, welchen er an demſelben Orte niederſtieß, ihm das Haupt abhieb und den Sieg gewann. Derſelbige Ritter aber machte von Tage zu Tage immer größere Fortſchritte, der Ruf ſeiner Siege ging vor ihm her, und ehe noch ein Jahr voll war, hatte er ſchon das ganze Reich aus den Händen der Feinde wiedererobert. Hierauf begab er ſich zum Seneſchall und ſprach: mein Lieber, es iſt Euch bekannt, in welchem Zuſtande ich Euch antraf und in welche Lage ich Euch gebracht habe: ich bitte Euch alſo, gebt mir meinen Sold, denn ich gedenke in ein ander Land zu ziehen. Der Seneſchall aber ſprach: Herr, Du haſt weit mehr verdient, als wir Dir unſerer Uebereinkunft nach zu zahlen ſchuldig ſind: darum will ich zu meiner Gebieterin gehen, um mit ihr wegen Deiner Anſtellung und Belohnung abzuſchließen. Wie er aber zur Prinzeſſin kam, ſprach er: o theuerſte Frau, ich will Euch einige wichtige Worte ſagen: ſeitdem wir ein Oberhaupt entbehren mußten, haben wir jegliches Unglück erfahren, es dürfte gut für Dich ſeyn, einen Mann zu nehmen, vermittelſt deſſen wir über die Zukunft ſicher ſeyn können. Euer Reich hat Ueberfluß an Reichthümern, darum rathe ich Euch nicht einen Mann ſeiner Schätze wegen zu nehmen. Darum weiß ich nicht, wo Ihr einen Mann hernehmen wollt, der für Euere Ehre und das Heil des ganzen Volkes beſſer geeignet wäre, als Herr Gregorius. Jene aber pflegte ſtets zu antworten, ich habe Gott gelobt, mich nicht mit einem Manne zu verbinden. Allein

auf die Rede ihres Seneſchalls machte ſie ſich einen Tag Bedenkzeit zu einer Antwort aus, und wie der Tag da war, ſprach ſie zu Allen, die es hörten: weil der Herr Gregorius uns und unſer Reich tapfer aus den Händen der Feinde befreit hat, will ich ihn zum Manne nehmen. Jene aber, als ſie Solches hörten, freuten ſich ſehr. Sie beſtimmte alſo einen Tag zur Vermählung, und als nun Beide, der Sohn mit ſeiner Mutter, mit großem Jubel und Beifall des ganzen Landes verehelicht worden waren und keines von ihnen wußte, wer der andere war, ſo entſtand zwiſchen ihnen eine gar innige Liebe. Nun begab es ſich eines Tages, daß Herr Gregorius auf die Jagd gegangen war und eine Magd zu ihrer Gebieterin alſo ſprach: o theuerſte Frau, habt Ihr denn unſern Herrn, den König, in irgend etwas beleidigt? Jene aber entgegnete: in nichts. Ja ich meine, daß in der ganzen Welt nicht zwei Eheleute gefunden werden mögen, die ſich gegenſeitig ſo lieb haben, wie mein Herr und ich. Sage mir alſo, meine Liebe, was Dich zu dieſen Reden veranlaßt hat. Jene aber ſprach: alle Tage, wenn die Tafel gedeckt wird, geht unſer Herr König ganz froh in ſein geheimes Zimmer, wenn er aber wieder herauskommt, ſtößt er Wehklagen und Thränen aus: nachher aber wäſcht er ſich das Geſicht, und ich weiß durchaus nicht, weshalb er das macht. Wie das die Fürſtin gehört hatte, ging ſie in das geheime Gemach, ſah in jedes Fach, bis ſie endlich zu dem Schrein kam, worin das Täfelchen lag, worin er alle Tage zu leſen pflegte, wie er ein Sohn zweier Geſchwiſter wäre, und dann bitterlich weinte. Das war aber

daſſelbe Täfelchen, welches in ſeiner Wiege gefunden worden war. Als aber die Fürſtin dieſes Täfelchen fand, erkannte ſie es ſogleich wieder, öffnete es und las ihre eigene Handſchrift. Da dachte ſie bei ſich: wie wäre dieſer Mann zu dem Täfelchen gekommen, wenn er nicht mein Sohn wäre? Hierauf begann ſie mit lauter Stimme zu ſchreien und zu ſagen: wehe mir, daß ich geboren und auf die Welt gekommen bin: wäre doch meine Mutter am Tage meiner Empfängniß geſtorben. Da ſie nun dieſes Geſchrei erhob, hörten es die Ritter, ſo bei Hofe waren, und eilten mit Andern zu ihrer Gebieterin und fanden ſie am Boden liegend, ſtanden auch lange Zeit um ſie herum, bis ſie einige Worte von ihr erhalten konnten. Darauf aber öffnete ſie den Mund und ſprach: ſo Ihr mein Leben lieb habt, ſuchet meinen Herrn. Die Ritter aber, als ſie das vernahmen, ſprangen auf ihre Roſſe, jagten zum Kaiſer und ſprachen zu ihm: Herr, die Königin liegt in tödtlicher Noth darnieder. Er aber, als er das hörte, gab das Jagdſpiel auf und eilte zu ſeinem Schloſſe und in das Gemach, wo ſeine Gemahlin lag. Wie ihn aber die Fürſtin erblickte, ſprach ſie: o Herr, laßt Alle hinausgehen, damit Niemand als Ihr höre, was ich Euch ſagen will. Wie aber Alle hinaus waren, ſprach die Königin: Herr, ſagt mir, von welcher Herkunft Ihr ſeyd. Er aber verſetzte: das iſt eine ſonderbare Frage: Du weißt ohne Zweifel, daß ich aus fernen Landen ſtamme. Jene aber entgegnete: ich ſchwöre Dir bei Gott, daß, ſo Du mir nicht die Wahrheit ſagſt, Du mich gleich des Todes ſterben ſehen wirſt! Der aber antwortete: Nun wohl, ich ſage Dir,

daß ich arm war und außer den Waffen, mit welchen ich Euch und Euer ganzes Land von der Sclaverei frei gemacht habe, nichts beſaß. Jene aber ſprach: ſage mir alſo nur, aus welchem Lande Du entſprungen biſt und wer Deine Eltern waren, denn ſo Du mir die Wahrheit nicht ſagen wirſt, will ich nie wieder Speiſe zu mir nehmen. Und jener erwiederte: ich will Euch ein Geſtändniß der Wahrheit gemäß ablegen. Ein gewiſſer Abt hat mich von meiner Kindheit an erzogen und mir öfters geſagt, daß er mich in einer Wiege in einem Faſſe liegend gefunden habe, und von der Zeit an bis jetzt hat er mich dann bei ſich behalten, bis ich in dieſes Land gekommen bin. Wie das die Fürſtin gehört hatte, zeigte ſie ihm das Brieftäfelchen und ſprach: Kennſt Du dieſe Schreibtafel? Wie der dieſe erblickt hatte, fiel er zur Erde nieder, jene aber ſprach: o mein ſüßer Sohn, Du biſt mein einziges Kind: Du biſt mein Mann und mein Herr. Du biſt mein und meines Bruders Sohn: o mein ſüßes Kind, ich habe Dich nach Deiner Geburt mit jenem Täfelchen in das Faß gelegt. Weh mir, o mein Gott, warum haſt du mich laſſen geboren werden, da ſo vieles Böſe durch mich verübt worden iſt? Ich habe meinen eigenen Bruder erkannt und Dich geboren; wäre ich doch verzehrt worden, daß mich kein Auge ſähe, und wäre ich doch gleich vom Leibe meiner Mutter zu Grabe getragen worden. Damit rannte ſie mit dem Kopfe gegen die Mauer und ſprach: o mein Herrgott, ſiehe mein und meines Bruders Sohn iſt mein Gatte. Darauf ſprach der Herr Gregorius: ich glaubte ſchon der Gefahr entronnen zu ſeyn und bin ſo in des Teufels Netz

gefallen: laß mich, meine Frau, daß ich mein Elend beklage. Weh mir, wehe! Hier iſt meine Mutter, meine Freundin, meine Gattin: alſo hat mich der Teufel umgarnt. Wie die Mutter den Sohn alſo in Trauer ſah, ſprach ſie: o theuerſter Sohn, ich will um meiner Sünden willen mein ganzes Leben hindurch in die weite Welt gehen, Du aber magſt das Land verwalten. Der aber entgegnete: ſo ſoll es nicht ſeyn, vielmehr ſollſt Du, Mutter, im Lande verbleiben, ich aber will ſo lange herumwandern, bis uns von Gott unſere Sünden vergeben ſind. Er ſtand alſo mitten in der Nacht auf, zerbrach ſeine Lanze, zog Reiſekleider an, nahm Abſchied von ſeiner Mutter und machte ſich mit bloßen Füßen auf den Weg. Nun kam er in einer dunklen Nacht in eine Stadt an das Haus eines Fiſchers und bat ihn um Gottes Willen um eine Herberge. Der Fiſcher aber ſchaute ihn ſorgfältig an, und als er die Feinheit ſeiner Gliedmaßen und ſeine ganze Haltung betrachtet hatte, ſprach er: mein Lieber, Du biſt kein wirklicher Reiſender, wie aus Deinem Körperbau deutlich hervorgeht. Jener aber ſprach: wenn ich auch kein armer Reiſender bin, ſo bitte ich Dich doch dieſe Nacht um Gottes Willen um Aufnahme. Wie das die Fiſchersfrau ſah, bat ſie mitleidig, er möchte ihn doch hereinlaſſen. Sobald er aber in das Haus getreten war, ließ ihm der Fiſcher hinter der Thüre ein Lager zurichten, gab ihm Fiſche, Brod und Waſſer und ſprach zu ihm: Fremder, ſo Du einen ſichern Platz finden willſt, ſo ſollteſt Du in die Einſamkeit gehen. Jener aber entgegnete: Herr, ich würde das ſehr gern thun, allein ich kenne keinen ſolchen

Ort. Der aber verſetzte: gehe morgen mit mir, ich will Dich an einen einſamen Ort bringen. Jener aber antwortete: das lohne Dir Gott. Früh morgens aber weckte der Fiſcher den Fremden, der aber war ſo eilig, daß er ſeine Brieftafel hinter der Thür liegen ließ. Der Fiſcher aber ging mit dem Fremden auf die See und fuhr darin wohl ſechzehn Meilen weit, bis er an einen Felſen kam, hier ließ er ſich Feſſeln an ſeine Füße legen, welche ohne einen Schlüſſel nicht geöffnet werden konnten, ſobald er aber dieſelben verſchloſſen hatte, ſchleuderte er den Schlüſſel in's Meer. Hierauf kehrte der Fiſcher nach Hauſe zurück, der Fremde aber blieb ſiebzehn Jahre lang in der Buße. Nun begab es ſich aber, daß der Papſt ſtarb, und als er geſtorben war, kam eine Stimme vom Himmel herab und ſprach: Suchet den Mann Gottes Gregorius und ſetzet ihn zu meinen Stellvertreter ein. Wie das die Wähler hörten, freuten ſie ſich ſehr und ſendeten Boten durch alle Theile der Welt, welche ihn aufſuchen ſollten. Endlich kehrten dieſe in dem Hauſe jenes Fiſchers ein, wie ſie aber bei Tiſche ſaßen, ſprachen ſie zu dem Fiſcher: o mein Lieber, wir plagen uns recht, indem wir durch alle Länder und Schlöſſer ziehen und einen heiligen Mann Namens Gregorius ſuchen, den wir zum Papſt machen ſollen, und finden ihn nicht. Als der ſich aber an jenen Fremden erinnerte, ſprach er: es ſind jetzt ſiebzehn Jahre, daß ein Fremder mit Namen Gregorius in dieſem Hauſe einkehrte, den ich an einen Felſen führte und dort verließ. Ich weiß aber, daß er bereits ſeit langer Zeit geſtorben iſt. Nun begab es ſich, daß er an demſelbigen Tage Fi-

ſche fing, und wie er den einen Fiſch herauszog, fand er den Schlüſſel, welchen er vor ſiebzehn Jahren in's Meer geworfen hatte, in demſelben. Sogleich rief er mit lauter Stimme aus: o Ihr Lieben, ſehet hier den Schlüſſel, welchen ich in's Meer geworfen habe, ich hoffe, Ihr ſollt Euch nicht vergebliche Mühe gemacht haben. Wie das die Boten hörten und ſahen, freuten ſie ſich ſehr. In der Frühe aber ſtanden ſie auf und baten den Fiſcher, er möchte ſie zu dem Felſen führen, und alſo geſchah es. Wie ſie aber dort anlangten und jenen erblickten, ſo ſprachen ſie: o Gregorius, Du Mann Gottes, komm zu uns und ſteige im Namen des allmächtigen Gottes zu uns herab, denn es iſt der Wille Gottes, daß Du zu ſeinem Stellvertreter auf Erden geſetzt werdeſt. Jener aber entgegnete: ſo das Gott gefällt, ſo geſchehe ſein Wille. Damit führten ſie ihn vom Felſen herab. Ehe er aber in die Stadt hinein kam, da läuteten alle Glocken derſelben von ſich ſelbſt, und die Bürger, wie ſie das hörten, ſprachen: geſegnet ſey der Höchſte, denn jetzt kommt der, welcher Chriſti Stellvertreter ſeyn ſoll. Hierauf gingen ihm Alle entgegen, empfingen ihn mit großen Ehrenbezeugungen und ſetzten ihn zu Chriſti Stellvertreter ein. Wie aber der heilige Gregorius zum Verweſer Chriſti beſtellt worden war, benahm er ſich in Allem gar löblich und der Ruf von ihm flog durch den ganzen Erdkreis, daß ein ſo heiliger Stellvertreter Chriſti eingeſetzt worden ſey. Nun kamen Viele aus allen Theilen der Welt herbei, auf daß ſie ſeinen Rath und Hülfe erhielten. Wie aber ſeine Mutter hörte, daß ein ſo ſeliger Mann zum Stellvertre-

ter Christi erhoben worden sey, da dachte sie bei sich: wo kann ich denn besser hingehen, als zu diesem heiligen Manne und ihm mein Leben anvertrauen? Indessen wußte sie durchaus nicht, daß es ihr Sohn und Mann sey. Sie machte sich also auf den Weg gen Rom und beichtete dem Stellvertreter Christi: vor der Beichte erkannte aber Keines das Andere, allein wie der Papst die Beichte seiner Mutter gehört hatte, da erkannte er sie wohl und sprach: o meine süße Mutter, Frau und Freundin, der Teufel gedachte uns zur Hölle zu führen, allein durch die Gnade Gottes sind wir ihm entgangen. Wie jene das hörte, fiel sie vor seinen Füßen nieder und weinte bitterlich vor Freude: der Papst aber hob sie vom Boden auf und baute in ihrem Namen ein Kloster, wo er sie zur Aebtissin machte, und innerhalb weniger Zeit gaben Beide an Gott ihre Seelen zurück.

Zweiundachtzigstes Capitel.

Von dem Gericht der Untreue.

Es gab einen Ritter, der ein sehr schönes Schloß besaß, auf welchem zwei Störche nisteten: unterhalb der Burg war aber eine klare Quelle, in welcher sich die Störche zu baden pflegten. Nun begab es sich, daß der weibliche Storch Junge bekam; alsbald machte sich das Männchen auf um auf die Erde hinab zu fliegen und Speise für seine Jungen zu sammeln. Kaum aber war er fort, so beging das Weibchen eine Treulosigkeit an ihm, allein

ehe das Männchen noch wieder kam, flog ſie an die Quelle, um ſich zu baden, damit das Männchen ihre Untreue nicht ſpüren möchte. Wie das der Ritter öfters ſah, wunderte er ſich, verſchloß aber die Quelle, damit ſich der Storch weder waſchen noch baden könnte. Wie jenes aber die Quelle zugemacht ſah und ſich ob der begangenen Untreue nicht baden konnte, kehrte es in's Neſt zurück. Wie aber das Männchen zurück kam und witterte, daß irgend eine Treuloſigkeit vorgefallen ſeyn müſſe, flog es davon und brachte innerhalb eines Tages eine große Menge andere Störche mit ſich, welche jenes Weibchen vor den Augen des Ritters umbrachten.

Dreiundachtzigſtes Capitel.

Von der ängſtlichen Bewachung der Seele.

Einſt war ein König Trojanus, der ein großer Gartenliebhaber war. Als er nun einmal einen Garten angelegt und Bäume jeder Art in demſelben geſetzt hatte, beſtellte er einen Wächter über den Garten, der ihn getreulich hüten ſollte. Nun gab es aber einen gewaltigen Eber, der in den Garten eindrang und die Bäume umhieb und ausriß. Wie das der Wächter, der Jonathas hieß, bemerkte, hieb er demſelben das linke Ohr ab, der Eber aber ſchrie nach Verluſt ſeines Ohres laut auf und lief davon. Am andern Tage kam aber der Eber wieder hinein und verübte in dem Garten unzählige Unthaten, und Jonathas, der dieſes ſah, hieb ihm auch das rechte Ohr ab, worauf

der Eber mit schrecklichem Geschrei hinaus lief. Nichtsdestoweniger kam er auch zum dritten Male hinein, und Jonathas hieb ihm, als er ihn erblickte, den Schwanz ab, und der Eber lief also beschimpft schreiend hinweg. Noch kam er zum vierten Male wieder und richtete vieles Unglück an, aber Jonathas durchbohrte ihn mit seinem Spieße und so starb er und wurde dem Koch übergeben, damit er für die königliche Tafel zugerichtet würde. Nun aß der König von jedem Thiere das Herz lieber als irgend ein anderes Stück: der Koch aber, wie er den Eber zugerichtet und das Herz ganz fett gefunden hatte, verzehrte es. Als nun dem Könige von seinen Dienern der Eber aufgetragen wurde, suchte er das Herz, die Diener aber gingen wieder zu dem Koche und verlangten das Herz des Ebers. Jener aber sprach: saget meinem Herrn, daß der Eber kein Herz hatte, und so er es nicht glaubt, mache ich mich verbindlich, es ihm aus vielen Gründen zu beweisen. Die Diener aber, als sie solches gehört hatten, hinterbrachten dem Könige jedes Wort, und der König sprach: was muß ich hören? Es giebt kein Thier ohne Herz: weil er sich aber erbietet, die Sache zu beweisen, so wollen wir ihn hören. Der Koch wurde also zum König berufen, auf daß er ihm beweisen möchte, wie der Eber kein Herz haben könnte. Der aber sprach: Herr, höret mich. Ein jeder Gedanke kommt aus dem Herzen, daraus folgt aber ganz richtig, daß wo das Nachdenken fehlt, auch kein Herz seyn kann. Jener Eber ist zuerst in den Garten gekommen und hat darin viel Unheil angerichtet. Wie ich das gesehen habe, habe ich ihm das linke Ohr abgehauen;

Wenn er nun ein Herz gehabt hätte, würde er nun über sein abgehauenes Ohr nachgedacht haben. Dieß hat er aber nicht gemacht, denn er ist zum andern Male wiederum hereingekommen. Also hatte er kein Herz. Ebenso, wenn er ein Herz gehabt hätte, würde er darüber nachgesonnen haben, daß ich ihm auch sein rechtes Ohr abgehauen habe, allein er hat auch nicht an den Verlust seines rechten Ohres gedacht, denn er ist darum doch wieder hineingedrungen und hat nun auch seinen Schwanz eingebüßt. Wenn er also auch nur einen Theil von einem Herze besessen hätte, würde er an seine Ohren und seinen Schwanz gedacht haben. Allein alles Dieses hat er nicht gethan, denn er ist nach alle dem wieder hinein gelaufen, und darum habe ich ihn umgebracht, und aus diesen drei Gründen beweise ich, daß er kein Herz hatte. Wie aber der König das gehört hatte, billigte er seine Gründe, und der Koch kam also ungestraft davon.

Vierundachtzigstes Capitel.

Wie man der Wohlthaten Gottes immerdar eingedenk seyn muß.

Es regierte einst der König Pompejus, in dessen Reiche sich eine gar schöne und liebreizende Dame aufhielt, in deren Nähe ein Ritter wohnte, der gleichfalls sehr anmuthig anzuschauen und von edler Geburt war, und diese Dame öfters besuchte, und von ihr sehr geliebt wurde. Wie dieser Ritter nun einmal zu dieser Dame kam, sah er ihr

einen Falken auf der Hand ſitzen, den er gar ſehr zu beſitzen wünſchte, und ſprach alſo zu ihr: o meine Gute, wenn ich irgend Deiner wegen etwas gethan habe, oder wenn Du mich liebſt, ſo gieb mir den Falken. Die Dame erwiderte: ich will ihn Dir unter der einzigen Bedingung abtreten, daß Du ihn nicht ſo ſehr lieben darfſt, daß Du Dich deshalb von meiner Geſellſchaft zurückziehen ſollteſt. Darauf ſprach der Ritter: das ſey ferne von mir, daß ich mich wegen irgend einer Sache von Dir trennen ſollte, vielmehr bin ich jetzt noch weit mehr gehalten Dich zu lieben, denn vorher. Darauf gab ihm die Dame den Falken. Jener aber nahm Abſchied von ihr und fand ſo viel Vergnügen an dem Falken, daß er ſeine Dame nicht weiter beſuchte und wenig an ſie dachte, ſondern jeden Tag mit dem Falken ſpielte. Nun ſchickte die Dame öfters Boten an ihn, und er kam dennoch nicht, endlich aber ſchrieb ſie ihm, er ſolle ohne weiteren Verzug mit dem Falken zu ihr kommen, was er auch that. Als er nun bei ihr angelangt war, ſprach die Dame zu ihm: zeige mir den Falken, und als ſie ihn ergriffen hatte, riß ſie ihm den Kopf vom Rumpfe. Der Ritter aber ſprach nicht wenig betrübt: o Gebieterin, was habt Ihr gethan? Sie aber ſprach: gräme Dich nicht, ſondern freue Dich vielmehr, und ſey froh, denn der Falke war Urſache, daß Du mich nicht mehr, wie früher beſuchteſt: darum habe ich den Falken getödtet, daß Du zu mir eben ſo häufig, als Du es ſonſt zu thun pflegteſt, kommen möchteſt. Der Ritter aber, als er ſah, daß es die Dame aus einer frommen Urſache gethan hatte, war damit zufrieden und beſuchte ſie wie früher.

Fünfundachtzigſtes Capitel.

Wie unſere Rede eine liebliche Muſik vor Gott iſt.

Einſt herrſchte der Kaiſer Tiberius, der ſich wunderſam ergötzte, wenn er Muſik hörte. Einſtens begab es ſich aber, daß er, als er zur Jagd ausgezogen war, rechts von ſich Citherſpiel hörte und durch die Süßigkeit deſſelben ſo erfreut wurde, daß er faſt außer ſich kam. Er wandte alſo ſein Roß nach dem Orte, wo die Muſik herkam und ſprengte dahin. Wie er aber an die Stelle gekommen war, ſo erblickte er in einiger Entfernung ein munteres Bächlein, und neben dem Gewäſſer ſaß ein armer Mann, der eine Cither in der Hand hielt. Aus jener Cither kam aber eine ſo unvergleichliche Muſik heraus, daß der Kaiſer vor Vergnügen ganz begeiſtert wurde. Es ſprach alſo der Kaiſer zu jenem: mein Lieber, ſag mir doch, warum Deine Cither ſo lieblich klingt? Jener aber erwiderte: Herr, dreißig Jahre und darüber bin ich ſchon an dieſem Gewäſſer, und Gott hat mir eine ſolche Gnade angethan, daß, ſobald ich nur die Saiten meiner Cither berühre, eine ſo herrliche Melodie herausdringt, daß die Fiſche aus dem Waſſer nach meiner Hand zu geſchwommen kommen, durch welche ich mich, meine Frau und meine Familie ernähre. Allein wehe mir, es iſt ein Jammer, daß ſeit wenigen Tagen von der anderen Seite des Waſſers her ein Pfeifer kommt, der ſo ſüß bläſt, daß die Fiſche mich

verlaſſen und zu ihm gehen. Darum, o Herr, weil Ihr mächtig ſeyd und Kaiſer des ganzen Landes, laſſet mir Eueren Beiſtand gegen den Pfeifer zu Theil werden. Darauf entgegnete der Kaiſer: mein Lieber, ich kann Dir nur in einem Stücke helfen und das muß Dir genug ſeyn. Ich habe hier in meinem Beutel einen goldenen Angelhaken, den will ich Dir geben, und Du magſt ihn an die Spitze Deines Stabes befeſtigen laſſen: berühre dann die Saiten Deiner Cither, auf deren Schlag ſich die Fiſche in Bewegung ſetzen werden: dieſe ziehe alsbald vermittelſt des Hakens an's Land, und der Pfeifer wird dir mit Beſchämung Platz machen. Der arme Mann erfüllte Alles, und ehe noch die Fiſche zu dem Pfeifer gelangen konnten, zog er ſie mit dem Haken an ſich heran, der Pfeifer aber, als er das gewahr wurde, entfernte ſich voller Verwirrung.

Sechsundachtzigſtes Capitel.

Wie der Herr ſich zu den um die göttliche Gnade bettelnden Sündern mitleidig herabläßt.

Es war einſt ein Kaiſer, der das Geſetz gab, daß ſofern ein Weib ihrem Manne untreu geweſen wäre, ſie in ewigem Gefängniß gehalten werden ſolle. Nun trug es ſich aber zu, daß ein gewiſſer Ritter eine Frau aus adligem Blute heirathete, welche er ſehr liebte. Er begab ſich aber auf eine Reiſe in ferne Welttheile, ſeine Frau

aber beging nach seiner Entfernung Ehebruch und ward schwanger: da nun die Sache nach den Gesetzen bewiesen worden war, ward ihr auf das Geheiß der Kaisers der Kerker zugesprochen, und sie gebar in demselben einen sehr schönen Knaben. Das Kind aber wuchs heran und ward von Allen, die es sahen, hoch geliebt. Die Mutter stieß jedoch beständig Seufzer und Wehklagen aus und konnte sich nicht trösten, und es begab sich eines Tages, daß der Knabe seine Mutter weinen sah und zu ihr sprach: liebe Mutter, warum bist Du so niedergeschlagen in Deiner Seele. Darauf entgegnete die Muttter: o mein süßes Kind, ich habe viele Ursache zu weinen, denn über unsern Häuptern gehen die Menschen frei herum und die Sonne strahlt in ihrem Glanze, wir aber sind hier im Finstern und haben kein Licht. Darauf sprach der Sohn: o süße Mutter, das Licht über unsern Häuptern, von welchem Du sprichst, habe ich niemals erblickt, denn ich bin in diesem Kerker geboren. So ich nur hier Speise und Trank beständig im Ueberflusse haben werde, gefällt es mir hier und ich will hier bleiben, so lange ich lebe. Während sie aber noch also mit einander redeten, stand der Kaiser mit seinen Rittern am Eingange des Kerkers, und einer von ihnen sprach zu ihm: Herr, höret Ihr nicht jenes Klaggeschrei zwischen Mutter und Sohn da unten im Kerker? Jener aber erwiederte: ei ich höre es gar wohl und habe Mitleid mit ihnen. Alsbald sprachen die Ritter: Herr, wir bitten Dich, daß jenen Deine Gnade und Erbarmen zu Theil werde, und der König antwortete ihnen: ich neh-

me Euere Bitten an, worauf ſie Beide aus dem Kerker führten und von jeglicher Strafe freimachten.

Siebenundachtzigſtes Capitel.

Wie ſich Chriſtus für uns in den Tod gegeben hat.

Einſt hatte ſich ein Kaiſer zu einer Schlacht, wo Alles auf Tod und Leben ging, allzuſehr bloß gegeben, und konnte dem Tode kaum noch ausweichen, als ein tapferer Ritter, welcher dieſes gewahr wurde, ſich zwiſchen dem Kaiſer und ſeine Feinde warf, ſo daß der Kaiſer unverletzt davon kam, der Ritter aber verſchiedene Wunden bekam und nur mit großer Schwierigkeit geheilt wurde, obgleich er demohngeachtet alle dieſe Narben behielt. Indeſſen wurde er von Allen geprieſen, weil er ſo herrlich für ſeinen Herrn geſtritten hatte. Nun begab es ſich aber nachmals, daß dieſer Ritter ſeines Erbtheils auf ungerechte Weiſe verluſtig gehen ſollte, er machte ſich alſo zu dem obengenannten Kaiſer auf und bat ihn, er möchte ihm doch helfen und einen Ausſpruch für ihn thun. Jener aber ſprach: mein Lieber, ich kann Dir gegenwärtig nicht aufwarten, ich will Dir aber einen Richter geben, der Deine Sache unterſuchen und thun wird, was recht iſt. Jener aber ſprach: o Herr, warum ſprichſt Du alſo? und alsbald zerriß er vor Aller Augen ſeine Kleider und zeigte ihnen die bis auf das nackte Fleiſch gehenden Wundenmale, alſo ſprechend: iſt es denn recht, fuhr er fort, daß

nachdem ich ſo viel für Dich geduldet habe, ein Anderer als Du Richter in meiner Sache und Sachwalter für mich ſey? Darauf entgegnete der Kaiſer, als er dieſes gehört hatte: mein Lieber, Du ſprichſt was wahr iſt, denn als ich in Todesgefahr war, hat kein Anderer als Du mich gerettet: er beſtieg demnach ſogleich den Richterſtuhl und fällte ein Urtheil zu ſeinen Gunſten.

Achtundachtzigſtes Capitel.

Von der teufliſchen Liſt, welche Viele in's Verderben führt.

Man erzählt von einem Fürſten, der, weil er mit allen ſeinen Streitkräften nicht im Stande war, ſeine Feinde zu überwinden, folgende Liſt brauchte. Er ſtellte ſich, als müſſe er aus ſeinem Lager flüchten und ließ daſſelbe mit den darin befindlichen Lebensmitteln den Feinden zurück. Nun vertheilte er auch durch das ganze Lager eine Menge Fäſſer ganz mit Wein gefüllt, der aber mit dem Saamen einer gewiſſen Pflanze verſetzt war, ſo daß wer von jenem Weine trank, alsbald einſchlafen mußte. Er wußte auch, daß ſeine Feinde hungrig und gefräßig waren, und wirklich fielen ſie auch voller Freude über den Wein her, tranken nach ihrem Gelüſte und wurden alsbald, wie halb todt, vom Schlafe überwältigt, worauf der Fürſt zurückkam und Alle nach Herzensluſt niederhauen ließ.

Neunundachtzigſtes Capitel.

Von dem dreifachen Laufe der Welt.

Es gab einſt einen Ritter, der drei Söhne hatte, und als er ſterben ſollte, dem Erſtgebornen ein Erbgut, dem zweiten aber einen geſammelten Schatz ausſetzte. Dem dritten Sohne aber gab er einen koſtbaren Ring, der mehr werth war, als Alles das, was er den erſten Beiden vermacht hatte. Uebrigens gab er auch den beiden erſteren Söhnen zwei, aber nicht ſo koſtbare Ringe, allein alle hatten daſſelbe Ausſehen. Wie nun der Vater geſtorben war, ſprach der erſte Sohn: ich habe den koſtbaren Ring meines Vaters. Darauf der zweite: nicht Du haſt ihn, ſondern ich. Der dritte aber ſagte: es iſt nicht recht, daß Ihr ihn haben ſolltet, weil der ältere von Euch ein Erbgut, der andere aber einen Schatz erhalten hat: alſo lehrt die Vernunft, daß ich jenen köſtlichen Ring haben muß. Da rief der erſte Sohn aus: laßt uns durch die That beweiſen, welcher Ring der koſtbarere und beſſere iſt. Jener aber entgegnete: alſo gefällt mir es auch. Alsbald wurden verſchiedene Kranke herbeigebracht, welche an verſchiedenen Gebreſten litten, aber die erſten beiden Ringe machten gar nichts, der Ring des Jüngeren aber heilte alle Krankheiten.

Neunzigſtes Capitel.

Von der freien Entſcheidung.

In einem gewiſſen Lande gab es einſt ein Geſetz, daß der ältere Bruder allemal das Erbe theilen, der jüngere aber wählen ſollte. Der Grund lag aber darin, weil es größerer Beſonnenheit zum Theilen bedarf, als zum Wählen, der Aeltere aber muß beſonnener ſeyn. Nun war aber ein anderes Geſetz da, welches geſtattete, daß der Sohn einer Magd eben ſo gut ein Erbtheil bekommen konnte, als die freigeborenen Söhne. Es begab ſich aber, daß zwei Brüder, der eine von einer Magd, der andere von einer Freien, eine Erbſchaft zu theilen hatten. Der ältere Bruder aber theilte ſo: er legte auf eine Seite das ganze Erbe, auf die andere aber ſtellte er die Mutter ſeines Bruders. Sein Bruder dachte nun: ich muß meine Mutter über Alles lieben, und folglich wählte er ſeine Mutter und ließ ſein Erbe fahren, indem er von der Gutmüthigkeit ſeines Bruders etwas zu erhalten hoffte: allein er bekam nichts. Darauf ging er vor den Richter und klagte ſeinen Bruder an, daß er ihn von ſeinem Erbe ausgeſchloſſen hätte, der Bruder aber verantwortete ſich und ſagte, er habe ihn nicht betrogen, weil der, welcher wähle, nicht aber, der welcher theile, ſeiner Sache gewiß ſey.

Einundneunzigſtes Capitel.

Von der Faulheit und Trägheit.

Einſt war ein König, Namens Plinius, der drei Söhne gehabt haben ſoll, welche er ungemein liebte. Er dachte nun bei ſich nach, wie er über ſein Reich verfügen ſollte, und rief ſeine drei Söhne zu ſich, zu denen er alſo ſprach: wer von Euch der faulſte iſt, der ſoll nach meinem Tode mein Reich empfangen. Darauf ſprach der erſte Sohn zu ſeinem Vater: gebt mir demnach Euer Reich, denn ich bin ſo faul, daß, wenn ich am Feuer ſitze, ich mir lieber die Beine verbrennen laſſe, als daß ich mich von da entfernen ſollte. Der zweite Sohn ſprach: wenn ich einen Strick um den Hals hätte und bald gehenkt werden ſollte, in meiner Hand aber ein Schwert hielte, würde ich aus Faulheit meine Hand nicht ausſtrecken, um den Strick zu zerſchneiden. Darnach ſprach der dritte Sohn zu ſeinem Vater: ich muß König werden, denn in Faulheit gehe ich allen Andern vor, wenn ich nehmlich auf dem Rücken in meinem Bette liege und Waſſertropfen auf meine beiden Augen fallen, weiß ich aus Faulheit weder meinen Kopf nach rechts noch nach links zu drehen, noch will ich es auch. Wie das der König hörte, vermachte er ihm ſein Reich, weil er meinte, daß er der Faulſte ſey.

Zweiundneunzigstes Capitel.

Christus hat um unser Leben Willen den Tod gewählt.

Man liest von einem gewissen Könige, der eine Frau hatte, deren Name Cornelia war. Nun begab es sich eines Tages, daß in einem Schlosse des Königs unter einer Mauer zwei Schlangen gefunden wurden, ein Männchen und ein Weibchen. Wie das der König gehört hatte, befragte er seine Meister und Gelehrten, was das bedeute. Diese aber meinten, jene Schlangen hätten sich dort versteckt, als ein Anzeichen des Todes des Mannes oder der Frau, und sagten, so das Männchen getödtet würde, müsse der Mann sterben, wenn aber das Schlangenweibchen, werde die Frau des Todes seyn. Wie das der König gehört hatte, sprach er: tödtet die männliche Schlange, aber das Weibchen lasset leben, denn weit lieber möchte ich seinen Tod als den seines Weibchens, und dabei gab er auch die Ursachen an. Denn, sagte er, wenn meine Frau leben bleibt, kann sie noch viele Söhne zeugen, die die Nachfolge in meinem Reiche erhalten können, wenn sie aber stirbt, werde ich keinen Erben haben.

Dreiundneunzigstes Capitel.

Von der Freude und der Erbschaft einer treuen Seele.

Ein mächtiger Mann schickte seine zwei Söhne auf

eine hohe Schule, daß ſie die Wiſſenſchaft erlernten und ausgebildet würden und nachher eine Pfründe erhalten könnten. Wie aber die Zeit vorüber war, ſchickte er ihnen den ſchriftlichen Befehl, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und die beiden Brüder eilten auch auf dieſe Sendung ſchnell in ihre Vaterſtadt zurück. Der eine Bruder aber freute ſich ſehr ſeiner Rückkehr und wurde, als er zurückgekommen war, mit Freuden empfangen und in ſein Erbe eingeſetzt, der andere aber war ſehr bekümmert, daß er wieder nach Hauſe mußte, und ſeine Mutter, welche ihm entgegen kam und küßte, riß ihm mit ihren Zähnen den Mund ab, ſeine Schweſter aber, welche der Mutter folgte, und ihn ebenfalls küßte, riß ihm dabei die Naſe ab, ihr folgte ſein Bruder, welcher ihm die Augen ausſchlug, und endlich kam ſein Vater, packte ihn bei den Haaren und zog ihm die Haut ab.

Vierundneunzigſtes Capitel.

Wie eine ſchöne Seele, ſobald ſie von dem Ausſatz der Sündhaftigkeit angeſteckt iſt, nur durch tiefes Seufzen und Wehklagen ihre frühere Schönheit wieder erlangen kann.

Es war einſt ein König, der in ferne Welttheile ziehen wollte, und eine einzige Tochter hatte, welche ſchön und glänzender als die Sonne am Himmel war, ſo daß er nicht wußte, weſſen treuem Gemüthe er ſie zur Be-

wachung anvertrauen ſollte. Endlich übergab er ſie einem gewiſſen Ritter, der ſein Geheimſchreiber war und den er ſehr hoch hielt, mit dem Befehle, ſie beſtändig zu hüten, daß ſie nicht zu einer Quelle, welche in jenem Lande oder in der Gegend entſprang, gelangen könnte: wenn ſie nämlich daraus trinken würde, werde ſie den Ausſatz bekommen: denn das war die natürliche Eigenſchaft dieſer Quelle, obwohl ſie von der angenehmſten Süßigkeit war. Damit nun der Ritter ſie ihrem Vater bei ſeiner Rückkehr eben ſo reizend wiedergeben könnte, als er ſie, wie geſagt, empfangen hatte, dachte er bei ſich nach, daß wenn er das nicht im Stande ſeyn werde, er ſeines ganzen Dienſtes verluſtig ſeyn würde, und nicht wagen dürfte ſeinen Herrn zu erwarten, wenn er einige Zeit ihre Bewachung hintenangeſetzt hätte. Endlich kam doch einmal die beſagte Prinzeſſin heimlich zu der Quelle, trank aus ihr und wurde ausſätzig. Wie das der Ritter gewahr wurde, erfaßte ihn ein gewaltiger Schmerz und er floh mit ihr aus dem Lande in eine Wüſte. Dort fand er eine Einſiedelei, pochte mit ſeiner Hand an die Thür derſelben und traf in ihr einen Eremiten an, welchem er alles ſchon Erzählte mittheilte. Der Einſiedler aber gab dem Ritter einen klugen Rath, indem er zu ihm ſprach: gehe hin zu jenem Berge, welchen ich Dir zeigen werde, dort wirſt Du einen Stein nebſt einem Stabe finden, mit dieſem mußt Du derb auf den Stein ſchlagen, bis Du aus demſelben eine Feuchtigkeit und etwas Flüſſiges herausbringſt, damit beſtreiche und ſalbe ſie, und ſie wird geſund werden und ihre frühere Schönheit wieder erhalten. Als nun der Ritter es

ſo gemacht hatte, wie es ihm der Einſiedler geheißen, bekam die Prinzeſſin ihre frühere Geſundheit und Schönheit wieder.

Fünfundneunzigſtes Capitel.

Wie Chriſtus uns das Erbe des ewigen Vaterlandes verſchafft hat.

Man lieſt in der Römer That, daß einſt ein gewiſſer Tyrann lebte, mit Namen Maxentius, welcher die römiſchen Bürger ihres Erbes berauben wollte. Wie alſo die Grauſamkeit dieſes Tyrannen ſchwer auf ihnen lag, flohen ſie, aus dem Lande vertrieben, hinüber nach Britannien zum König Conſtantinus. Endlich als immer Mehrere dorthin ſtrömten, reizten ſie ihn gegen den Tyrannen auf, indem ſie ſich alſo vernehmen ließen: O König Conſtantine, führe uns wieder in unſer Land zurück. Durch dieſe Worte ließ ſich Conſtantinus bewegen, waffnete ſich, beſtieg ſein Roß und ſtreckte den Tyrannen zu Boden und gab ſo den Römern ihr Erbe wieder.

Sechsundneunzigſtes Capitel.

Wie das gegenwärtige Leben ein Leben der Vergebung und Gnade iſt.

Der König Alexander ſtellte an ſeinem Hofe eine brennende Kerze auf und ſchickte Herolde aus, welche in

ſeinem ganzen Reiche ausrufen und ſagen ſollten: ſo Jemand gegen den König irgend ein Verbrechen verübt habe, der ſolle kühnlich kommen, ſo lange die Kerze brenne, und der König werde ihn, trotz dem, daß er ein Uebelthäter ſey, gehen laſſen, ſo aber Jemand eine Miſſethat begangen hätte und nicht käme, derſelbe ſolle, wenn die Kerze verlöſcht ſey, eines elenden Todes ſterben. Wie das die Völker in ſeinem Reiche vernahmen, kamen ihrer viele zu dem Könige und baten ihn um Gnade, und der König nahm ſie gnädig auf. Es waren aber auch Viele, ſo nicht kommen wollten und ſein Gebot gering achteten, allein als die Kerze verlöſcht war, da ließ ſie der König mit Gewalt holen und elendiglich umbringen.

Siebenundneunzigſtes Capitel.

Vom Tode.

Man lieſt in den Chroniken, daß im Jahre 12 nach Roms Erbauung das römiſche Volk eine marmorne Säule auf dem Forum errichtete und darauf das Bild des Julius Cäſar ſetzte: und über den Kopf derſelben ſchrieb man den Namen Julius, weil ſie zu Ehren deſſelben errichtet worden war. Es hatte aber eben dieſer Julius Cäſar bei ſeinem Tode oder noch vorher drei Anzeichen erhalten. Denn hundert Tage vor ſeinem Tode ſchlug der Blitz vor ſeinem Standbild auf dem Forum ein und nahm von dem darüber geſchriebenen Namen die erſten Buchſtaben hinweg. In der Nacht aber, welche ſeinem Todestage voranging,

öffneten sich die Fenster seines Schlafgemachs mit einem so starken Geräusch, daß er glaubte das Haus wolle einstürzen. An demselben Tage seines Mordes aber wurde ihm, als er auf das Capitol ging, ein Brief eingehändigt, welcher ihm seinen Tod anzeigen sollte, so daß, wenn er selbigen sogleich gelesen hätte, er dem Tode entgangen seyn würde.

Achtundneunzigstes Capitel.

Wie Gott in diesem Leben versöhnt werden kann.

Man erzählt, daß es eine alte Sitte bei den Römern war, daß wenn sie eine Burg oder eine Stadt belagerten, sie eine Kerze von einem bestimmten Maaße anzündeten, und so lange dieselbe brannte, waren sie bereit Jeden in Frieden aufzunehmen, ein wie großer Uebelthäter er auch früher gewesen seyn mochte, sobald sich aber das Licht verzehrt hatte, dann übten Alle die strengste Gerechtigkeit gegen ihre Feinde aus, und wollten mit Niemandem, wenn er auch all sein Gut hingab, Erbarmen haben.

Neunundneunzigstes Capitel.

Von dem mannhaften Kampfe Christi und seinem Siege.

Einst war ein König Cäsar, in dessem Reiche ein edelmüthiger und tapferer Ritter lebte, welcher einstmals

durch einen Wald ritt und eine Kröte mit einer Schlange kämpfen sah: die Kröte aber war stärker und besiegte die Schlange. Wie das der Ritter sah, half er der Schlange und verwundete die Kröte sehr schwer, diese aber entrann und begab sich auf die Flucht, indessen der Ritter von derselben selbst eine tiefe Wunde erhalten hatte. Wie das der Ritter gewahr wurde, stieg er vom Pferde, allein das Krötengift blieb in der Wunde: er begab sich hierauf nach Hause und blieb lange krank an dieser Wunde, machte sein Testament und bereitete sich zum Tode. Wie er aber einstmals am Feuer lag und gleichsam schon an seinem Wiederaufkommen verzweifelte, kam auf einmal die Schlange, welche er vom Tode gerettet hatte, herein und seine Diener sprachen, als sie die Schlange erblickten: Herr, eine Schlange ist hereingekrochen. Wie sie aber der Ritter ansah, erkannte er, daß es die Schlange war, für deren Beschützung er seine Wunde und alle seine Uebel bekommen hatte. Der Ritter sprach also: wollet sie nicht hindern, sie wird mir, wie ich meine, nichts Böses zufügen. Demnach kam die Schlange vor den Augen Aller auf ihn zu und saugte mit ihrer Zunge das Gift aus der Wunde, bis sie das ganze Maul voll hatte. Alsbald eilte sie zum Hause hinaus und gab das Gift wieder von sich: hierauf kehrte sie zurück und kam zum andern Male zu ihm, und so zwei und drei Mal, bis sie das ganze Gift aus ihm gesogen hatte. Als das geschehen war, gab der Ritter der Schlange Milch zu trinken, und als sie getrunken hatte, da kam die Kröte, von welcher der Ritter seine Wunden empfangen hatte, herein und fing an mit der

Schlange zu kämpfen, wie wenn sie sich dafür rächen wollte, daß die Schlange den Ritter geheilt hatte. Wie aber der Ritter dieses sah, sprach er zu seinen Dienern: Ihr Lieben, ohne Zweifel ist das die Kröte, welche ich bei der Vertheidigung jener Schlange verwundet habe und von der alle meine Leiden herrühren. Wenn diese die Schlange besiegt, wird sie mich anfallen, und so Ihr also mein Leben lieb habt, müßt ihr sie auf der Stelle umbringen. Wie das die Diener hörten, tödteten sie sie mit Schwertern und Stöcken, die Schlange aber, als wollte sie ihre Zufriedenheit und Dank darüber zu erkennen geben, wand sich um die Füße des Herrn und kroch alsdann hinaus, der Ritter aber erlangte seine Gesundheit vollkommen wieder.

Hundertstes Capitel.

Daß Christus den Sünder nicht gleich nach Verdienst verstößt, sondern mit Langmuth seine Buße erwartet.

Einst lebte ein Kaiser Diocletianus, der ein Gesetz gab, daß, dafern eine Frau ihrem Manne untreu geworden sey, sie des Todes sterben müsse. Nun begab sich aber der Fall, daß ein gewisser Ritter ein Mädchen zur Frau nahm und mit ihr einen Sohn zeugte. Dieser wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Nachher aber zog sein Vater in einen Krieg und kämpfte männiglich darin, verlor aber seinen rechten Arm, während der Zeit seiner Abwesen-

heit aber brach ſeine Frau ihm ihre Treue, und als der Mann zurück kam, fand er ſich von ſeiner Frau betrogen. Da nun dem Geſetz zufolge der Mann ſie tödten mußte, ſo berief er ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: mein lieber Sohn, Deine Mutter hat ihre ehelichen Pflichten verletzt, ſie ſollte alſo dem Geſetze gemäß durch mich ſterben, allein ich habe meinen Arm eingebüßt, und darum werde ich ſie nicht tödten können: demnach befehle ich Dir, ſie zu tödten. Darauf entgegnete ihm ſein Sohn: das Geſetz gebeut, ſeine Eltern in Ehren zu halten, ſo ich alſo meine eigene Mutter tödten müßte, würde ich gegen das Geſetz handeln und mir den Fluch meiner Mutter zuziehen: ich will Dir alſo in dieſem Stücke nicht gehorchen. Alſo entging das Weib durch ihren Sohn dem Tode.

Hundertunderſtes Capitel.

Wie die Welt im Argen liegt und überall Gefahren drohen.

Man erzählt von einem gewiſſen Manne, Namens Ganterus, der ſich immer Vergnügungen und Freude ohne Ende wünſchte; der ſtand eines Morgens in der Frühe auf und ſpazierte allein auf der Heerſtraße, bis er an ein Land kam, in welchem der König erſt neulich geſtorben war. Die Fürſten des Reiches, als ſie ihn ſo mannhaft ſahen, erwählten ihn zu ihrem Könige, und er freute ſich über ſeine Wahl. Wie aber die Nacht kam, da führten ihn die Seinigen in ein Gemach, in welchem er einen

grimmigen Löwen am Kopfende ſeines Bettes erblickte, am Fußende einen Drachen, an der rechten Seite aber einen Bären und auf der andern Schlangen und Kröten. Da ſprach Ganterus: Was ſoll denn das heißen? Muß ich denn in dieſem Bette bei dieſen Beſtien ſchlafen? Jene aber antworteten: Freilich, Herr, denn alle Könige vor Dir haben in dieſem Bette gelegen und ſind von dieſen Thieren gefreſſen worden. Darauf entgegnete der König: Alles gefällt mir hier recht wohl, allein vor dieſem Bette ſammt den Beſtien da habe ich einen Abſcheu, darum mag ich nicht Euer König ſeyn, und alſo ging er weg von ihnen. Er kam aber in ein anderes Land, wo ihn die Bürger gleichfalls zu ihrem König wählten. Wie nun die Nacht kam, trat er in ſein Schlafgemach und erblickte ein ſehr ſchönes Bett, aber ganz voll von ſcharfen Scheermeſſern. Da ſprach Ganterus: ich ſoll mich doch nicht etwa in dieſes Bett legen? Da ſprachen ſeine Diener: Ja, Herr. Denn alle Könige vor Dir haben in dieſem Bette gelegen und ſind darin geſtorben. Jener aber erwiderte: Alles iſt gut hier, das Bett ausgenommen, darum mag ich aber Euer König nicht ſeyn. Er ſtand alſo früh auf und machte allein einen Marſch von drei Tagen. Unterwegs traf er aber einen Greis, der mit einem Stock in der Hand über einer Quelle ſaß, und zu ihm ſprach: mein lieber Wanderer, wo kommſt Du denn her? Darauf antwortete er: aus weiter Ferne. Dann fragte jener weiter: was ſchaffeſt Du? Jener antwortete: ich ſuche drei Dinge und kann ſie nicht finden. Darauf fragte jener wieder: was denn für drei Dinge? Ganterus antwortete: erſtlich Ueberfluß

ohne Mangel, zweitens Freude ohne Leid, drittens Licht oder Helle ohne Finsterniß. Da sprach der Greis: nimm diesen Stab und gehe immer auf dieser Straße fort: Du wirst bald einen Berg vor Dir erblicken, und am Fuße dieses Berges steht eine Leiter, welche sechs Stufen hat: diese steige hinan, wenn Du aber auf die sechste Sprosse gekommen seyn wirst, wirst Du auf dem Gipfel des Berges einen sehr schönen Palast gewahr werden. An die Pforte desselben thue drei Schläge, und der Pförtner wird Dir antworten. Dann zeige ihm Deinen Stab und sprich: derjenige, welcher der Eigenthümer dieses Stabes ist, befiehlt Dir hiermit, daß Du mich hineingehen lässest. Wenn Du aber darinnen seyn wirst, wirst Du alles jenes Dreies finden, was Du suchest. Jener aber erfüllte Alles, wie es ihm der Alte gesagt hatte, und wie der Thürhüter den Stab sah, ließ er ihn hinein, und da fand er alles Dreies und mehr noch, und blieb sein ganzes Leben daselbst.

Hundertundzweites Capitel.

Von den Uebertretungen der Seele und ihren Wunden.

Einst war ein Kaiser Titus, in dessem Reiche ein gewisser edler Ritter lebte, der Gott sehr ergeben war und eine schöne Frau besaß, die ihm aber oft untreu war und nie von ihren Treulosigkeiten ablassen wollte. Wie Solches der Ritter gewahr wurde, trauerte er sehr in seinem Her-

zen und dachte das heilige Grab zu beſuchen, und ſprach alſo zu ſeinem Weibe: meine Liebe, ich will nach dem heiligen Lande ziehen und übergebe Euch Euerer eigenen Ehre. Wie er aber über das Meer gegangen war, da verliebte ſich die Dame in einen Cleriker, der wohl in der ſchwarzen Magie erfahren war, und ſchlief bei ihm. Nun begab es ſich einſtmals, daß ſie bei einander lagen und die Dame zu ihm ſprach: wenn Du im Stande wäreſt, mir eine einzige Sache durchzuſetzen, könnteſt Du mich zur Frau nehmen. Und jener verſetzte: was iſt denn das, was Du willſt, ſo ich es irgend kann, will ich Dir zu Dienſten ſeyn. Jene aber ſprach: mein Mann iſt nach dem gelobten Lande gezogen und liebt mich nicht beſonders, ſo Du ihn durch eine beſondere Kunſt tödten könnteſt, würdeſt Du Alles, was ich habe, erhalten. Darauf erwiderte der Cleriker: ich will Dir zu Willen ſeyn, jedoch unter der Bedingung, daß Du mich zum Manne nimmſt. Jene aber ſprach: darauf nimm mein feſtes Verſprechen. Der Cleriker aber machte ein Bild mit dem Namen des Ritters, und hing es vor ſeinen Augen an die Wand auf. Während mittlerweile der Ritter durch eine Straße der Stadt Rom ging, begegnete ihm ein gewiſſer kluger Meiſter, ſah ihn genau an und ſprach zu ihm: mein Lieber, ich habe Dir etwas im Geheimen zu ſagen. Jener aber entgegnete: Redet, Meiſter, was Euch beliebt. Der aber verſetzte: noch heute wirſt Du ein Kind des Todes ſeyn, ſo Du nicht Beiſtand von mir erhältſt. Deine Frau iſt eine Buhlerin und hat Deinen Tod angeſtellt. Wie der Ritter aber hörte, daß jener ſo die Wahrheit über ſeine

Frau ſprach, da hing er ſich an ihn, glaubte ihm und ſprach: o lieber Meiſter, rette mein Leben, und ich will Dir einen würdigen Lohn geben. Der antwortete aber: ich will Dich herzlich gern retten, ſo Du thuſt, was ich Dir heißen werde. Der Ritter aber ſprach: ich bin bereit. Hierauf ließ der Meiſter ein Bad zurichten, zog dem Ritter ſeine Kleider aus und hieß ihn in das Bad gehen. Nachher aber gab er ihm einen hellpolirten Metallſpiegel in die Hand und ſprach: ſiehe fleißig in den Spiegel und Du wirſt Wunderdinge ſchauen. Wie der aber in den Spiegel blickte, während der Meiſter neben ihm in einem Buche las und zu ihm ſprach: ſage mir, was Du ſieheſt, ſagte er zu ihm: ich ſehe in meinem Hauſe einen Cleriker, der von Wachs ein Bild gemacht hat, das mir ganz ähnlich iſt, und an die Wand aufgehängt hat. Darauf ſprach der Meiſter weiter: was ſieheſt Du jetzt? Jener aber ſprach: eben hat er einen Bogen ergriffen, einen ſpitzigen Pfeil auf denſelben gelegt und fängt an nach dem Bilde zu ſchießen. Da ſprach der Meiſter: ſo Dir Dein Leben lieb iſt, ſo wirf, ſobald Du einen Pfeil nach dem Bilde zu fliegen ſiehſt, Deinen Körper in das Waſſer des Bades, ſo lange, bis ich Dir etwas Anderes heißen werde. Wie das der Ritter geſehen und gehört hatte, daß ſich der Pfeil in Bewegung ſetzte, verbarg er ſeinen Körper gänzlich unter dem Waſſer, und als er das gemacht hatte, ſprach der Meiſter zu ihm: ſtecke Deinen Kopf heraus und ſchaue in den Spiegel. Wie er das gemacht hatte, ſagte er zu ihm: was erblickſt Du jetzt im Spiegel? Jener aber antwortete: das Bild iſt nicht getrof-

ſen worden, ſondern der Pfeil iſt an der Seite deſſelben vorbei gegangen, und der Cleriker iſt bekümmert. Darauf ſprach der Meiſter: ſiehe jetzt wieder in den Spiegel, was er beginnt. Jener aber entgegnete: er iſt jetzt näher nach dem Bilde zu gerückt und hat einen Pfeil auf den Bogen gelegt, um nach dem Bilde zu ſchießen. Jener aber verſetzte: Gerade ſo, wie Du vorher gethan haſt, ſo thue auch jetzt, wenn Du Dein Leben lieb haſt. Als aber der Ritter im Spiegel ſah, wie der Cleriker den Bogen ſpannte, ſteckte er ſeinen ganzen Körper in's Waſſer. Hierauf ſprach der Meiſter: ſiehe jetzt, wie es ſteht? Und als jener das gemacht hatte, ſprach er: der Cleriker iſt ſehr traurig, daß er das Bild nicht getroffen hat und ſpricht zu meiner Frau, wenn ich das Bild zum dritten Male nicht treffe, muß ich deshalb mein Leben einbüßen. Eben rückt er noch näher an daſſelbe, ſo daß es mir vorkommt, als könne es nicht fehlen, daß er das Bild treffen müſſe. Darauf ſprach der Meiſter: ſo Du Dein Leben liebſt, ſorge dafür, daß, ſobald Du den Bogen angezogen ſiehſt, Du alsbald Deinen ganzen Körper unter das Waſſer ſteckſt, ſo lange, bis ich zu Dir ſprechen werde. Der Ritter ſchaute alſo unverwandt in den Spiegel, und wie er den Cleriker den Bogen zum Schießen ſpannen ſah, fuhr er mit ſeinem ganzen Körper unter das Waſſer, bis der Meiſter zu ihm ſprach: komm ſchnell heraus und ſiehe in den Spiegel. Wie aber der Ritter hineingeſchaut hatte, lachte er, und der Meiſter ſprach: Lieber, ſage mir doch, was Du lachſt. Jener aber antwortete: ich ſehe ganz deutlich in dem Spiegel, daß der Cleriker das Bild nicht

getroffen hat, der Pfeil aber umgekehrt iſt, ihn zwiſchen der Lunge und dem Magen durchbohrt hat, und er eben geſtorben iſt: meine Frau hat aber unter meinem Bette eine Grube gemacht und ihn darin begraben. Da ſprach der Meiſter: ſtürze Dich jetzt ſchnell heraus, lege Deine Kleider an und bitte zu Gott für mich. Der Ritter aber dankte ihm für die Rettung ſeines Lebens, und als ſeine Reiſe beendigt war, machte er ſich wieder zu ſeinem Lande auf, und wie er nach Hauſe kam, da eilte ihm ſeine Frau entgegen und empfing ihn voller Freude. Der Ritter aber verſtellte ſich mehrere Tage lang, endlich aber ſchickte er nach den Eltern ſeiner Frau und ſprach zu ihnen: meine Theuern, ich habe Euch aus folgender Urſache zu mir beſchieden: hier iſt Euere Tochter, meine Frau, welche Ehebruch an mir verübt hat, und was weit ſchlimmer iſt, darauf umging mir den Tod zu geben. Jene aber leugnete es mit einem Eide, allein der Ritter begann jetzt und trug den ganzen Hergang und das Verfahren des Clerikers vor und ſprach: wenn Ihr mir nicht glaubt, ſo kommt her und ſehet den Ort, wo der Cleriker eingeſcharrt iſt. Hierauf führte er ſie in ſein Gemach, und ſie fanden den Leichnam des Clerikers unter ſeinem Bette. Der Richter ward alsbald herbeigerufen und entſchied, ſie ſolle durch Feuer verbrannt werden: und alſo geſchah es, und die Aſche ihres Leibes ward in die Luft geſtreut. Nachmals aber nahm ſich der Ritter eine ſchöne Jungfrau zur Gemahlin, zeugte mit ihr Kinder und beſchloß ſein Leben in Frieden.

Hundertunddrittes Capitel.

Wie man Alles mit Eintracht und Vorſicht vollbringen müſſe.

Einſt herrſchte ein ſehr weiſer und in Allem gerechter Kaiſer Domitianus. Weil der nun Niemanden verſchonte, ſondern immer der Gerechtigkeit ihren Lauf ließ, begab es ſich einſtmals, daß, als er zu Tiſche ſaß, ein Kaufmann zu ihm kam und an das Thor pochte. Der Pförtner aber öffnete daſſelbe und fragte, was ihm beliebe. Jener aber ſprach: ich bin ein Kaufmann und habe für die Gemahlin des Kaiſers einige nützliche Sachen zu verkaufen. Wie das der Thorwärter hörte, ließ er ihn ein. Jener aber begrüßte den Kaiſer auf demüthige Weiſe, und dieſer ſprach zu ihm: mein Lieber, was haſt Du denn für Waaren zu verkaufen? Und jener erwiderte: Herr, drei weiſe Sprüchelchen. Der aber ſprach: und wie theuer willſt Du mir jeden Spruch geben? Und jener entgegnete: für tauſend Gulden. Da ſprach der Kaiſer: wenn mir nun aber Deine Weisheit nichts frommt, ſo verliere ich mein Geld. Da verſetzte der Kaufmann: Herr, wenn meine Sprüche bei Euch keine gute Statt finden, will ich Euch Euer Geld wieder geben. Da ſprach der Kaiſer: Du ſprichſt, was billig iſt, nenne mir alſo jetzt die weiſen Sprüchelchen, welche Du an mich verkaufen willſt. Und jener entgegnete: Alles, was Du thuſt, thue vorſichtig und ſiehe auf's Ende. Der zweite Spruch iſt: gehe nie eines Fußſteiges

wegen von der Heerstraße. Der dritte endlich ist: nimm nie eine Herberge über Nacht in einem Hause an, wo der Hausherr alt und seine Frau jung ist. Diese drei Sachen bewahre bei Dir, und es wird gut um Dich stehen. Der König gab ihm also für jeden Spruch tausend Gulden und ließ sich den ersten „Alles was Du thust, thue mit Vorsicht und siehe auf's Ende" an die Wände seines Thronsaales schreiben, ebenso auch in seinem Gemache und an allen Orten, wo er spatzieren zu gehen pflegte, anbringen, ja auch auf die Tischtücher sticken, auf welchen er speiste. Nach diesem aber, obgleich er ein so gerechter Mann war, verschworen sich doch Viele aus seinem Reiche gegen ihn, um ihn zu ermorden, und weil sie Solches nicht öffentlich thun konnten, so besprachen sie sich mit seinem Bartscheerer, daß er ihm die Kehle abschneiden und dafür einen guten Lohn erhalten solle. Der Bartscheerer aber nahm das Geld und versprach seine Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Wie nun aber derselbe dem Kaiser den Bart abnehmen sollte und ihn eingeseift hatte und sich daran machte ihn zu rasiren, so sah er zufällig unter sich auf das Barttuch, welches der Kaiser um den Hals hatte und auf dem gestickt zu lesen war: Was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende. Wie nun der Barbier diese Schrift gelesen hatte, da dachte er bei sich: heute bin ich gedungen worden diesen Mann umzubringen, wenn ich aber das thue, so wird mein Ende sehr kläglich seyn, denn ich werde zum schimpflichsten Tode verdammet werden: darum ist es gut, wie jene Schrift sagt, bei Allem, was man thut, auf das Ende zu sehen. Alsbald fingen

seine Hände an zu zittern, daß ihm sein Scheermesser aus der Hand fiel. Wie das der Kaiser gewahr wurde, sprach er zu ihm: sage mir, was ist Dir denn? Und jener erwiderte: o Herr, erbarme Dich meiner, ich bin heute gedungen worden, Dich für Geld zu ermorden, weil ich aber zufällig, wie es Gottes Wille war, die Schrift Deines Barttuches las, „was Du thust, das thue mit Vorsicht und bedenke das Ende," habe ich mir gleich überlegt, daß ein schimpflicher Tod mein Ende seyn werde: darum zitterten meine Hände. Wie das der Kaiser hörte, dachte er bei sich: der erste Spruch hat mir das Leben gerettet, ich habe ihn zu einer guten Stunde eingehandelt. Und er sprach zu dem Bartscheerer: sey fortan nur getreu und ich will es Dir verzeihen. Wie nun die Fürsten seines Reiches sahen, daß sie ihn auf diesem Wege nicht tödten konnten, verhandelten sie mit einander, wie sie ihn umbringen möchten, und sprachen: an dem und dem Tage wird er zur Stadt zurückkommen, wir wollen uns also bei dem Fußsteige, über welchen er gehen muß, in den Hinterhalt legen und ihn tödten. Jene aber sprachen: das ist ein guter Plan. Der König aber rüstete sich an eben diesem Tage nach der Stadt zu ziehen, und als er bis an jenen Fußsteig gekommen war, sprachen seine Ritter zu ihm: Herr es ist gut, diesen Fußweg einzuschlagen, denn er ist näher als die Landstraße. Der Kaiser aber dachte bei sich: der zweite Spruch war, ich solle nie die Heerstraße eines Fußsteiges wegen verlassen, ich will mich also an meinen Spruch halten: und er sprach zu seinen Rittern: ich bin nicht gesonnen die Heerstraße zu verlassen, Ihr aber, die

Ihr den Fußſteig einſchlagen wollt, könnt gehen und rüſtet Alles für meine Ankunft zu. Jene aber gingen nun den Fußweg, und da ſich die Feinde des Königs auf demſelben befanden und meinten, daß der König unter jenen ſeyn müſſe, ſo brachen ſie Alle hervor und tödteten Alle, ſo viel ihrer dahin kamen. Wie das der König hörte, ſprach er bei ſich: Nunmehr hat mir auch der zweite Spruch das Leben gerettet! Wie nun jene ſahen, daß ſie ihn durch Liſt nicht umbringen konnten, ſo verſchworen ſie ſich unter einander, wie ſie ihn auf andere Weiſe um's Leben bringen möchten, und ſprachen unter ſich: an dem und dem Tage wird er in dem Hauſe jenes Mannes bleiben, bei dem alle Edeln einkehren, weil keine andere Herberge für ihn da iſt, wir wollen alſo für eine Geldſumme den Wirth und ſeine Frau beſtechen, damit ſie den Kaiſer, wenn er auf ſeinem Bette liegt, ermorden. Jene aber entgegneten: der Plan iſt gut. Wie nun der Kaiſer in jene Stadt gekommen war, kehrte er in ſelbigem Hauſe ein, ließ alſo den Wirth zu ſich rufen, allein als er ihn geſehen hatte, kam er ihm ſehr alt vor und darum ſprach er zu ihm: haſt Du eine Frau? Und jener antwortete: allerdings o Herr. Darum ſprach der Kaiſer: zeige mir ſie, und als er ſie geſchaut hatte, da kam ſie ihm ſehr jung vor und als könnte ſie kaum achtzehn Jahr alt ſeyn. Darauf ſprach er zu ihm: gehe Deiner Wege, denn ich will mein Nachtlager anderswo aufſchlagen laſſen und nicht hier bleiben. Jener aber entgegnete: ſehr wohl, gnädiger Herr: allein Alles iſt ſchon bereit gemacht und darum wird es nicht gut ſeyn anderwärts zu ſchlafen,

weil in der ganzen Stadt kein beſſeres Wirthshaus als dieſes iſt. Jener aber entgegnete: ich ſage Dir, daß ich anderwärts ſchlafen will. Alsbald brachte ihn ſein Kämmerling weg und der Kaiſer begab ſich heimlich an einen andern Ort und ſprach zu ſeinen Rittern: Ihr könnt hier bleiben, wenn Ihr wollt, kommt aber in der Frühe zu mir. Wie nun Alles ſchlief, da ſtand der Alte mit ſeiner Frau auf, weil dieſelben für Geld gedungen waren, den Kaiſer im Schlafe zu ermorden, und tödteten alle ſeine Ritter. Früh aber ſtand der Kaiſer auf, und als er ſeine Ritter ermordet fand, ſprach er in ſeinem Herzen: o weh, wenn ich hier mein Nachtlager genommen hätte, wäre ich jetzt todt, wie die Anderen: nun hat auch der dritte Spruch mir das Leben gerettet. Er ließ alſo den Alten mit ſeiner Frau und ſeiner ganzen Familie an den Galgen hängen und behielt, ſo lange er lebte, jene weiſen Lehren bei ſich und beſchloß ſein Leben im Wohlſeyn.

Hundertundviertes Capitel.

Von dem Gedächtniß der Wohlthaten.

Es lebte einſt ein Ritter, welcher die Jagd über Alles liebte, nun begab es ſich aber eines Tages, daß er auf die Jagd gezogen war und ihm ein Löwe, welcher hinkte, in den Weg kam und ihm ſeinen Fuß zeigte. Der Ritter aber ſtieg vom Pferde und zog ihm einen ſpitzigen Dorn aus dem Fuße, legte Salbe auf die Wunde, und der Löwe ward wieder geheilt. Nach dieſem aber jagte

der König jenes Landes zufällig in demſelben Walde, fing jenen Löwen und behielt ihn viele Jahre bei ſich. Nun hatte aber jener Ritter ſich gegen den König vergangen und ſich in jenen Wald geflüchtet, wo er alle Durchreiſende plünderte und umbrachte. Indeſſen nahm ihn der König doch gefangen und fällte über ihn das Urtheil, man ſolle ihn dem Löwen zum Freſſen vorwerfen, da dieſer, wenn man ihm weiter keine andere Speiſe vorſetzen würde, wüthend gemacht den Ritter verſchlingen werde. Wie nun der Ritter in die Grube des Löwen geworfen worden war, fürchtete er ſich ſehr und erwartete die Stunde, wo er gefreſſen werden würde. Der Löwe aber betrachtete ihn genau, und da er ihn erkannte, ſo ſchmeichelte er ihm und blieb ſieben Tage lang ohne Speiſe. Wie das aber der König gehört hatte, da wunderte er ſich ſehr, ließ den Ritter aus der Grube hervorziehen und ſprach zu ihm: ſage mir mein Lieber, wie geht das zu, daß Dir der Löwe nichts gethan hat? Der aber ſprach: Herr, ich ritt einſt zufällig durch einen Wald, und es begegnete mir jener Löwe, der aber hinkte: ich zog ihm alſo einen Dorn aus ſeinem Fuße und heilte ſeine Wunde, und darum hat er mich, wie ich denke, verſchont. Darauf ſagte der König: Darum, daß Dir der Löwe kein Leid angethan hat, will ich Dich verſchonen: bemühe Dich nur fortan Deinen Lebenswandel zu beſſern. Jener aber bedankte ſich bei dem König, beſſerte ſich in jeder Art und beſchloß ſein Leben in Frieden.

Hundertundfünftes Capitel.

Von dem Wechsel eines jeglichen Gutes und vorzüglich der rechten Richter.

Einst herrschte der weise Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte, und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und Jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte: bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem Jeden nach der Gerechtigkeit thun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte in ihr Nest und nahm es in Besitz: die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest inne hatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: komm herab, Du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen. Wie der Richter die Glocke

läuten hörte, kam er zwar herab, als er aber Niemanden erblickte, stieg er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie eine Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: gehe wieder hinunter und treibe nicht blos die Kröte wieder aus, sondern tödte sie auch, denn die Schlange muß ihren Platz wieder bekommen, und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sey hereingekommen, der aber sprach: wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen. Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen, und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht wieder, er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht: den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Einhundertundſechſtes Capitel.

Wie man ſich vor dem Truge des Böſen hüten müſſe, auf daß er uns nicht hintergehe.

Es waren einſt drei Geſellen, die machten eine Reiſe, und es begab ſich, daß ſie außer einem Brode durchaus keine Lebensmittel finden konnten. Und doch waren ſie ſehr hungrig, ſprachen daher ſo zu einander: wenn dieſes Brod in drei Theile getheilt wird, wird ein ſolcher keinem von uns zur Sättigung ausreichen, wir wollen alſo einen vernünftigen Rath halten, wie wir über dieſes Brod verfügen müſſen. Da ſprach einer: Wir wollen uns hier auf der Straße zum Schlafen niederlegen und ein Jeder möge träumen, und wer den wunderbarſten Traum erblickt haben wird, der ſoll das ganze Brod haben. Die andern zwei antworteten: Dein Rath iſt gut, und begannen zu ſchlafen. Der aber, welcher den Rath gegeben hatte, ſtand, während jene ſchliefen, auf und verzehrte das Brod ganz und gar, und ließ ſeinen Begleitern nicht ein Krümchen. Als er das gethan hatte, weckte er ſeine Kameraden auf, und ſprach: Steht ſchnell auf, es iſt Zeit, daß ein Jeder ſeinen Traum ſage. Da ſprach der Erſte: Ihr Lieben, ich habe einen wunderbaren Traum geſehen, eine goldene Leiter, welche vom Himmel auf die Erde herabging: auf dieſer ſtiegen die Engelein hinauf und hinab, und führten

meine Seele aus meinem Leibe gen Himmel. Als ich dort ankam, ſah ich den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, und ſo viel Fröhlichkeit war in meiner Seele, und nie hat ein Auge geſehen, noch ein Ohr gehöret, was ich da vernommen habe. Und das iſt mein Traum. Da ſprach der Zweite: auch ich ſah, wie Teufel mit eiſernen und feurigen Werkzeugen mir die Seele aus dem Leibe riſſen, mich mißhandelten und ſprachen: ſo lange Gott im Himmel regiert, wirſt Du an Dieſem Orte bleiben. Der Dritte aber ſagte: höret meinen Traum. Mir kam es vor, als wenn ein Engel zu mir käme und ſagte: Theuerſter, willſt Du ſehen, wo Deine Kameraden ſind? Ich antwortete: ei wohl Herr. Wir haben unter uns ein Brod zu theilen, ich fürchte, ſie ſind mit dem Brode davongelaufen. Jener aber ſprach: nein, dieß iſt nicht der Fall, das Brod liegt neben uns, folge mir. Da führte er mich zu der Himmelspforte, und ich ſteckte meinen Kopf ſeinem Gebote nach unter das Thor und erblickte Dich; es kam mir vor, als wenn Du gen Himmel entführt würdeſt nnd auf einem goldenen Throne ſäßeſt, und viele treffliche Weine und Speiſen vor Dir hätteſt. Und der Engel ſprach zu mir: ſiehe Dein Geſell lebt in Ueberfluß unter lauter Freuden und Speiſen, und wird dort in Ewigkeit bleiben, denn wer einmal in das Himmelreich gekommen iſt, der kann nie wieder heraus gehen. Komm Du nun mit mir, ich will Dir zeigen, wo Dein anderer Kamerad iſt. Als ich ihm aber gefolgt war, da führte er mich an das Höllenthor, und da erblickte ich Dich, ſo wie Du geſagt, in der ſchwerſten Pein. Und da Dir täglich Brod und Wein

in großer Menge aufgetragen wurde, da fragte ich Dich o liebſter Geſell, es gefällt mir nicht, daß Du in ſolcher Pein liegſt. Du aber antworteteſt mir: ſo lange Gott im Himmel regiert, werde ich hier verbleiben, denn ich habe es verdient: ſtehe alſo ſchnell auf und iß das ganze Brod, denn fürder wirſt Du weder mich noch unſern Geſellen ſehen. Ich aber, als ich das geſehen hatte, ſtand auf und verzehrte das Brod, wie Du geſagt hatteſt.

Hundertundſiebentes Capitel.

Von dem Gedächtniß an den Tod und wie man ſich nicht an zeitlichen Gütern ergötzen dürfe.

Es ſtand einſt in der Stadt Rom eine Bildſäule auf ihren eigenen Füßen wie ein Menſch, und hielt die Hand ausgeſtreckt, auf dem Mittelfinger aber ſtand geſchrieben: hier ſchlage ein. Dieſe Bildſäule ſtand aber alſo ſchon ſeit langer Zeit, und weil nun Niemand wußte, was das bedeuten ſolle: hier ſchlage ein, ſo wunderten ſich Viele darüber und kamen immer wieder zu der Statüe, um ſich dieſe Schrift wieder anzuſehen, allein ſie gingen Alle wieder unverrichteter Sache hinweg, denn ſie verſtanden jene Aufſchrift durchaus nicht. Nun gab es aber einen gewiſſen ſcharfſinnigen Kleriker, der, wie er von der Bildſäule gehört hatte, ſich viel Mühe gab ſie zu ſehen, und als er ſie endlich erblickt und die Aufſchrift: „hier ſchlage ein“ geleſen hatte, und gerade die Sonne auf das Standbild

ſcheinen ſah, ſo folgte er dem Schatten, welchen derjenige Finger warf, welcher ſprach: „hier ſchlage ein,“ nahm gleich eine Hacke und ſchlug in einer Entfernung von drei Fuß in die Erde und fand einige Stufen, welche unter die Erde hinabgingen. Der Kleriker aber freuete ſich nicht wenig, ſtieg die Stufen hinab und fand unter der Erde einen prächtigen Palaſt, in deſſen Hofhalle er trat. Darin erblickte er einen König und eine Königin und viele Edele, welche an einer Tafel ſaßen, und ringsherum war der ganze Saal voll Menſchen. Alle aber waren mit koſtbaren Gewändern angethan, indeſſen ſprach Keiner von Allen auch nur ein einziges Wort zu ihm. Er ſah ſich um und erblickte in einem Winkel einen koſtbaren, polirten Stein, welcher Karfunkel heißt, von dem das ganze Haus ſein Licht erhielt. Dem Karfunkel gegenüber ſah er aber in einem andern Winkel einen Mann ſtehen, welcher in ſeiner Hand einen Bogen hielt, und mit einem Pfeile in Bereitſchaft ſtand loszuſchießen, und auf der Stirne deſſelben ſtand geſchrieben: ich bin der, der ich bin: Niemand kann meinem Bogen entgehen, und vorzüglich nicht jener Karfunkel, der ſo herrlich glänzt. Wie das der Kleriker ſah, wunderte er ſich, trat aber dann in ein Gemach, und fand daſelbſt herrlich ſchöne Frauen in Purpur und Pelzwerk gekleidet, welche arbeiteten, aber kein Wort zu ihm ſprachen. Nach dieſem trat er in einen Pferdeſtall, traf darin Pferde und Eſel, aber gerade ſo wie alle Andern, denn wie er ſie berührte, ſchienen ſie ſich wie Steine anzufühlen. Hierauf beſuchte er alle Wohngemächer des Palaſtes, und fand Alles, was ſein Herz begehrte. Nachher aber

trat er, wie früher, in die Hofhalle, dachte an's Weggehen und ſprach bei ſich in ſeinem Herzen: heute habe ich wunderliche Dinge erblickt, und Alles, was mein Herz begehrte, konnte es hier finden. Indeſſen wird über das, was ich geſehen habe, Niemand meinen Worten glauben, darum iſt es gut zum Beweis der Wahrheit etwas von hier mitzunehmen. Er ſchaute alſo auf die obere Tafel und erblickte goldene Trinkgeſchirre und koſtbare Meſſer, ging alſo an den Tiſch und nahm einen Becher und ein Meſſer weg, um es mit zu nehmen. Sobald er es aber in ſeinen Buſen geſteckt hatte, richtete die Bildſäule, welche mit einem Bogen und Pfeil in einem Winkel ſtand, ihren Pfeil gegen den Karfunkel, durchſchoß ihn und zerſchmetterte ihn in viele Stücke. Alsbald aber ward die Halle finſter wie die Nacht, und der Kleriker ward, als er das ſah, ganz traurig und konnte den Ausweg wegen der allzugroßen Dunkelheit nicht wieder finden, und mußte ſo in dem Palaſte eines elenden Todes ſterben.

Hundertundachtes Capitel.

Von dem getreuen Halten ſeines Verſprechens.

Es gab einſt einen Kaiſer, in deſſem Reiche zwei Räuber lebten, die mit einander einen Bund gemacht hatten, daß keiner den andern in der Noth verlaſſen, ſondern daß ein jeder für den andern ſein Leben einſetzen ſollte, und dieſe verübten mit einander vielerlei Uebelthaten, ſo-

wohl Diebſtähle als Mordthaten. Nun begab es ſich einmal, daß der eine ohne den andern, und in der Abweſenheit deſſelben, bei einem Diebſtahle gefangen und in Feſſeln in einen Kerker geworfen wurde. Wie das ſein Geſelle, der andere Räuber hörte, kam er zu ihm und ſprach: mein lieber Geſelle, ſage mir auf's Wort, durch welches wir mit einander verbunden ſind, was ſoll aus Dir werden? Jener antwortete aber: wie es mir vorkommt, muß ich des Todes ſterben, weil ich bei'm Stehlen ergriffen worden bin: wenn Du alſo nur das thun willſt, was ich Dir ſagen werde, werde ich Dir ſehr verpflichtet ſeyn. Ich habe eine Frau, eine Familie und auch ganz kleine Kinder: über dieſe habe ich noch nichts feſtgeſetzt, auch nichts über mein Vermögen, ſo Du nun den Richter befragen wollteſt, ob Du für mich im Gefängniß bleiben dürfteſt, bis ich nach Hauſe gehen und über meine Frau und Familie und über mein Gut eine Anordnung werde treffen können, will ich zur rechten Zeit wieder hier ſeyn und Dich erlöſen. Jener antwortete aber: das will ich treulich erfüllen. Er machte ſich alſo zum Richter auf und ſprach: Herr, mein Freund iſt gefangen worden und liegt im Kerker, ſo daß er, wie ich denke, dem Tode nicht entgehen mag. So es Euch nun gefällig iſt, hätte ich an Euch nur eine einzige Bitte, nehmlich daß Ihr ihm geſtattet nach ſeinem eigenen Hauſe zu gehen, um vor ſeinem Tode noch über ſeine Frau und Familie zu verfügen. Indeſſen will ich, damit Ihr über ihn ſicher ſeyn könnt, an ſeiner Stelle im Gefängniß bleiben, bis er zurück kommt. Darauf erwiderte der Richter: an dem und dem Tage wird über ihn

und Die Andern Gericht gehalten werden: wenn er nun aber an diesem Tage nicht zurückkehrt, was wirst Du dann antworten? Jener aber versetzte: Herr, ich will Dir jegliche Sicherheit, welche Dir beliebt, geben, und wenn er nicht kommt, um seiner Willen den Tod leiden. Darauf sprach der Richter: wir wollen Deine Bitte erhören, jedoch so, daß wir Dich im Gefängniß halten, bis jener zurückkehrt. Und jener antwortete: also ist es mir recht. Hierauf ließ der Richter diesen in's Gefängniß stecken, den Andern aber frei seine Straße ziehen. Der aber ging nach Hause und traf seine Anordnungen wegen seiner Frau, Kinder und Familie, und hielt sich bis zum dritten Tage daselbst auf, an welchem alle Missethäter vor dem Richter gebracht wurden. Unter den Uebrigen ward auch der, welcher so bereitwillig für seinen Freund in's Gefängniß gegangen war, ihm statt seines Freundes vorgeführt, der Richter aber sprach zu ihm: wo ist denn Dein Freund, der heute zurückkommen, Dich erlösen und retten sollte? Und jener entgegnete: Herr, wie ich hoffe, wird er nicht ausbleiben. Der Richter aber wartete lange, ob er vielleicht komme, allein er kam nicht. Alsbald fällte er den Spruch, man solle jenen zum Galgen führen, und also geschah es. Wie er nun zum Galgen gekommen war, da sprach der Richter zu ihm: mein Lieber, rechne es Dir allein, nicht aber mir zu, daß Du jetzt sterben mußt: Du hast ja gesagt, Dein Freund werde kommen und Dich erlösen. Jener aber antwortete: Herr, weil ich sterben muß, so bitte ich Euch inständigst, daß ich vor meinem Tode noch einmal anklopfen darf. Der Richter aber entgegnete: was soll denn das

für ein Anklopfen seyn? Der aber antwortete: ich will, bevor ich sterbe, noch drei Mal laut rufen. Und jener sagte: mir ist's recht, worauf jener mit lauter Stimme anfing zu rufen, zum ersten, zweiten und dritten Mal. Dabei sah er sich rings um und sah in der Ferne einen Mann behenden Laufes herbei eilen und sprach zu dem Richter: schiebe meinen Tod noch auf, denn siehe ich sehe einen Mann kommen: vielleicht ist es mein Geselle, der mich heute noch erlösen wird. Wie aber der Richter jenen kommen sah, wartete er, und siehe sein Gesell langte an und sprach: o Herr, ich bin der, welcher über seine Güter verfügt hat und für den sein Freund unterdessen in Todesgefahr schwebte: laß jenen jetzt ungehindert weggehen, denn ich bin bereit für meine Sünden den Tod zu leiden. Da sah ihn der Richter scharf an und sprach: mein Lieber, sage mir, warum Ihr einander so treu seyd. Und Jener erwiderte: Herr, von unserer Kindheit an hat jeder von uns dem andern das Wort gegeben, ihn in Allem getreu zu seyn; das ist die Ursache, warum er meine Stelle vertreten hat, bis ich mein Haus bestellt hatte. Der Richter aber sprach: weil die Sache so ist, so erlasse ich Dir die Hinrichtung, seyd mir treu, und Ihr könnt für die Zukunft bei mir bleiben: ich will in Allem aus meinen Mitteln für Euere Nothdurft sorgen. Jene aber antworteten: Herr wir geloben Euch vollständig unsere Treue. Also nahm sie der Richter zu Gnaden an, und Alle lobten ihn, daß er so voll Erbarmen gegen sie gewesen war.

Hundertundneuntes Capitel.

Die der Teufel reich macht, die täuſcht er und führt ſie wegen ihrer Habſucht in's Thal Gehenna.

Es lebte einſt ein Schmied in einer am Meere gelegenen Stadt: der war ſehr geitzig und ſchlecht. Er hatte aber viel Geld zuſammengebracht und damit einen Stamm angefüllt, welchen er vor Aller Augen an's Feuer ſtellte, ſo daß Niemand Verdacht ſchöpfen konnte, daß derſelbe Geld enthielte. Nun begab es ſich aber einmal, daß während Alle im Schlafe lagen, das Meer in's Haus trat, ſo daß der Stamm mit dem Gelde zum Schwimmen kam. Wie nun das Meer wieder zurück trat, nahm es den Stamm mit fort, und ſo ſchwamm derſelbe auf dem Meere viele Meilen weit, bis er an eine Stadt kam, in welcher ein Mann wohnte, der eine gemeine Herberge hielt. Dieſer Mann ſah, als er in der Frühe aufſtand, den Stamm und zog ihn an's Land, weil er meinte, er ſey nichts weiter als ein Stück Holz, welches von irgend Jemandem hineingeworfen oder zurück gelaſſen worden ſey. Nun war aber dieſer Mann ſehr freigebig und wohlthätig gegen Arme und Fremde: es begab ſich daher eines Tages, daß Reiſende in ſeinem Hauſe einkehrten und es gerade ſehr kalt war. Der Wirth zerhieb alſo mit ſeiner Axt das Holz, und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm geſpalten

hatte, fand er das Geld und freute ſich ſehr, legte es aber in Verwahrung, ob nicht vielleicht irgend wer käme, dem es gehörte, und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied aber zog von Stadt zu Stadt um ſein Geld zu ſuchen, und kam auch zu der Stadt und der Herberge jenes Wirthes, der den Stamm gefunden hatte. Wie er nun erwähnte, daß er einen Stamm verloren habe, und ſein Wirth dieſes hörte, ſo merkte er, daß dieſem das Geld gehöre. Er dachte alſo bei ſich: ich will jetzt eine Probe machen, ob es der Wille Gottes iſt, daß ich ihm das Geld zurückgebe. Der Wirth ließ alſo drei Paſteten von Brodteig machen, die eine füllte er mit Erde, die zweite mit Todtengebeinen, die dritte aber mit dem Gelde an, welches er in dem Stamme gefunden hatte. Wie er das gemacht hatte, ſprach er zu dem Schmied: wir wollen drei gute Paſteten verzehren, die aus dem beſten Fleiſche, welches ich habe, bereitet ſind: Du kannſt nehmen, welche Du willſt, immer wirſt Du genug haben. Der Schmied aber hob eine nach der andern auf, fand daß die mit Erde angefüllte Paſtete ſchwerer war und wählte ſie, und ſprach hierauf zu dem Wirthe: wenn ich mehr bedarf, werde ich mir noch jene zweite ausleſen, und dabei legte er ſeine Hand auf die mit Todtengebeinen gefüllte Paſtete. Die dritte magſt Du für Dich behalten. Wie das der Wirth ſah, ſprach er in ſeinem Herzen: jetzt ſehe ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht iſt, daß dieſer Elende ſein Geld bekommt. Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu ſich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Paſteten und ſprach: ſiehe, Du elender Kerl, hier

iſt Dein Geld, welches ich Deinen Händen überlieferte: Du aber haſt lieber die Paſteten mit Erde und Todtengebeinen gewählt, und das iſt gut, weil es Gott nicht gefällt, daß Du jenes Geld wieder bekommſt. Sogleich vertheilte er vor ſeinen Augen das ganze Geld unter die Armen, und ſo ging der Schmied wieder mit großer Beſtürzung ſeiner Wege.

Hundertundzehntes Capitel.

Von der wunderſamen Berufung der auf Irrwegen Wandelnden und dem frommen Troſt der Niedergeſchlagenen.

Einſt herrſchte ein Kaiſer, Namens Trajanus, in deſſem Reiche ein Ritter lebte, der Placidus hieß, und von Seiten des Kaiſers zum Kriegsoberſten beſtellt war. Der ließ ſich nun die Werke der Barmherzigkeit ſehr angelegen ſeyn, war aber dem Götzendienſt ergeben. Er hatte aber eine Frau, welche demſelben Cultus zugethan aber auch eben ſo barmherzig war, als er ſelbſt: mit dieſer zeugte er zwei Söhne, welche er, zufolge ihrer edlen Geburt, köſtlich erziehen ließ, und weil er nun eifrig die Werke der Mildthätigkeit betrieb, ſo verdiente er auf den Weg der Wahrheit und des Lichts geführt zu werden. Wie er nun eines Tages das Waidwerk übte, traf er auf ein Rudel Hirſche, unter denen er einen erblickte, der ſchöner und größer war als die übrigen, ſich von der Geſellſchaft der andern abſonderte, und in einen weit ausgedehn-

ten Wald entſprang. Während nun die übrigen Ritter ſich mit den andern Hirſchen beſchäftigten, verfolgte Placidus mit aller Anſtrengung jenen, und bemühte ſich ihn zu fangen. Wie er nun aus allen Kräften nacheilte, lief endlich der Hirſch eine hohe Bergſpitze hinan, und als Placidus näher kam, dachte er bei ſich in ſeiner Seele darüber nach, wie er ihn nun auf eine andere Weiſe nicht fangen könne. Als er jedoch den Hirſch genau anſah, bemerkte er zwiſchen ſeinen Geweihen die Form des heiligen Kreuzes, das mehr als das Sonnenlicht ſelbſt leuchtete, und das Bild Jeſu Chriſti, welches durch den Mund des Hirſches gerade wie einſt durch die Eſelin Bileams mit folgenden Worten zu ihm ſprach: o Placide, was verfolgſt Du mich: ich bin Deiner wegen Dir hier in der Geſtalt eines Hirſches erſchienen: ich bin Chriſtus, den Du, ohne es ſelbſt zu wiſſen, verehrſt: Dein Almoſen iſt bis zu mir heraufgeſtiegen, und deshalb bin ich gekommen, daß ich durch den Hirſch, welchen Du jagteſt, Dich ſelbſt erzeugen möge. Andere ſagen jedoch, daß das Bild, welches zwiſchen den Geweihen dieſes Hirſches erſchien, ſelbſt dieſe Worte vorbrachte. Als das Placidus hörte, wurde er von großer Furcht ergriffen, ſtürzte vom Roß auf die Erde herab, und erſt nach einer Stunde wieder zu ſich gekommen, ſtand er von der Erde auf und ſprach: entdecke mir, was Du ſagen willſt, ſo will ich an Dich glauben. Da ſprach Chriſtus: ich bin Chriſtus, Placide, der den Himmel und die Erde erſchaffen hat: der ich das Licht entſtehen ließ und es von der Finſterniß ſchied: der ich die Tages- und Jahreszeiten und Jahre beſtimmte, den Men-

ſchen aus einem Erdenkloß bildete, der ich zum Heil des Menſchengeſchlechts auf Erden in Fleiſchesgeſtalt erſchien, der ich gekreuzigt und begraben wurde und am dritten Tage wieder auferſtand. Wie das Placidus hörte, fiel er zum andern Male zur Erde nieder und ſprach: Herr, ich glaube, daß Du das Alles gemacht haſt und die Irrenden bekehrſt. Und der Herr ſprach zu ihm: wenn Du an mich glaubſt, ſo gehe zum Biſchoff dieſer Stadt und laß Dich taufen. Ihm aber antwortete Placidus: willſt Du Herr, daß ich dieſes eben ſo auch meiner Frau und meinen Kindern kund thue, auf daß auch dieſe an Dich glauben. Der Herr aber ſprach: verkündige es ihnen, damit auch ſie, gleich wie Du, gereinigt werden mögen: Du aber komm am morgenden Tage wieder hierher, damit ich Dir zum zweitent Male erſcheine und Dir was da kommen ſoll, vollſtändiger eröffnen kann. Wie alſo Placidus nach Hauſe zurückgekehrt war und ſeiner Frau im Bette dieſe Sache verkündigte, da rief ſeine Frau aus: mein Herr, auch ich habe ihn in der vergangenen Nacht erblickt, wie er alſo zu mir ſprach: morgen wirſt Du und Dein Mann und Deine Söhne zu mir kommen, und jetzt habe ich ihn wieder erkannt, weil Du ſelbſt es auch erfahren haſt. Sie machten ſich alſo noch um Mitternacht zu dem Biſchoff der Stadt Rom auf den Weg, der ſie mit großer Freude taufte und den Placidus Euſtachius nannte, ſeine Frau aber Theosbyta und ſeine Söhne Theosbytus und Agapitus. In der Frühe des andern Morgens aber begab ſich Euſtachius nach ſeiner Gewohnheit auf die Jagd, und als er an jene Stelle gekommen war, ließ er ſeine Begleiter unter dem Vor-

wande Wild aufzuſpüren aus einander gehen, und erblickte alsbald an demſelben Orte wiederum die Geſtalt ſeines erſten Geſichts, er fiel zur Erde nieder und ſprach: Herr, ich bitte Dich demüthiglich, daß Du mir offenbaren mögeſt, was Du Deinem Knechte verſprochen hatteſt. Darauf ſprach der Herr zu ihm: Heil Dir Euſtachi, daß Du das Bad meiner Gnade empfangen, und alſo den Teufel überwunden haſt, und ſo den, der Dich betrogen hatte, nieder in den Staub trateſt. Bald aber wird Dein Glaube an den Tag kommen, denn der Teufel, den Du verlaſſen haſt, wird gegen Dich wüthen, und waffnet ſich gegen Dich auf allerlei Weiſe. Du mußt alſo viel leiden, auf daß Du die Krone des Sieges erringeſt, Du mußt Vieles erdulden, auf daß Du von der hohen Eitelkeit der Welt erniedrigt und wiederum mit geiſtigen Schätzen erhöht werdeſt. Falle alſo nicht wieder von mir ab und blicke nicht auf Deine vorige Herrlichkeit, denn in Verſuchungen mußt Du Dich als einen zweiten Hiob erweiſen. Sage mir alſo, ob Du die Verſuchungen gleich jetzt beſtehen willſt, oder erſt am Ende Deines Lebens. Euſtachius aber ſprach zu ihm: Herr, wenn es ſo ſeyn muß, ſo befiehl, daß der Verſucher jetzt zu mir trete: verleihe mir aber die Tugend der Geduld. Der Herr aber ſprach: ſeyd immerhin tapfer, weil meine Gnade Eure Seelen behüten wird. Und alſo ſtieg der Herr gen Himmel auf und Euſtachius kehrte nach Hauſe zurück und meldete Alles ſeiner Frau wieder. Wenige Tage nachher aber ergriff eine todbringende Peſt alle ſeine Knechte und Mägde und tödtete Alle: kurz darauf fielen alle ſeine Pferde und all ſein Vieh auf einmal, einige Böſewichte aber, welche ſich jetzt die Gelegenheit zum Rauben abpaßten,

drangen zur Nachtzeit in ſein Haus ein, trugen Alles, was ſie fanden, hinweg und plünderten alles Silber und Gold und andere Dinge im ganzen Hauſe: und er ſelbſt mit ſeiner Frau und Kindern dankte Gott dafür, daß er nackt entfliehen konnte. Da ſie nun aber fürchteten, von den Leuten verſpottet zu werden, ſo zogen ſie nach Aegypten, und ihr ganzes Beſitzthum ward durch dieſe Räuberei jener Böſewichter auf nichts herabgebracht, der König aber und der ganze Senat kümmerte ſich ſehr wegen des ſo wackern Kriegsoberſten, weil ſie gar keine Zeichen von ihm entdecken konnten. Wie aber jene unterwegs waren, kamen ſie an's Meer, und als ſie daſelbſt ein Schiff antrafen, fingen ſie an daſſelbe zu beſteigen. Allein der Beſitzer deſſelben, als er bemerkte, daß die Frau des Euſtachius ſehr ſchön war, wünſchte ſie zu beſitzen, und da ſie übergeſetzt waren, verlangte er von ihnen ſein Fährgeld, und weil ſie nichts zum Bezahlen hatten, gebot er die Frau, welche er bei ſich zu haben wünſchte, nicht ziehen zu laſſen. Wie das Euſtachius hörte, wollte er ſich dieſes durchaus nicht gefallen laſſen, allein wie er noch ſo widerſprach, da winkte der Schiffsherr ſeinen Leuten, ſie ſollten ihn in's Meer ſtürzen, auf daß er ſo zu dieſer Frau kommen könnte. Als das Euſtachius gewahr wurde, verließ er traurig ſeine Frau, nahm ſeine beiden Kinder und ging ſeufzend hinweg, indem er alſo ſprach: wehe mir und Euch, denn Eure Mutter hat ſich einem fremden Manne überliefert. Er gelangte aber an einen Strom, über welchen er wegen der großen Menge Waſſers, die er enthielt, nicht mit beiden Knaben zugleich zu ſetzen wagte, ſondern ließ einen

am Ufer zurück und trug nur den andern hinüber: wie er aber über den Strom geſetzt hatte, legte er das Kind, welches er auf ſeinem Rücken hinüber getragen hatte, auf die Erde, und eilte das andere zu holen. Wie er aber bis in die Mitte des Stromes gekommen war, ſiehe da lief ein reißender Wolf vorbei, raubte den Knaben, welchen er dort abgeſetzt hatte, und entfloh mit ihm in den Wald. Während der aber noch weglief, kam ein Löwe und raubte auch den andern Knaben und lief mit ihm weg, ſo daß er, weil er nicht im Stande war ihn zu verfolgen, mitten im Fluſſe anhob ſeine Bruſt zu zerſchlagen und ſein Haar auszuraufen, ſich auch in das Waſſer ſtürzen wollte, wenn ihn nicht die göttliche Fürſehung daran gehindert hätte. Einige Hirten aber, welche geſehen hatten, wie jener Löwe den Knaben forttrug, verfolgten ihn mit ihren Hunden, und der Löwe warf durch Fügung Gottes den Knaben unverletzt von ſich und entlief. Indeſſen hatten auch Ackerleute, welche hinter dem Wolfe herſchrien, den andern Knaben unbeſchädigt aus dem Rachen deſſelben befreit, und da beide Theile, die Hirten und die Ackerleute, aus einem Dorfe waren, ſo erzogen ſie die Knaben bei ſich. Davon wußte aber Euſtachius nichts, ſondern ging weinend und klagend weiter, alſo ſprechend: wehe mir, der ich vorher ſo kräftig wie ein Baum war, jetzt bin ich gänzlich von Allem entblößt. Weh mir, ich, der ich gewohnt war von einer Menge Krieger umgeben zu ſeyn, bin jetzt ganz allein und darf nicht einmal meine Knaben bei mir behalten. Ich beſinne mich Herr, daß Du zu mir ſagteſt, ich müſſe wie Hiob verſucht wer-

den, ſiehe aber, mir geht es viel ſchlimmer wie dem Hiob: denn wiewohl jener von Allem, was ſein war, entblößt war, hatte er doch noch Miſt, auf welchem er ſitzen konnte. Mir dagegen iſt von allem Dieſen gar nichts geblieben. Er beſaß Freunde, welche Mitleid mit ihm hegten, ich aber hatte nur Feinde, wilde Thiere, welche meine Söhne raubten. Ihm wurde ſeine Frau gelaſſen, mir aber iſt ſie genommen worden. Verleihe mir Herr jetzt Ruhe in meinem Trübſal und bewache meinen Mund, auf daß ſich nicht mein Herz zu böslichen Worten verleiten laſſe und ich von Deinem Anblick verſtoßen werde. Als er alſo geſprochen hatte, ging er mit Thränen zu einem Dorfe und hütete daſelbſt um Lohn funfzehn Jahre lang die Schaafe der daſigen Einwohner. Seine Söhne aber wurden mittlerweile in einem andern Dorfe erzogen und wußten nicht, daß ſie Brüder waren. Jener Schiffer aber behielt zwar die Frau des Euſtachius bei ſich, erkannte ſie aber nicht, ſondern hinterließ ſie ſogar unberührt, als er ſein Leben beſchloß. Der Kaiſer aber und das römiſche Volk wurden unterdeſſen von ihren Feinden gar ſehr beläſtigt, und indem ſie des Euſtachius gedachten, wie wacker der gegen ſie gefochten hatte, wurden ſie immer trauriger wegen ſeines plötzlichen Verſchwindens. Der Kaiſer ſchickte nun viele Ritter nach allen Weltgegenden aus und verhieß Allen, die ihn finden würden, Reichthümer und Ehrenſtellen. Einige aber von den Soldaten, welche einſt unter Placidus gedient hatten, kamen gerade zu dem Dorfe, in welchem er ſich aufhielt, und wie Placidus vom Felde kam und ſie gewahr wurde, erkannte er ſie ſogleich an ihrem Gange und fing an zu

ſeufzen und beſtürzt zu werden, indem er der Würde gedachte, die er einſt beſeſſen hatte, und ſprach in ſeinem Herzen: Herr, ſo wie ich diejenigen, welche einſt mit mir geweſen ſind, gegen meine Erwartung jetzt erblickt habe, ebenſo verleihe mir meine Gattin wieder zu ſehen, denn von meinen Söhnen weiß ich, daß ſie von wilden Thieren gefreſſen worden ſind. Da drang eine Stimme zu ihm, welche alſo ſprach: habe Vertrauen, Euſtachi, denn Du wirſt bald Deine Würde wieder beſitzen und Deine Frau und Söhne wieder bekommen. Wie er aber den Soldaten in den Weg kam, erkannten ſie ihn nicht, grüßten ihn aber und fragten, ob er nicht einen Fremden Namens Placidus, der eine Frau und zwei Söhne habe, kenne. Der aber ſagte, er wiſſe nichts von ihnen, aber auf ſeine Bitten nahmen ſie ihre Herberge bei ihm, und Placidus wartete ihnen auf; weil er aber ſeiner früheren Stellung gedachte, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten, ging aber hinaus und wuſch ſein Geſicht, und wartete ihnen zurückgekehrt wieder auf. Jene aber betrachteten ihn und ſprachen zu einander: wie ähnlich iſt doch dieſer Menſch dem, welchen wir ſuchen; ein Anderer aber antwortete und ſprach: er iſt ihm ſehr ähnlich, laßt uns ihn alſo beobachten, ob er das Zeichen einer Narbe am Kopfe hat, welche von einer Wunde herrührt, die er einſt in der Schlacht erhielt: wahrhaftig, er iſt es ſelbſt. Und da ſie ihn anſahen und an dem Zeichen ſahen, daß er es ſelbſt ſey, welchen ſie ſuchten, ſo erkannten ſie ihn auf der Stelle, ſprangen auf ihn zu, küßten ihn und fragten ihn nach ſeiner Frau und Kindern. Er aber ſagte ihnen, es ſeyen

ſeine Söhne todt und ſeine Frau werde ihm vorenthalten. Es eilten nun aber alle Nachbarn zu dieſem Schauſpiele herbei, indem jene Krieger von ſeiner Tapferkeit und früherem Ruhme erzählten: nachher aber eröffneten ſie ihm des Kaiſers Gebot und bekleideten ihn mit koſtbaren Gewändern. Sie gelangten aber nach einer Reiſe von funfzehn Tagen zum Kaiſer, der, wie er von ſeiner Ankunft hörte, ihm alsbald entgegen eilte und ihm den Friedenskuß gab. Hierauf erzählte er Allen nach der Reihe Alles, was ihm begegnet war, ward hierauf ſogleich zu der Wohnung des Kriegsoberſten geführt und wurde aufgefordert dieſelbe Stelle, welche er früher beſeſſen hatte, wiederum zu bekleiden, und nachdem er die Soldaten gezählt und gefunden hatte, daß ihrer nur wenige gegen ſo viele Feinde ſeyen, befahl er Rekruten in allen Städten und Dörfern zuſammen zu bringen. Nun begab es ſich aber, daß auch für jenes Dorf, in welchem ſeine Söhne erzogen wurden, ausgeſchrieben wurde, man ſolle zwei junge Leute zu Soldaten ſtellen; alle Bewohner jenes Ortes aber bezeichneten dem Kriegsoberſten jene beiden Jünglinge als paſſender, denn alle Andere für den Krieg. Er ſah ſich alſo jene zwei jungen Leute an, und da er ſie feingebildet und von guten Sitten fand, ſie ihm alſo gar ſehr wohl gefielen, ſo ſtellte er ſie mit unter die Erſten in die Schlachtlinie, und zog alſo in die Schlacht. Nachdem alſo die Feinde geſchlagen worden waren, ließ er ſeine Soldaten drei Tage an demſelben Orte, wo ſeine Frau ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, ausruhen, wo denn ſeine Söhne zu ihr in's Quartier kamen, ob ſie gleich natürlicher Weiſe nicht

wußten, daß es ihre Mutter war. Wie ſie nun um Mittag bei einander ſaßen und ſich unterhielten, erzählten ſie ſich gegenſeitig von ihren Kinderjahren, die Mutter jener Jünglinge aber, welche ihnen gegenüber ſaß, hörte aufmerkſam mit an, was ſie einander erzählten. Es ſprach aber der Aeltere zum Jüngeren: ich kann mich aus meiner Kindheit auf weiter nichts beſinnen, als daß mein lieber Vater ein Kriegsoberſter und meine Mutter eine ſehr ſchöne Frau war und zwei Söhne hatte, mich und einen kleinen Bruder, der aber ebenfalls ſehr ſchön ausſah: einſt nahmen uns unſere Eltern, mich und meinen Bruder, und gingen bei Nacht aus meinem väterlichen Hauſe heraus und beſtiegen beide mit einander ein Schiff, nahmen uns aber beide mit, ich weiß jedoch nicht, wohin ſie gehen wollten; wie wir aber das Schiff verließen, blieb meine Mutter, ich weiß nicht warum, auf der See zurück, unſer Vater aber trug uns beide fort, weinte aber beſtändig, wie er aber an einen gewiſſen Strom kam, da ſetzte er mit meinem jüngern Bruder über und ließ mich am Ufer des Fluſſes zurück. Wie er aber zurückkehrte, um mich abzuholen, kam ein Wolf und raubte jenen Knaben, und noch ehe er ſich mir nähern konnte, kam auch hier ein Löwe aus dem Walde, ſchleppte mich fort und entführte mich mit ſich in ſeinen Wald. Einige Hirten entriſſen mich aber dem Rachen des Löwen und zogen mich auf ihrem Gute auf, wie Du ſelbſt weißt, ſo daß ich nicht wiſſen kann, was aus meinem Vater und Bruder geworden iſt. Wie das der jüngere Bruder hörte, fing er an zu weinen und zu ſagen: ſo wahr Gott lebt, wie ich höre, bin ich Dein

Bruder, weil die, welche mich erzogen haben, mir ſagten, wie ſie mich aus dem Rachen eines Wolfes befreit hätten. Alſo fielen Beide einander in die Arme, küßten ſich und fingen an zu weinen, ihre Mutter aber, welche das mit anhörte und bedachte, wie ſie ſo richtig ihr Schickſal erzählt hatten, dachte lange bei ſich nach, ob das ihre Söhne ſeyn könnten. Am andern Tage aber ging ſie zu dem Kriegsoberſten, bat um Gehör und ſprach zu ihm: Herr, ich flehe Dich an, daß Du mich zu meiner Vaterſtadt zurückbringen läſſeſt: denn ich bin aus dem Römerlande und hier fremd. Wie ſie das ſagte, ward ſie an ihm Merkmale ihres Gatten gewahr, und da ſie ihn erkannte und nicht mehr an ſich halten konnte, fiel ſie ihm zu Füßen und ſprach: Herr, ich bitte Dich, mir Dein früheres Leben zu erzählen, denn ich glaube, Du biſt Placidus, der Kriegsoberſte, der mit ſeinem andern Namen Euſtachius heißt, den der Heiland bekehrt hat, und der nun die Verſuchung beſtanden hat, dem ich als ſeine Frau auf dem Meere entführt worden, aber vor jeglicher Verderbniß bewahrt worden bin, und der zwei Söhne Agapitus und Theosbytus hatte. Wie das Euſtachius hörte, und als er ſie genauer betrachtet hatte, erkannte, daß ſie ſeine Gattin ſey, vergoß er Freudenthränen, küßte ſie und preiſete Gott, der die Niedergeſchlagenen alſo zu tröſten wiſſe. Darnach ſprach aber ſeine Frau zu ihm: Herr, wo ſind unſere Söhne? Er aber antwortete: ſie ſind von wilden Thieren geraubt worden, und erzählte ihr, wie er ſie verloren hatte. Sie aber ſprach: ich danke dem Herrn, denn ich meine, daß wie Gott es uns verliehen hat uns einander wieder zu

finden, er uns auch das Glück gewähren wird, unſere Söhne wieder zu erkennen. Jener aber ſprach: ich habe Dir ja geſagt, daß ſie von wilden Thieren gefreſſen worden ſind. Sie aber entgegnete: als ich am geſtrigen Tage in meinem Garten ſaß, habe ich zwei Jünglinge auf eine ſolche Weiſe von ihren Kinderjahren erzählen hören, daß ich glaube, es müſſen unſere Söhne ſeyn: frage ſie ſelbſt, damit ſie es Dir ſagen. Euſtachius aber rief ſie zu ſich, und als er von ihnen die Geſchichte ihrer Kindheit vernommen hatte, da erkannte er, daß ſie ſeine Söhne waren, er und ihre Mutter fielen ihnen um den Hals, weinten gar ſehr und küßten ſie wiederholt, und das ganze Heer freute ſich über ihr Wiederfinden und über die Beſiegung der Feinde. Wie ſie aber zurückkehrten, da hatte es ſich zugetragen, das Trajanus geſtorben war und ihm Hadrianus, der weit ſchlechtere Thaten verübte, auf dem Throne folgte, und ſie für den gewonnenen Sieg und die Wiederfindung der Frau und Kinder köſtlich aufnahm und ein großes Gaſtmahl zurichten ließ. Am andern Tage aber zog er nach dem heidniſchen Götzentempel, um daſelbſt wegen des Sieges über die Barbaren ein Opfer zu bringen. Wie aber der Kaiſer ſah, daß Euſtachius weder wegen des Sieges noch wegen der Wiederfindung der Seinigen opfern wollte, ermahnte er ihn, er ſolle doch auch ein Opfer bringen. Der aber antwortete: ich verehre als meinen Gott Jeſus Chriſtus, und ihm allein diene und opfere ich. Darüber aber entbrannte der Zorn des Kaiſers und er ließ ihn ſammt ſeiner Frau und Kindern in die Rennbahn bringen und einen grimmigen Löwen auf ihn loslaſſen.

Allein der Löwe lief zwar auf ſie zu, aber als beis er ſie an, wich er wieder mit demüthig geſenktem Haupte von ihnen zurück. Darauf ließ der Kaiſer einen ehernen Ochſen erhitzen und befahl ſie lebendig hineinzuſtecken, dieſe Heiligen aber verrichteten ihr Gebet und befahlen ſich Gott, worauf ſie in den Ochſen hineingingen und daſelbſt ihre Seelen dem Herrn zurückgaben. Drei Tage nachher wurden ſie aber in Gegenwart des Kaiſers wieder aus dem Ochſen herausgenommen und ſo durchaus unbeſchädigt befunden, daß der Dampf des Feuers weder ihre Haare noch ſonſt irgend etwas an ihnen berührt hatte. Die Chriſten aber trugen ihre Körper hinweg und bargen ſie an einem ſehr bekannten Orte, wo ſie eine Kapelle erbauten. Jene ſtarben aber den Märtyrertod unter Hadrianus, der den Thron beſtieg um das Jahr des Herrn 120 den erſten November, oder wie Andere ſagen, den zwanzigſten September.

Hundertundeilftes Capitel.

Wie man die anvertraute Heerde hüten und bewahren müſſe.

Ein gewiſſer Edler beſaß eine weiße Kuh, die er aus zwei Gründen ſehr werth hielt. Der erſte lag darin, daß ſie weiß war, der andere, weil ſie beſtändig Ueberfluß an Milch hatte. Nun verordnete aber dieſer Edle, die Kuh ſolle zwei goldene Hörner erhalten, und dachte bei ſich darüber nach, wem er wohl die Kuh zur Bewachung über-

geben könnte. Nun lebte aber damals gerade ein Mann, der Argus hieß, in Allem wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte. Dieſer Edle ſandte alſo einen Boten an den Argus, er ſolle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen. Wie der aber gekommen war, ſprach er zu ihm: ich vertraue Dir meine Kuh mit goldenen Hörnern zur Bewachung an, und ſo Du ſie gut hüten wirſt, will ich Dich zu großem Reichthum empor bringen: wenn aber die Hörner geſtohlen werden, mußt Du des Todes ſterben. Argus aber nahm die Kuh ſammt den Hörnern und führte ſie mit ſich, zog mit derſelben jeden Tag auf die Weide, bewachte ſie ſorgſam und brachte ſie bei Anbruch der Nacht wieder nach Hauſe. Nun gab es aber damals einen gewinnſüchtigen Menſchen, Namens Merkurius, der aber ſehr erfahren in der Muſik war und die Kuh durchaus zu beſitzen wünſchte, und darum oft zu dem Argus kam, um die Hörner von ihm durch Bitten oder Geld zu erhalten. Argus hielt aber in ſeiner Hand einen Hirtenſtab, auf den er ſich zu ſtützen pflegte, und ſprach zu ſeinem Stocke, als wenn er die Perſon ſeines Herrn vor ſich hätte: Du biſt mein Herr, ich will in dieſer Nacht zu Dir auf Deine Burg kommen: Du ſprichſt zu mir, wo iſt meine Kuh mit ihren Hörnern? ich antworte: die Kuh iſt da, hat aber keine Hörner mehr, denn als ich im Schlafe lag, hat ſie ein Räuber entwendet. Du aber ſagſt: o Du elender Kerl, haſt Du nicht hundert Augen? wie iſt es möglich, daß alle ſchliefen und ein Räuber die Hörner ſtehlen konnte? Dieß iſt eine Lüge, alſo biſt Du ein Kind des Todes. So ich aber ſage: ich habe ſie verkauft, bin ich nicht we-

niger in den Augen meines Herrn dem Tode verfallen. Darauf ſprach er zum Merkurius: gehe Deiner Wege, denn Du ſollſt nichts erhalten. Merkurius aber entfernte ſich und kam am andern Tage als Tonkünſtler mit ſeinem Inſtrumente wieder. Wie er aber zurückgekehrt war, fing er an nach Art der Schauſpieler dem Argus Spaß vorzu machen und dazu ſehr viel zu ſingen, bis zwei Augen deſſelben anfingen einzuſchlafen. Dann entſchliefen bei ſeinem Geſange noch zwei andere Augen, und ſo immer fort eins nach dem andern, bis der Schlaf alle überwältigt hatte. Wie das Merkurius gewahr ward, hieb er dem Argus das Haupt ab, und raubte die Kuh ſamt ihren goldenen Hörnern.

Hundertundzwölftes Capitel.

Von der Heilung der Seele durch die Arznei des himmliſchen Arztes, durch die Einige geheilt werden, aber Andere nicht.

Einſt regierte ein König Gorgonius, der eine ſchöne Frau nahm, welche ſchwanger von ihm wurde und ihm einen Sohn gebar. Der Knabe aber wuchs heran und wurde von Allen geliebt. Wie er aber zehn Jahr alt war, da ſtarb ſeine Mutter und wurde mit allen nur möglichen Ehren beſtattet. Nach dieſem aber nahm der König auf den Rath vieler ſeiner Diener eine zweite Frau, die aber den Sohn ſeiner erſten Gemahlin nicht liebte, ſondern ihm vielen Schimpf anthat. Wie dieſes aber der

König gewahr wurde und ſich ſeiner Gemahlin angenehm machen wollte, verſtieß er ſeinen Sohn aus ſeinem Lande. Sein verbannter Sohn aber befliß ſich der Arzneikunde und kam ſo weit darin, daß er ein großer und vollkommener Arzt wurde. Wie nun aber der König hörte, daß ſein Sohn ſolche Fortſchritte in ſeiner Wiſſenſchaft gemacht hatte, freute er ſich ſehr, und es begab ſich innerhalb kurzer Zeit, daß der König in eine ſchwere Krankheit verfiel und einen Brief an ſeinen Sohn ſchickte, er ſolle ohne weiteren Verzug zu ihm kommen und ihn von ſeiner Krankheit befreien. Als aber der Sohn den Willen ſeines Vaters erfuhr, kam er zu ſeinem Vater und heilte ihn vollſtändig. Darum flog ſein Ruf durch das ganze Reich. Nachher ward ſeine Stiefmutter, die Königin auf den Tod krank, und aus allen Weltgegenden wurden Aerzte herzugeholt, die ihr aber alle das Leben abſprachen. Wie das der König erfuhr, ward er ſehr traurig und bat ſeinen Sohn dringend, er ſolle ſie heilen. Der Sohn aber ſprach, ich will Euere Bitte nicht erfüllen. Darauf ſprach der König: ſo will ich Dich aus meinem Lande treiben. Darauf entgegnete der Sohn: wenn Ihr alſo thut, ſo handelt Ihr unrecht an mir. Mein Vater und mein beſter Erzeuger, es iſt Euch wohl bekannt, daß Ihr mich, Euren Sohn, auf den Antrieb jenes Weibes aus Euerem Lande gewieſen habt. Nun war aber meine Entfernung, lieber Vater, die Urſache Euerer Schmerzen und Euerer Krankheit, und meine Gegenwart iſt der Grund der Schmerzen und des Unwohlſeyns der Königin, nehmlich meiner Stiefmutter: darum will ich ſie nicht kuriren, ſondern mich lieber von

ihr entfernen. Jener ſprach aber alſo zu ſeinem Sohne: Deine Stiefmutter, die Königin, hat dieſelbe Krankheit, die ich Dein Vater gehabt habe, und mich haſt Du vollſtändig geheilt, heile alſo ebenſo auch Deine Stiefmutter. Darauf entgegnete der Sohn ſeinem Vater: mein geliebter Vater, ob es gleich dieſelbe Krankheit iſt, ſo haſt Du doch nicht dieſelbe körperliche Conſtitution wie ſie. Alles was ich für Dich gethan habe, haſt Du als angenehm und erfolgreich angenommen, und ſobald ich Deinen Palaſt betrat, und Du mich erblickteſt, warſt Du auch ſchon geheilt. Dagegen befindet ſich meine Stiefmutter ſchlecht, ſobald ſie mich ſieht: wenn ich ſpreche, nimmt ihr Schmerz zu, wenn ich ſie anrühre, geräth ſie außer ſich, und darum iſt für die Heilung der Kranken nichts beſſer, als ihnen zu geben was ſie wünſchen und wornach ſie Verlangen tragen. Alſo machte ſich der Sohn durch ſolche und ähnliche Vorwände los und die Stiefmutter mußte ſterben.

Hundertunddreizehntes Capitel.

Von dem geiſtigen Kampfe und der Vergeltung für den Sieg.

Der reiche Adonias herrſchte einſt, der Turniere und Waffenſpiele ſehr liebte: weshalb er ein Turnier ausrufen ließ, bei welchem ein Jeder, der es beſſer als Andere mache, von dem Könige einen würdigen Lohn erhalten ſolle. Wie das ſeine Edeln und Fürſten hörten, kamen ſie zum Turniere zuſammen, und der König befahl, es

ſollten ſich die Ritter unter einander theilen; darum ſtellte er auf die eine Seite eine beſtimmte Anzahl und eben ſo viele auf die andere auf. Jene aber, welche zuerſt in Ordnung geſtellt worden waren, legten ihre Schilde und Waffen an einem dazu beſtimmten Platze in einer Reihe nieder. Nun befahl der König, daß wer von der andern Seite den Schild des Andern mit ſeiner Lanze berühren würde, mit dem ſolle der, deſſen Schild berührt worden ſey, ein Rennen abhalten und ein dazu bereits ausgewähltes Mädchen ſolle ihn waffnen: und alſo ſolle er gegen den Andern kämpfen, und ſo er den Andern im Waffenſpiele beſiegen würde, ſolle ihm die Krone des Königs aufgeſetzt werden und er an der königlichen Tafel ſitzen. Wie das nun ein gewiſſer Ritter erfuhr, ſo betrachtete er ſich genau alle Schilder, und er ward eins gewahr, auf welchem drei goldene Aepfel angebracht waren; weil er nun dieſes durchaus haben wollte, ſo berührte er dieſes Schild. Der Andere aber, dem das Schild gehörte, ließ ſich alsbald von der Jungfrau waffnen, ſtieg auf den Kampfplatz hinab und kämpfte mit ihm, aber bei dieſem Spiele hieb er dem, welcher ſein Schild berührt hatte, den Kopf ab und erhielt den verdienten Lohn.

Hundertundvierzehntes Capitel.

Von der Befreiung des Menſchengeſchlechts aus der Höllengrube.

Es gab einſt einen König, in deſſem Reiche ein Armer wohnte, der jeden Tag in einen Wald ging um Holz

zu ſammeln, durch deſſen Verkauf er ſich Nahrung und Kleidung verſchaffen konnte. Nun begab es ſich eines Tages, daß er mit ſeinem Eſel in den Wald zog und zufällig in ein Dickigt gerieth, wo er in eine Grube fiel, aus der er nicht wieder herauskommen konnte. In dieſer Grube war aber ein ſchrecklicher Drache, der die ganze Grube innerlich mit ſeinem Schwanze umgab: es waren aber in derſelben Grube noch viele Schlangen am obern Theile derſelben, in der Tiefe, oder vielmehr in der Mitte derſelben, befand ſich ein runder Stein, zu welchem alle Schlangen jeden Tag hinabkrochen und ihn beleckten: nachher aber beleckte auch der Drache den Stein auf ähnliche Weiſe. Wie das der arme Mann bemerkte, dachte er bei ſich: ich bin nun ſchon viele Tage in dieſer Grube ohne Nahrung, und wenn ich keine Speiſe bekomme, werde ich Hungers ſterben: ich will alſo zu dem Steine gehen und ihn belecken, wie es die Schlangen und der Drache gemacht haben. Er begab ſich alſo zu dem Steine, fing an zu lecken und fand an ihm jeglichen guten Geſchmack, den nur ſein Herz begehrte, und er ward davon ſo erquickt, als wenn er alle Speiſen der Welt gegeſſen oder getrunken hätte. Innerhalb weniger Tage aber erhob ſich ein großes und furchtbares Donnerwetter, ſo daß alle Schlangen, eine nach der andern herauskrochen: wie aber keine Schlange mehr in dem Brunnen übrig war, da ſchickte ſich auch der Drache an aus der Grube zu fliegen, und der arme Mann erhaſchte, als er das gewahr wurde, den Schweif deſſelben. Der Drache aber nahm ihn mit in die Höhe und ſchleuderte ihn ein großes Stück weit von der Grube auf die

Erde: da blieb derselbe aber mehrere Tage ohne im Geringsten zu wissen, wie er aus dem Walde kommen solle. Indessen begab es sich, daß mehrere Kaufleute kamen und ihn aus dem Walde heraus auf den rechten Weg brachten. Er aber freute sich sehr, kehrte in die Stadt zurück und verkündete Allen, wie es ihm gegangen war, starb aber gleich nachher.

Hundertundfunfzehntes Capitel.

Wie Christus für unsere Versöhnung in den Tod gegangen ist.

Es gab einst einen Kaiser, der einen Wald besaß, in diesem befand sich ein Elephant, dem durchaus Niemand zu nahe zu kommen wagte. Wie das der Kaiser hörte, befragte er seine Philosophen und weisen Männer über die Natur des Elephanten. Diese antworteten und sagten, daß der Elephant reine Jungfrauen sehr gern habe. Wie das der Kaiser vernahm, ließ er zwei anständige und schöne Mädchen, welche er in seinem Reiche hatte und süß zu singen wußten, aufsuchen. Es fanden sich also zwei Jungfrauen, die schön und anständig genug zu seyn schienen. Diesen ließ der Kaiser ihre Kleider ausziehen und sie nackt in den Wald gehen. Eine von ihnen nahm ein Becken mit, die andere aber ein Schwert, und also gerüstet begaben sie sich hinein. Bei ihrem Eintritt in den Wald fingen sie an süß zu singen, und wie das der Elephant hörte, ging er zu ihnen und fing an ihnen die Brust zu

lecken, die Jungfrauen aber ſangen immer fort, bis der Elephant im Schooße der einen Jungfrau einſchlief. Wie aber die andere Jungfrau ſah, daß der Elephant im Schooße ihrer Begleiterin eingeſchlafen ſey, tödtete ſie ihn mit ihrem Schwerte, und die Jungfrau, in deren Schooße der Elephant geſchlafen hatte, füllte ein Becken mit ſeinem Blute an und alſo kehrten ſie zum Kaiſer zurück. Derſelbe aber freuete ſich ſehr und ließ ein Purpurkleid und vieles Andere aus ſelbigem Blute machen.

Hundertundſechzehntes Capitel.

Von der Liebe Gottes, mit welcher er uns alle auf gleiche Weiſe umfängt, bis wir ihn durch unſere Sünden gering achten.

Einſt war Pipinus König, der ein ſehr ſchönes Mädchen heirathete, welches von ihm ſchwanger wurde und einen feinen Knaben gebar, aber bei deſſen Geburt ſtarb. Er heirathete nun eine andere und zeugte auch mit ihr einen Knaben. Er ſchickte nunmehr beide Knaben in entfernte Länder, um ſie dort aufziehen zu laſſen. Es waren ſich aber dieſe Beiden in Allem ähnlich; wie nun aber eine geraume Zeit vorüber war, da wünſchte die Mutter des zweiten Sohnes ihr Kind zu ſehen und bat den König, daß ſie ihren Knaben ſehen dürfte. Der König aber geſtand es ihr zu und beſtellte einen Boten nach ſeinen beiden Söhnen. Wie aber die Knaben angelangt waren, waren ſie ſich in allen Stücken gleich, und obgleich der

zweite als ein Jahr jünger und weniger alt hätte von geringerer Größe ſeyn ſollen, ſo war er doch nichts deſtoweniger eben ſo groß als der andere, wie es oft zu gehen pflegt. Zufällig waren auch beide dem Vater an Geſicht und an Gleichheit des Körpers und Charakters ähnlich, ſo daß die Königin durchaus nicht wußte, welcher von beiden ihr Sohn war. Sie verlangte alſo von dem Könige genau zu wiſſen, welcher von ihnen ihr Sohn ſey, der König aber wollte es ihr nicht angeben. Wie ſie das hörte, weinte ſie bitterlich, aber der König, wie er das hörte, ſprach zu ihr: weine nicht, dieſer hier iſt Dein Sohn, und dabei zeigte er ihr den Sohn, den er von ſeiner erſten Frau bekommen hatte. Als das die Königin hörte, freuete ſie ſich ſehr und wendete ſogleich ihre ganze Sorge auf die Erziehung dieſes Sohnes, und that mit ihm nicht anders, als wenn es ihr eigener Sohn geweſen wäre. Als aber der König dieſes bemerkte, ſprach er zu ihr: wie laſſet Ihr Euch doch hintergehen. Der da iſt nicht Euer Sohn, ſondern nur einer von dieſen iſt es. Jene aber ſprach: warum handelſt Du ſo an mir? Zeige mir ihn, ich bitte Dich. Und jener verſetzte: nein, das will ich nicht, und zwar aus folgendem Grunde: hätte ich Dir die Wahrheit geſagt, ſo würdeſt Du nur Deinen eigenen zweiten Sohn lieb haben wollen und den andern haſſen: deshalb will ich, daß Du beide gleich liebſt und erziehſt. Wenn ſie aber zum männlichen Alter gekommen ſeyn werden, dann will ich Dir die Wahrheit eröffnen, über welche ſich Dein Herz freuen wird. Wie das die Königin hörte, erzog ſie dieſelben, bis ſie zum männlichen

Alter gelangt waren. Als ſie nun aber durch den König erfuhr, welcher von ihnen ihr Sohn ſey, freuete ſie ſich über alle Maßen, und alſo beſchloſſen ſie im Frieden ihr Leben.

Hundertundſiebzehntes Capitel.

Von den verſtockten Sündern und denen, ſo ſich nicht bekehren mögen und ihrer Beſtrafung nach dem beſtimmten Gerichte.

Einſt lebte ein Kaiſer Friedericus, der ein Geſetz gab, daß ſo Jemand eine Jungfrau entführe und ſie ein Anderer aus den Händen ihres Räubers befreien könne, der ſolle ſie, ſo es anders der Jungfrau recht ſey, zur Frau bekommen. Nun begab ſich der Fall, daß ein gewiſſer gottloſer Raubritter eine Jungfrau entführte, ſie zu einem Walde ſchleppte und daſelbſt ihre Unſchuld raubte. Sie aber erhob ein lautes Geſchrei, und ein Ritter, edel von Geſchlecht und That, ritt zufällig durch denſelben Wald, vernahm die Stimme der Jungfrau, ſpornte ſein Roß und gelangte bis zu ihr. Er befragte ſie alſo um den Grund ihres Geſchreis, und ſie antwortete ihm: o mein Herr, helfet mir um Gottes Willen: jener Raubritter hat mich mit Gewalt entführt, meine Unſchuld geraubt und ſich auch vorgenommen mich nach allen Dieſem noch umzubringen. Der Räuber aber ſprach: Herr, das iſt meine Frau, ich habe ſie bei'm Ehebruch getroffen, und darum bin ich geſonnen ſie zu tödten. Jene aber entgeg-

nete: Herr, dem iſt nicht ſo: niemals war ich die Gemahlin irgend Jemandes, und niemals bin ich verunreinigt worden, außer daß mir heute durch dieſen da meine Unſchuld geraubt worden iſt. Darum kommt mir zu Hülfe, denn die Zeichen meiner Jungfräulichkeit ſind noch in dieſem Augenblicke an mir. Der Ritter aber ſprach zu dem Raubritter: ich ſehe deutlich an dieſem Frauenzimmer die Zeichen, daß ſie eine Jungfrau war: Du aber haſt ſie mit Gewalt entführt und entehrt, ich will ſie alſo aus Deinen Händen befreien. Darauf antwortete ihm der Tyrann: ſo Du ſie frei machen willſt, will ich um ſie gegen Dich kämpfen. Alsbald ſtritten ſie Beide gegen einander und gaben ſich harte Hiebe, allein der Ritter behielt den Sieg, ob er wohl ſchwer verwundet wurde. Als der Ritter aber den Sieg gewonnen hatte, ſprach er zu dem Mädchen: iſt es Dir recht, daß ich Dich zur Frau nehme? Sie aber erwiderte: dieß wünſche ich von ganzem Herzen, und ich gebe Dir darauf mein Wort. Wie ſie ſich aber mit einander verſprochen hatten, ſprach der Ritter zu dem Mägdlein: Du wirſt jetzt einige Tage auf meinem Schloſſe bleiben; mittlerweile will ich zu meinen Eltern ziehen und das Nöthige zu unſerer Vermählung beſorgen, dann aber werde ich zu Dir zurückkehren und Dich mit großer Feierlichkeit mir antrauen laſſen. Sie aber erwiderte: Herr ich bin bereit Deinem Willen in Allem Gehorſam zu leiſten. Alſo nahm der Ritter Abſchied von ihr und ſie machte ſich nach dem Schloße auf den Weg. Während aber der Ritter ſich außerhalb ſeines Vaterlandes befand, um das Nöthige zu ſeiner Vermählung anzuordnen, kam

der Raubritter an das Schloß dieſes Ritters, worin ſich das Mägdlein befand, und klopfte an die Pforte deſſelben. Sie aber ſchlug ihm den Eintritt ab, der Raubritter aber begann ihr viele Verſprechungen zu machen, als wolle er ſie auf ehrenvolle Weiſe zur Frau nehmen, und ſie, welche ſeinen Worten Glauben ſchenkte, ließ ihn ein, und Beide ſchliefen die Nacht über bei einander. Nach einem Monate kehrte indeſſen der Ritter zurück und klopfte an das Thor ſeiner Burg, aber das Mägdlein gab keine Antwort. Wie er aber dieſes gewahr wurde und vernahm, ward ihm ſeine Seele verbittert und er ſprach alſo zu ihr: o gutes Mägdlein, erinnere Dich, wie ich Dich vom Tode gerettet habe und Du mir deshalb Dein Wort gegeben haſt; rede gutes Mädchen und zeige mir Dein Antlitz. Als jene aber das hörte, öffnete ſie ein Fenſter und ſprach: ſiehe, hier bin ich, ſage mir jetzt, was Du willſt. Er aber erwiderte: ich wundere mich über Dich, daß Du nicht weißt, was und wie viel ich für Dich gethan habe: ich habe aus Liebe zu Dir viele Wunden bekommen, und wenn Du mir nicht glauben willſt, will ich Dir meinen Leib zeigen. Mit dieſen Worten legte er ſeine Kleider ab und ſprach: hierher ſiehe, meine Theuerſte, die mancherlei Wunden, die ich für die Erhaltung Deines Lebens davongetragen habe, wolle alſo darum nicht undankbar gegen mich ſeyn, ſondern öffne mir das Thor, auf daß ich Dich zu meinem lieben ehelichen Gemahl annehmen kann. Sie aber wendete ihr Geſicht vom Thore weg und wollte ihm dieſes nicht aufthun, der Ritter aber verklagte ſie bei dem Richter und führte zu ſeinem Gunſten jenes Geſetz an, indem er hinzuſetzte, wie

er ſie befreit hätte und was für Wunden er aus Liebe zu ihr ausgehalten habe und wie er ſie alſo zur Frau verlange. Wie das der Ritter hörte, ſchickte er nach ihrem Entführer, und als derſelbe gekommen war, ſprach er zu ihm: haſt Du dieſes Frauenzimmer geraubt und hat ſie dieſer Ritter durch ſeine Tapferkeit Deinen Händen entriſſen? Jener aber antwortete: allerdings, mein Herr. Ihm entgegnete der Richter: alſo iſt ſie dem Geſetze zufolge nach ihrem eigenen Willen die Frau desjenigen, der ſie aus Deiner Gewalt befreit hat. Weswegen haſt Du Dich alſo mit der Frau eines Andern eingelaſſen? Erſtlich indem Du ſein Schloß ohne ſein Vorwiſſen betreten haſt, zweitens haſt Du das Bett eines Andern geſchändet und drittens haſt Du auch die Frau deſſelben einen ſo großen Zeitraum hindurch in Beſchlag genommen; was haſt Du hierauf zu antworten? Jener aber verſtummte. Der Richter wendete ſich aber nunmehr zu dem Weibe und ſprach: o Mägdlein, Du biſt durch zweifaches Recht die Frau dieſes Ritters: erſtlich weil er Dich aus den Klauen Deines Entführers geriſſen hat, zweitens aber, weil Du ihm Dein Wort verpfändet haſt. Warum haſt Du alſo nach dieſen Allem das Thor ſeiner Burg einem Andern als Deinem eigenen Manne geöffnet und ihn eingelaſſen? Sie aber konnte hierauf nichts antworten. Alsbald fällte der Richter das Urtheil, daß Beide an den Galgen gehenkt werden ſollten, und alſo geſchah es; Alle aber prieſen den Richter, daß er einen ſolchen Spruch gethan hatte.

Hundertundachtzehntes Capitel.

Von Trug und Liſt.

Es zog einſt ein Ritter in das Land Aegypten und dachte darüber nach, wem er ſein Geld laſſen möchte. Er fragte alſo, ob irgend eine treue Perſon daſelbſt wäre, der er ſein Vermögen aufzubewahren geben könnte, und hörte, es gebe einen gewiſſen alten Mann daſelbſt: zu dieſem ging er, um ihm tauſend Talente zu überliefern, und machte ſich nachher auf den Weg. Wie er nun aber ſeine Reiſe beendigt hatte, kehrte er zu dem zurück, welchem er ſeine Talente anvertraut hatte, und verlangte das ihm anvertraute Gut zurück. Jener aber, ganz voller Schlauheit, verſicherte ihn nie geſehen zu haben. Als ſich nun der Ritter getäuſcht ſah, ward er ſehr traurig und bat ihn flehentlich alle Tage mit vielerlei Schmeichelreden, er möchte ihm doch ſein Eigenthum wiedergeben. Der Betrüger aber fuhr ihn an und verbot ihm, weiter noch dergleichen darüber mit ihm zu reden, oder auch wieder zu ihm zu kommen. Als nun jener traurig davon ging, begegnete er einer alten Frau, die in Pilgerkleider gehüllt war und in der Hand einen Stab trug. Dieſe unterſtützte er, damit die im Wege liegenden Steine nicht ihre Füße verletzten, und als ſie ihn alſo weinen ſah und erkannte, daß er ein Ausländer ſey, rief ſie ihn von Mitleid bewegt zu ſich und fragte ihn, was ihm begegnet ſey. Jener aber erzählte ihr Alles nach der Reihe, wie er von jenem

Greiſe betrogen worden ſey. Dieſe aber verſetzte: Freund, wenn das, was Du mir da ſagſt, wahr iſt, will ich Dir einen vernünftigen Rath geben. Jener aber ſprach: Gott iſt mein Zeuge, daß es wahr iſt. Sie ſagte darauf: bringe mir aus Deinem Lande einen Mann, deſſen Rede und That man Glauben beimeſſen kann. Er aber ſtellte ihr einen treuen Menſchen, und als der herbeigeſchafft war, befahl ihm die Alte zehn Kiſten zu kaufen, äußerlich mit künſtlichen Farben bemalt und mit Eiſen beſchlagen und mit verſilberten Schlöſſern verſehen, und befahl ſie mit Steinen anzufüllen. Der Ritter aber that ſo, wie ihm das Weib befohlen hatte, und wie das Weib Alles bereit ſah, ſprach ſie: jetzt müßt Ihr mir einige Männer verſchaffen, die mit mir und Deinem Geſellen zu dem Hauſe des Betrügers gehen und die Kiſten hintragen. Es müſſen dieſe aber einer nach dem andern in einer langen Reihe kommen, und ſobald er zu uns hereingetreten iſt und ſich bei uns niedergelaſſen hat, dann komme getroſt herein und fordere Dein Geld: ich aber vertraue zu Gott, daß Du Dein Geld wieder bekommen wirſt. Hierauf ging die Frau mit des Betrogenen Geſellen zu dem Hauſe des Betrügers und ſprach: Herr, dieſer Ausländer iſt bei mir eingekehrt und gedenkt in ſein Vaterland zurück zu kehren: zuerſt aber ſucht er irgend einem rechtlichen und treuen Menſchen ſein Geld, welches in dieſen zehn Kiſten iſt, bis zu ſeiner Rückkehr zu übergeben, und ich bitte Dich Du mögeſt es doch um Gottes und meiner Willen in Deinem Hauſe aufheben. Denn ich habe es gehört und weiß es, daß Du rechtlich und treu biſt, und wünſche nicht, daß das

Geld von einem Andern, als von Dir allein aufbewahrt werden möchte. Als ſie noch ſprach, ſiehe da trat der erſte Sclave herein und brachte eine Kiſte, und wie das der Betrüger ſah, glaubte er, daß das, was die Alte geſprochen hatte, wahr ſeyn müſſe. Nach dieſem trat auch der Ritter herein, wie es ihm das alte Weib befohlen hatte. Wie aber der Betrüger denſelben erblickte, fürchtete er, daß wenn dieſer jetzt ſein Geld verlange, ihm der Andere ſeine Schätze nicht zum Aufbewahren anvertrauen werde, ging ihm daher entgegen und ſprach ſchmeichelnd zu ihm: Freund, wo warſt Du denn? komm und nimm Dein Geld, was Du ſchon ſo lange meiner Treue anvertraut haſt. Der Ritter aber nahm ſein Geld und dankte Gott und dem alten Weibe. Wie aber die Alte Solches gewahr wurde, ſtand ſie auf und ſprach: Herr, ich und dieſer Mann wir wollen nach den andern Kiſten gehen und uns beeilen zurück zu kehren, Du aber warte bis wir wieder kommen und bewahre wohl, was wir bereits gebracht haben. Alſo bekam der Ritter durch das alte Weib ſein Geld wieder.

Hundertundneunzehntes Capitel.

Von Allem, was da lebet auf Erden, iſt der Menſch am undankbarſten gegen empfangene Wohlthaten.

Es hatte einſt ein König einen Seneſchall über ſein Reich geſetzt, deſſen Herz ſo von Hochmuth geſchwollen und aufgeblaſen war, daß er Alle drückte und auf ſeinem

Wink Alles geſchehen mußte. Nun war nahe bei dem kaiſerlichen Palaſte ein Wald mit wilden Thieren ganz angefüllt und er befahl, daß in demſelben verſchiedene Gruben gemacht und mit Blättern zugedeckt würden, auf daß die wilden Thiere unverſehens in dieſelben fallen möchten und alſo gefangen würden. Nun begab es ſich aber, daß der Seneſchall einſt durch dieſen ſelbigen Wald ritt und er in ſeines Herzens Tiefen hochfahrend war und dachte, daß Niemand im ganzen Reiche größer ſey denn er. Als er aber immer weiter fort ritt, da fiel er in ſo eine Grube und konnte nicht wieder heraus kommen. An demſelben Tage fiel aber nachher noch ein Löwe, ein Affe und drittens eine Schlange in dieſelbe Grube. Wie aber der Seneſchall ſich von dieſen Beſtien umgeben ſah, fürchtete er ſich und ſchrie laut. Es hörte aber ſein Geſchrei ein armer Mann Namens Guido, der mit ſeinem Eſel Holz aus dem Walde führte, womit er ſich ſeinen Unterhalt verdiente, und kam an die Grube. Dieſem verſprach er viele Schätze, wenn er ihm heraushelfen würde. Guido aber ſprach: mein Beſter, ich habe nichts zu leben, darum leſe ich Holz, und wenn ich dieſes mein Tagewerk liegen laſſen wollte, würde ich zu Schaden kommen. Darauf verhieß ihm der auf ſein Wort, er wolle ihn von ſeinem Reichthum verſorgen, wenn er ihm heraushelfen würde. Als nun Guido dieſes vernommen hatte, ging er zur Stadt und brachte von da ein langes Seil mit, welches er in die Grube hinab ließ, auf daß ſich der Seneſchall daſſelbe umgürtete und er ihn ſo herausziehen könnte. Kaum war daſſelbe aber hinabgelaſſen, ſo ſprang der Löwe

nach dem Seile und wurde herausgezogen, worauf er ihm ſeine Dankbarkeit bezeigte und in den Wald lief. Alsdann ließ er das Seil zum andern Male in die Grube hinab und ſiehe der Affe ritt auf ihm herauf, worauf ihn Guido hinaufzog und derſelbe in den Wald lief. Nachdem ließ er das Seil wiederum hinab und die Schlange ſchlang ſich um daſſelbe, jener aber zog ſie heraus und dieſe nickte ihm freundlich zu und ging in den Wald. Nun rief der Ritter: o mein Lieber, geſegnet ſey der Höchſte, nunmehr bin ich von den Beſtien befreit, laß jetzt das Seil herab; was auch geſchah. Der Ritter gürtete ſich daſſelbe um und Guido zog ihn heraus, worauf ſie auch noch das Pferd herauszogen, der Seneſchall daſſelbe beſtieg und nach dem kaiſerlichen Palaſte ritt, Guido ſich aber nach Hauſe begab. Wie ihn aber ſeine Frau ſo leer kommen ſah, ward ſie ſehr traurig: er aber erzählte ihr den Hergang der Sache und daß er ſeinen verdienten Lohn erhalten werde, worüber ſich ſeine Frau höchlich freute. Früh aber ging Guido nach dem Schloſſe und ſchickte den Thorwärter zum Seneſchall und ließ ihm ſagen, er ſey da: der aber leugnete bei dem erſten und zweiten Male, daß er ihn jemals geſehen habe, ja befahl noch, daß dieſer ihn, wenn er ſich nicht fortpacken würde, grauſam durchprügeln ſolle: was er auch that, denn als er zum dritten Male wiedergekommen war, da hieb ihn der Pförtner ſo grauſam durch, daß er ihn halb todt auf dem Platze liegen ließ. Wie das Guido's Frau vernahm, kam ſie und brachte ihn auf ihrem Eſel nach Hauſe, er aber lag lange krank und zehrte während ſeines Krankenlagers all ſein

Gut auf, was er beſeſſen hatte. Wie er aber wieder geſund geworden war und eines Tages Holz zuſammen las, da ſahe er von Weitem zehn Eſel mit Gepäck beladen kommen und den Löwen ſie von hinten her verfolgen, der ſie geraden Wegs auf Guido zu trieb. Guido aber ſah ſich den Löwen genau an und beſann ſich alsbald, wie das der Löwe ſein müſſe, den er aus der Grube gezogen hatte. Als aber der Löwe zu ihm herangekommen war, machte er ihm mit ſeiner Tatze ein Zeichen, er ſolle mit den beladenen Eſeln nach Hauſe gehen, was er auch that. Guido aber trieb die Eſel mit ſich in ſein Haus, und der Löwe folgte ihm, bis Guido bei ſeinem Hauſe angelangt war: als aber die Eſel in das Haus hineingeſchritten waren, da wedelte der Löwe mit ſeinem Schwanze Guido einen Gruß zu und eilte in den Wald. Nun ließ Guido in mehreren Kirchen ausrufen, ob Jemand Eſel verloren hätte, aber es fand ſich auch nicht einer, der geſagt hätte, er habe einen eingebüßt. Er ſelbſt aber öffnete die Bündel, welche die Eſel getragen hatten, und fand darin viele Schätze, worüber er ſich nicht wenig freuete und reich wurde. Wie aber Guido am zweiten Tage zum Walde kam und kein eiſernes Werkzeug hatte um Holz zu ſpalten, blickte er über ſich und ſah den Affen, welchen er aus der Grube gezogen hatte, der mit ſeinen Zähnen und Nägeln ſo viel Holz abbrach, daß Guido ohne Mühe ſeinen Eſel belud und nach Hauſe zurückkehrte. Als Guido aber am dritten Tage zum Walde zurückkehrte, da ſah er, wie die Schlange, welche er aus der Grube gezogen hatte, in ihrem Maule einen dreifarbigen Stein getragen brachte: auf

einer Seite war er weiß, auf der andern ſchwarz, auf der dritten roth: ſie öffnete aber ihren Rachen, ließ ihn in ſeinen Schooß fallen und entwich. Guido begab ſich nun mit dem Steine zu einem erfahrenen Manne, der wie er den Stein betrachtete und ſeine Kräfte erkannt hatte, gern hundert Gulden für denſelben gegeben hätte. Guido aber gewann durch die Kraft dieſes Steines viel Güter und brachte es ſogar zu einer Kriegsoberſtenſtelle. Als das der Kaiſer erfuhr, ließ er ihn zu ſich kommen und begehrte den Stein für Geld zu beſitzen, oder er wolle ihn aus ſeinem Lande weiſen. Guido aber ſprach: Herr, ich will den Stein für Geld verkaufen, aber Eins ſage ich Euch gleich, wenn Ihr mir nicht ſeinen Werth bezahlen werdet, wird er wieder zu mir zurückkehren. Hierauf gab ihm der Kaiſer dreihundert Gulden, und doch fand ihn Guido bald wieder in ſeiner Truhe, und händigte ihn dem Kaiſer wieder ein. Der aber wunderte ſich und ſprach: ſage mir, wo Du den Stein her haſt. Nun erzählte ihm jener Alles vom Anfang bis an's Ende, wie der Seneſchall mit dem Löwen, Affen und der Schlange in die Grube fiel, und er ſtatt ſeines Lohnes von dem Seneſchall verwundet wurde, und was er dagegen von dem Löwen, Affen und der Schlange bekam. Wie das der Kaiſer hörte, da bewegten ſich alle ſeine Eingeweide wider den Seneſchall, und er ſprach zu ihm: was iſt das, was ich von Dir höre? Jener aber konnte es nicht leugnen. Hierauf ſprach der Kaiſer zu ihm: Du ſchlechter Menſch, Du haſt Dich undankbar gegen den Guido bewieſen, daß er Dich aus Todesgefahr rettete, und haſt ihn hier halb todt liegen

laſſen. O Du elender Kerl, ſiehe unvernünftige Thiere, wie der Löwe, der Affe und die Schlange haben ihm für ſeine Gutthat ihren Lohn bezahlt, Du aber haſt ihm heute für Gutes Schlechtes erwieſen. Und darum wirſt Du Alles, was Du beſitzeſt, und Deine Würde an Guido geben, und ich befehle, daß Du noch am heutigen Tage an den Galgen gehängt werdeſt. Als dieſes die Vornehmen des Reiches hörten, gefiel ihnen dieſer Spruch wohl, Guido übernahm die Leitung des Reichs und beſchloß ſein Leben in Frieden.

Hundertundzwanzigſtes Capitel.

Von dem feinen Trug der Weiber und der Verblendung der Betrogenen.

Einſt war ein weiſer König Darius, der drei Söhne hatte, welche er ſehr liebte. Wie er aber ſterben wollte, ſetzte er ſein ganzes Erbe ſeinem Erſtgebornen aus, dem zweiten gab er Alles, was er ſich während ſeines Lebens erworben hatte, und dem dritten jüngern Sohne gab er drei koſtbare Spielzeuge, nehmlich einen goldenen Ring, ein Halsband und ein koſtbares Tuch. Der Ring beſaß aber die Eigenſchaft, daß der, welcher ihn an ſeinem Finger trug, ſich die Gunſt Aller dermaßen gewann, daß er von ihnen Alles, warum er ſie bat, bekam. Das Halsband hatte die Kraft, daß der, welcher es auf ſeiner Bruſt trug, Alles was ſein Herz begehrte und was nur zu haben war bekam, und das Tuch endlich hatte das Eigene,

daß wer nur auf demſelben ſaß, und bei ſich irgend wo zu ſeyn wünſchte, gleich da war, wo er ſeyn wollte. Dieſe drei Spielwerke gab er ſeinem jüngſten Sohne: er ſollte aber vorerſt die Wiſſenſchaften treiben, ſeine Mutter aber ſollte ſie ihm aufheben und zur gelegenen Zeit ihm übergeben. Gleich darauf gab der König ſeinen Geiſt auf und ward mit allen Ehren beſtattet. Die beiden erſten Söhne nahmen nun ihre Vermächtniſſe in Beſitz und der dritte Sohn erhielt von ſeiner Mutter den Ring, um ſich auf eine Schule zu begeben. Seine Mutter aber ſprach zu ihm: mein Sohn, erwirb Dir Kenntniſſe und hüte Dich vor den Frauenzimmern, damit Du nicht etwa um Deinen Ring kommſt. Jonathas nahm aber ſeinen Ring, begab ſich auf die Schule und machte gute Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Nach dieſem begegnete ihm eines Tages auf der Gaſſe ein ziemlich hübſches Mägdlein, er ward von Liebe zu ihr ergriffen, nahm ſie mit ſich und bediente ſich ſogleich ſeines Ringes, wodurch er ſich die Gewogenheit Aller erwarb und von ihnen erhalten konnte, was er nur wollte. Das Mägdlein aber, ſeine Geliebte, wunderte ſich, wie er ſo herrlich leben könnte, da er doch kein Geld hatte. Als er daher einſtmals ſehr guter Dinge war, fragte ſie ihn um die Urſache und ſagte, es ſey kein Geſchöpf unter dem Himmel, welches ſie mehr liebe, folglich müſſe er es ihr ſagen. Jener aber, der ſich ihre Bosheit nicht überlegt hatte, ſagte ihr, die Kraft des Ringes ſey ſo und ſo u. ſ. w. Jene aber erwiderte: da Du alle Tage mit Leuten umzugehen pflegſt, ſo könnteſt Du ihn verlieren, darum will ich Dir ihn treulich aufheben. Hier-

auf übergab er ihr ſeinen Ring: da er ihn aber nicht wieder bekommen konnte, weinte er bitterlich, weil er nun nichts mehr zu leben hatte. Er kehrte hierauf zu ſeiner Mutter, der Königin zurück und meldete ihr den Verluſt ſeines Ringes. Jene aber ſprach: mein Sohn, ich habe Dir vorhergeſagt, hüte Dich vor Weibern, ſiehe ich gebe Dir hiermit das Halsband, welches Du ſorgſamer bewahren magſt, denn wenn Du es verlierſt, wirſt Du aller Ehre und Vortheile verluſtig gehen. Jonathas aber nahm das Halsband und begab ſich wiederum auf dieſelbe Schule, und ſiehe da ſeine Geliebte kam ihm am Thore der Stadt entgegen und empfing ihn voller Freude, er aber behielt ſie bei ſich wie zuvor. Er trug nun das Halsband auf der Bruſt und bekam Alles, woran er nur dachte, und ſtellte wie früher viele Schmäuße an und lebte herrlich und in Freuden. Darüber wunderte ſich aber ſeine Geliebte, weil ſie weder Silber noch Gold bei ihm ſah: ſie dachte alſo, er müſſe irgend ein anderes Spielwerk mitgebracht haben, was ſie auch ſchlau von ihm herausbrachte, ſo daß er ihr das Halsgeſchmeide zeigte und ihr deſſen Kräfte mittheilte. Sie aber ſprach zu ihm: Du trägſt das Halsband beſtändig bei Dir: in einer einzigen Stunde könnteſt Du Dir aber ſo viel denken, was für ein Jahr genug wäre, gieb es mir alſo aufzuheben. Jener aber verſetzte: ich fürchte, daß Du, wie Du meinen Ring verloren haſt, ſo auch mein Halsband verlieren könnteſt, und ſo würde ich einen außerordentlichen Verluſt erleiden. Sie aber ſprach, o Herr, durch den Ring habe ich mir ſchon die Kunſt etwas aufzubewahren angeeignet, ich verſpreche

Dir auf's Wort, daß ich das Halsband ſo bewahren will, daß es Niemand von mir forttragen ſoll. Jener aber glaubte ihren Worten und übergab ihr ſein Halsband. Wie aber Alles aufgezehrt war, da verlangte er ſein Halsband, und ſie beſchwor, wie zuvor, es ſey ihr heimlich entwendet worden. Wie das Jonathas hörte, weinte er bitterlich und ſprach: habe ich nicht den Verſtand verloren, daß ich nach dem Verluſt meines Ringes Dir auch noch mein Halsband übergeben habe? Er machte ſich alſo auf den Weg zu ſeiner Mutter und berichtete ihr den ganzen Hergang der Sache. Jene aber betrübte ſich nicht wenig darüber und ſprach zu ihm: o mein lieber Sohn, warum haſt Du Deine Hoffnung auf ein Weib geſetzt, von der Du jetzt ſchon zum zweiten Male hintergangen worden biſt. Du wirſt nunmehr von Allen für dumm geachtet, lerne doch endlich einmal Klugheit, denn ich habe nun nichts mehr als dieſes köſtliche Tuch, welches Dir Dein Vater gegeben hat: wenn Du aber auch dieſes verlierſt, darfſt Du nie wieder zu mir kommen. Jener aber nahm das Tuch und begab ſich wieder auf ſeine Schule und ſeine Geliebte nahm ihn wie zuvor freudig auf. Er aber breitete ſein Tuch aus und ſprach zu ihr: meine Liebe, dieſes Tuch hat mir mein Vater gegeben, und ſie ſetzten ſich beide auf daſſelbe. Jonathas aber dachte bei ſich: o wenn wir doch gleich ſo weit weg und da wären, wo keine Menſchenſeele hinkommt, und alſo geſchah es. Denn ſie befanden ſich am Ende der Welt in einem Walde, der weit entfernt von allen menſchlichen Wohnungen lag. Jene aber ward ſehr traurig und er ſchwur zu Gott, daß er ſie

den wilden Thieren zum Freſſen überlaſſen wolle, wenn ſie ihm nicht ſeinen Ring und ſein Halsband wiedergeben würde; ſie aber verſprach es zu thun, wenn es irgend möglich ſey, und auf das Bitten ſeiner Geliebten ſagte ihr Jonathas die Kraft dieſes Tuches, daß der, welcher darauf wäre und bei ſich dächte, wo er gleich ſeyn wollte, auch alsbald dort wäre. Hierauf ſetzte er ſich ſelbſt auf das Tuch und legte ihren Kopf auf ſeinen Schooß: als er aber anfing einzuſchlafen, zog ſie einen Theil des Tuches, auf dem er ſaß, an ſich und dabei dachte ſie: wäre ich doch an dem Orte, wo ich heute früh geweſen bin, und alsbald geſchah es alſo, und Jonathas blieb ſchlafend in dem Forſte zurück. Wie er aber aus ſeinem Schlafe erwachte und ſah, daß ihm ſein Tuch von ſeiner Geliebten entführt worden ſey, da weinte er bitterlich und wußte nicht, nach welchem Orte er ſich wenden ſollte. Er ſtand alſo auf, und als er ſich durch das Zeichen des Kreuzes geſchützt hatte, machte er ſich auf den Weg nach einer Straße, durch die er zu einem tiefen Gewäſſer gelangte, über welches er ſetzen mußte, welches aber ſo bitter und heiß war, daß es ihm das Fleiſch ſeiner Füße bis auf den Knochen abſengte. Er aber ward ſehr traurig, nahm ein Gefäß voll von dieſem Waſſer und trug es mit ſich hinweg. Als er aber weiter gekommen war, fing er an zu hungern, und da er einen Baum ſah, ſo aß er von deſſen Früchten und bekam alsbald den Ausſatz. Auch von dieſen Früchten ſammelte er ſich einige und nahm ſie mit ſich. Nachher kam er an ein anderes Waſſer, und als er hindurch geſchritten war, hatte daſſelbe das Fleiſch an ſeine Füße wieder zurückge-

bracht: alſo füllte er ſich wieder ein Gefäß an mit dieſem Waſſer und nahm es mit ſich. Als er aber wieder weiter ging, fing er abermals an hungrig zu ſeyn, und da er einen Baum ſah, nahm er einige Früchte deſſelben und verzehrte ſie, und wie er durch die erſte Frucht mit dem Ausſatze behaftet worden war, alſo ward er durch die zweite wiederum davon befreit. Auch von dieſem ſteckte er einige Früchte zu ſich und nahm ſie mit ſich hinweg. Wie er aber immer weiter fürbaß zog, da ſah er ein Schloß vor ſich und es begegneten ihm einige Leute, welche ihn fragten, wer er wäre. Jener aber ſprach: ich bin ein erfahrener Arzt. Hierauf ſprachen ſie: der König dieſes Landes iſt auf jener Burg und hat den Ausſatz: wenn Du ihn von dieſem Uebel zu heilen vermöchteſt, würde er Dir viele Schätze verehren. Jener aber erwiderte: allerdings, das kann ich. Hierauf führten ihn jene zu ihrem König, er gab ihm von der zweiten Frucht zu eſſen, und er ward von ſeinem Ausſatz geheilt, und von dem zweiten Waſſer gab er ihm zu trinken, wodurch er ihm das verlorne Fleiſch wiederbrachte. Alſo gab ihm der König viele Geſchenke, Jonathas aber fand ein Schiff aus ſeiner Stadt daſelbſt und ließ ſich durch daſſelbe dahin bringen. Alsbald ging ein Gerücht durch die ganze Stadt, daß ein großer Arzt angekommen ſey, und da gerade ſeine Geliebte, welche ihm ſeine Spielwerke entwendet hatte, auf den Tod erkrankt war, ſchickte ſie nach dieſem Arzte. Jonathas aber ward von Niemandem erkannt, kannte ſie aber ſehr wohl und ſagte, daß ſeine Medicin keine Wirkung thun könne, wenn ſie ihm nicht zuvor alle ihre Sünden bekannt, und

wenn ſie Jemanden betrogen, dieſem ſein Eigenthum wieder erſtattet hätte. Jene aber bekannte mit lauter Stimme, wie ſie den Jonathas um ſeinen Ring, ſein Halskette und ſein Tuch betrogen und ihn in einer Einöde verlaſſen hätte, um von den wilden Thieren gefreſſen zu werden. Wie jener dieſes hörte, ſprach er: ſaget mir, Dame, wo ſind jene drei Spielzeuge? Jene aber ſprach: in meiner Truhe, und ſie gab ihm die Schlüſſel derſelben, und er fand ſie darin. Jonathas aber gab ihr von der Frucht jenes Baumes zu eſſen, von dem er den Ausſatz bekommen hatte, und von dem erſten Waſſer, welches das Fleiſch von ſeinen Gliedern getrennt hatte, zu trinken, und wie ſie davon gegeſſen und getrunken hatte, vertrocknete ſie ſogleich, fühlte innerliche Schmerzen und ſchrie kläglich auf. Jonathas machte ſich hierauf mit ſeinen Spielwerken zu ſeiner Mutter auf, und das ganze Volk freuete ſich über ſeine Ankunft, er aber erzählte ſeiner Mutter vom Anfang bis zu Ende, wie ihn Gott von vielen böſen Gefahren erlöſt hätte, lebte noch einige Jahre und beſchloß ſein Leben in Frieden.

Hundertundeinundzwanzigſtes Capitel.

Von der Welt Ruhm und Ueppigkeit, wie ſie Viele betrügt und in's Verderben führt.

Es gab einſt einen König, der in einer Stadt zwei Ritter hatte: der eine war alt, der andere jung. Der Alte

war aber reich und nahm ein schönes Mädchen ihrer Schönheit wegen zur Frau, der junge Ritter aber war arm und ehelichte ein reiches altes Weib ihrer Schätze halber, liebte sie aber nicht sonderlich. Nun begab es sich aber einmal, daß der junge Ritter durch das Schloß des alten Ritters zog und die Frau desselben am Fenster an der Sonne saß und lieblich sang. Wie sie aber der Jüngling erblickte, ward er von Liebe zu ihr ergriffen und dachte in seinem Herzen: es würde eine bessere Ehe geben zwischen mir und dieser jungen Frau, als zwischen ihr und ihrem Manne, denn das ist ein alter und kraftloser Greis, und besser wäre es, wenn meine Frau die seinige wäre: und seit dieser Zeit fing er an sie zu lieben und ihr Geschenke zu machen. Die Dame selbst liebte ihn ebenfalls wundersam und ließ, so oft sie nur konnte, ihn zu sich kommen und strebte mit allen Kräften, wenn es möglich wäre, ihn nach dem Tode ihres Mannes zu heirathen. Nun stand aber vor dem Fenster des Schlosses des alten Ritters ein Feigenbaum, auf dem sich jede Nacht eine Nachtigall setzte, welche lieblich sang, und wegen deren Gesang die Dame alle Nächte aufstand, an's Fenster ging und eine lange Zeit daselbst harrte, um den Gesang der Nachtigall zu hören. Wie aber ihr Mann bemerkt hatte, daß sie alle Nächte aufstand, sprach er zu ihr: meine Liebste, was ist denn das für ein Grund, daß Du jede Nacht das Bett verlässest? Sie aber antwortete, daß auf dem Feigenbaum alle Nächte eine Nachtigall sitze, welche so lieblich singe, daß sie aufstehen und ihr zuhören müsse. Wie das der Ritter hörte, stand er frühmorgens auf, ging

mit Pfeil und Bogen zu dem Feigenbaume, tödtete die Nachtigall, riß ihr das Herz aus und bot es ſeiner Gemahlin dar. Wie aber die Dame das Nachtigallherz ſah, weinte ſie bitterlich und ſprach: o meine liebe Nachtigall, Du haſt gethan wie Du mußteſt, ich bin die Urſache Deines Todes: ich will gleich einen Boten zu dem jungen Ritter ſchicken, um ihm die Grauſamkeit meines Mannes zu melden, daß er die Nachtigall umgebracht hat. Wie das der Ritter hörte, da bewegten ſich alle ſeine Eingeweide und er ſprach in ſeinem Herzen: o wenn es dieſem Wüthrich bekannt wäre, eine wie große Liebe zwiſchen mir und ſeiner Frau beſteht, er würde mich noch ſchlechter behandeln. Hierauf waffnete er ſich mit doppelter Rüſtung, ging in das Schloß und tödtete den Alten. Darnach ſtarb aber ſeine Frau bald, und nach dieſem nahm er zu ſeiner großen Freude die Frau des alten Ritters zur Gemahlin, Beide lebten noch lange und beſchloſſen ihr Leben im Frieden.

Hundertundzweiundzwanzigſtes Capitel.

Von den treuloſen Weibern und der Verblendung mancher Prälaten.

Ein gewiſſer Ritter zog von dannen, um die Weinleſe auf ſeinem Weinberge zu halten, ſeine Frau aber, welche meinte, daß er ſich etwas lange daſelbſt aufhalten werde, hatte einen Liebhaber, nach welchem ſie ſchickte, daß er ſchnell zu ihr kommen möchte. Wie nun aber Beide ſich mit einander niedergelegt hatten, da kam ihr Mann,

der Ritter, welcher ſich eine Weinranke in's Auge geſtoßen hatte, und pochte an die Thüre, ſie aber öffnete mit Zittern, verſteckte jedoch zuvor ihren Liebhaber. Als aber der Ritter hereintrat, ſchmerzte ihm ſein Auge ſehr und er befahl das Bett zu rüſten, damit er ſich niederlegen könne: ſeine Frau aber, welche fürchtete, er möchte ihren im Gemach verſteckten Geliebten ſehen können, ſprach zu ihrem Manne: was willſt Du denn ſo ſchnell zu Bette? ſage mir doch, was Dir begegnet iſt. Als jener es ihr aber berichtete, antwortete ſie: laß mich, Herr, etwas anwenden, daß ich das geſunde Auge durch ein Heilmittel kräftige, damit Du nicht etwa durch Deine Krankheit auch noch das andere Auge einbüßeſt. Er aber hielt ihr ſein Geſicht hin und ſie legte etwas wie ein Heilmittel auf das geſunde Auge ihres Mannes, und auf einen Wink mit ihrer Hand entſchlüpfte ihr Liebhaber. Hierauf ſprach die Frau zu ihrem Manne: nunmehro bin ich ſicher, daß Deinem geſunden Auge nichts Böſes widerfahren wird: ſteige jetzt in Dein Bett und lege Dich ſchlafen.

Hundertunddreiundzwanzigſtes Capitel.

Wie junge Frauenzimmer von ihren Eltern vom Umgange mit Wollüſtigen abgehalten werden müſſen und ihren Willen nicht überlaſſen werden dürfen.

Ein gewiſſer Ritter, der eine Reiſe unternehmen wollte, vertraute ſeine Frau ſeiner Schwiegermutter, d. h.

der Mutter ſeiner Gemahlin an. Seine Frau aber verliebte ſich nach der Entfernung ihres Mannes in einen Jüngling und zeigte es ihrer Mutter an. Dieſe aber war ihr ſogleich zu Willen und ließ den Jüngling holen; als ſie aber noch mit einander bei Tiſche ſaßen, kam der Ritter und klopfte an die Thüre. Sogleich ſtand ſeine Frau auf, verſteckte ihren Liebhaber in ihrem Bette und machte ihrem Mann auf. Kaum war der eingetreten, ſo befahl er ihr ſein Bett zu machen, denn er war müde und wollte ausruhen. Hierüber ward ſeine Frau beſtürzt und dachte bei ſich darüber nach, was ſie jetzt anfangen ſollte. Wie das ihre Mutter ſah, ſprach ſie zu ihr: meine Tochter, Du mußt nicht eher weglaufen um das Bett zu rüſten, als wir Deinem Manne die Decke gezeigt haben, welche wir gefertigt haben. Hierauf breitete die Mutter die Decke aus ſo viel ſie konnte und gab ihrer Tochter den einen Zipfel zu halten, und ſie ſpannten das Tuch ſo lange an, bis der Liebhaber hinaus und der Mann durch das Vorhalten der Leinwanddecke getäuſcht worden war. Hierauf ſprach die Mutter zu ihrer Tochter: breite jetzt dieſe Leinwand, welche mit Deinen und meinen Händen gewebt iſt, auf dem Bette Deines Mannes aus.

Hundertundvierundzwanzigſtes Capitel.

Wie man den Weibern nicht trauen und keine Geheimniſſe anvertrauen darf, da dieſelben, wenn ſie in Zorn gerathen, nichts verbergen.

Ein gewiſſer edler Ritter hatte einen König, von dem er ſein Gut zum Lehn trug, ſchwer beleidigt, er ſchickte alſo einige andere Ritter zu ihm, daß ſie ſich für ihn in's Mittel ſchlagen ſollten. Indeſſen erhielt er mit Mühe unter folgenden Bedingungen Gnade: er ſolle zum Hofe deſſelben halb zu Roß halb zu Fuß kommen, d. h. halb reitend halb zu Fuße gehend, und ſollte mit ſich den treuſten Freund, den beſten Luſtigmacher und treuloſeſten Feind bringen. Der Ritter aber ward ſehr traurig und überdachte bei ſich, wie er das erfüllen könnte. Als er aber in einer Nacht einem Reiſenden Herberge gewährt hatte, ſprach er heimlich zu ſeiner Frau: ich weiß, daß der Fremde viel baares Geld bei ſich hat, ich will, wenn Du damit einverſtanden biſt, ihn umbringen, und wir werden ſein Geld erhalten. Jene aber ſprach: der Plan iſt gut. Wie nun aber Alle noch ſchliefen, da ſtand er in der Morgendämmerung auf, weckte den Fremden und hieß ihn ſeine Straße zu ziehen: er ſelbſt aber ſchnitt eins ſeiner Kälber in Stücken und ſteckte es in einen Sack, dann weckte er ſeine Frau und gab ihr den Sack, damit ſie denſelben in einem Winkel des Hauſes verſtecken ſollte, indem er ihr ſagte: nur den Kopf und die Arme und Beine habe ich

in den Sack gesteckt, den Körper aber habe ich in unserem Stalle vergraben. Als er also zu ihr gesprochen hatte, zeigte er ihr etwas Geld, als wenn er es dem ermordeten Fremden genommen hätte. Wie nun aber der Tag da war, daß er sich seinem Herrn vorstellen sollte, nahm er auf seine rechte Seite seinen Hund, seinen kleinen Sohn in seine Arme und seine Frau zu seiner Linken und zog also nach dem Schlosse. Wie er aber in die Nähe der Burg seines Herrn kam, da legte er sein rechtes Bein über den Rücken seines Hundes, gerade als wenn er ritte, mit dem andern aber ging er auf der Erde, und zog also zu Fuß und zu Roß in die Burg seines Herrn. Wie aber der König dieses gewahr wurde, wunderte er sich mit denen, welche bei ihm standen. Der Richter aber sprach zu jenem: wo ist Dein getreuster Freund? Sogleich zog dieser sein Schwert aus der Scheide und brachte damit seinem Hunde eine schwere Wunde bei, und dieser lief mit Schmerzen und Geheul hinweg. Nachher rief ihn der Ritter zurück und der Hund kam wieder zu ihm, und er sagte: sehet, hier ist mein getreuster Freund. Hierauf sprach der König: Du sagst die Wahrheit, wo ist aber Dein Lustigmacher? Hierauf antwortete ihm der Ritter: siehe hier ist mein kleiner Sohn, er spielt vor mir und macht mir vieles Vergnügen. Hierauf sagte der König: wo ist nun Dein größter Feind? Sogleich gab der Ritter seiner Frau eine Ohrfeige und sprach: warum siehst Du meinen Herrn, den König so frech an? Jene antwortete aber sogleich: o Du verfluchter Mörder, warum schlägst Du mich, hast Du nicht in Deinem eigenen Hause einen erbärmlichen Todschlag ver-

übt und wegen einer geringen Geldſumme einen Fremden umgebracht? Da gab ihr der Ritter noch eine zweite Ohrfeige und ſprach: ſchämſt Du Dich nicht ſo Deinen eigenen Sohn hier zu beſchimpfen? Gleich gerieth ſie in volle Wuth und ſprach: kommt mit, ich will Euch den Sack zeigen, in welchen er den Kopf und die Arme des getödteten Fremdlings geſteckt hat, und den Stall, wo er ſeinen Körper vergraben. Wie ſie aber dort angelangt waren, um die Sache zu unterſuchen, und die Frau den Ort angab, gruben ſie ſogleich nach, erſtaunten aber, als ſie das Kalbfleiſch erblickten, und weil ſie die Liſt der Ritters erkannten, erhoben ſie ihn mit verdienten Lobſprüchen. Dieſer aber wurde nachher an ſeinen König durch das Band der Liebe als ſein Vertrauter gefeſſelt.

Hundertundfünfundzwanzigſtes Capitel.

Die Weiber verrathen nicht blos Geheimniſſe, ſondern lügen auch noch mehr dazu.

Es waren einſt zwei Brüder, der eine ein Laie, der andere ein Kleriker. Nun hatte aber der Laie oft von ſeinem Bruder gehört, daß die Weiber nicht im Stande ſeyen, irgend Jemandes Geheimniſſe zu verbergen, er gedachte alſo hierüber mit ſeiner herzliebſten Frau eine Probe zu machen und ſprach eines Nachts zu ihr: meine Liebe, ich habe Dir ein Geheimniß mitzutheilen: wenn ich nur gewiß wäre, daß Du es Niemandem ſagteſt, weil, wenn Du anders thäteſt, es für mich eine unerträgliche Beſchä-

mung geben würde. Jene aber entgegnete: Herr, fürchte nichts, ich bin mit Dir ein Leib, Dein Wohl iſt mein Wohl und umgekehrt auch Dein Unglück. Er ſprach hierauf: als ich auf die Seite ging, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, flog aus dem hinteren Theile meines Körpers ein ſchwarzer Rabe heraus, und das macht mir vielen Kummer. Sie aber ſprach: Du mußt vielmehr froh ſeyn, daß Du von einem ſo großen Leiden erlöſt biſt. Am andern Morgen früh ging aber das Weib zum Hauſe des Nachbars und ſprach zu der Hausfrau: o beſte Frau, kann ich Dir etwas Geheimes mittheilen? Dieſe entgegnete: ſo ſicher, als Deiner eigenen Seele. Hierauf ſprach jene: meinem Manne iſt ein wunderlicher Zufall begegnet, denn dieſe Nacht ging er auf die Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, und ſiehe da zwei pechſchwarze Raben flogen aus ſeinem Hintertheil heraus, und das macht mir viel Kummer. Jene erzählte nun einer Nachbarsfrau von dreien, die dritte von vieren und ſo fort, bis ſich das Gerücht verbreitet hatte, es ſeyen vierzig Raben aus ihm herausgeflogen. Jener aber, über dieſes Gerücht unruhig, berief das Volk zuſammen und erzählte den Hergang der Sache, wie er die Frau habe verſuchen wollen, ob ſie ein Geheimniß bewahren könne. Nach dieſem aber ſtarb ſeine Frau und er ging in ein Kloſter, wo er drei Buchſtaben lernte, von denen der erſte ſchwarz, der andere roth und der dritte weiß war: der erſte aber bedeutete das Gedächtniß ſeiner Sünden, der andere die Erinnerung an das rothe Blut unſeres Heilandes, welches er am Kreuze vergoſſen, und der dritte die Sehnſucht nach den himmliſchen

Freuden und nach denen, welche dem Lamme Gottes, wohin es auch in ſeiner Weiße geht, folgen.

Hundertundſechsundzwanzigſtes Capitel.

Ein ſpaßhaftes Exempel, wie man den Weibern nichts vertrauen ſoll, am Wenigſten bei Geheimniſſen.

Macrobius erzählt, daß ein Römerknabe mit Namen Papirius einmal mit ſeinem Vater in den Senat der weiſen Männer ging, wo aber befohlen ward, einen gewiſſen geheimen Beſchluß bei Leibesſtrafe zu bewahren. Wie nun der Knabe wieder nach Hauſe kam, fragte ihn ſeine Mutter, was das wäre, was die Conſuln bei Leibesſtrafe zu verbergen befohlen hätten. Der Knabe antwortete: Du darfſt es auch nicht erfahren, denn es iſt befohlen es zu verheimlichen. Wie das die Mutter hörte, begann ſie mit Bitten, Verſprechungen, Drohungen und Schlägen den Knaben zu veranlaſſen, ihr das Geheimniß zu enthüllen. Endlich ſagte der Knabe, um ſeine Mutter zufrieden zu ſtellen und ſein Geheimniß zu bewahren: der Beſchluß handelt davon, ob es beſſer iſt, daß ein Mann mehrere Frauen, oder eine Frau mehrere Männer ehelicht. Kaum hatte er das geſagt, als auch ſeine Mutter dieſes Geheimniß den andern römiſchen Frauen mittheilte. Dieſe kamen nun am andern Tage in einem großen Haufen, ohne ſich die Sache weiter zu überlegen, zu den Senatoren und baten, daß vielmehr eine Frau zwei Männer, als zwei Weiber einen

Mann nehmen dürften. Die Senatoren aber erſtaunten und wunderten ſich über die ſchamloſe Tollheit des ſonſt ſo verſchämten zweiten Geſchlechts: was denn eine ſolche Verkehrtheit der Weiber zu bedeuten hätte, daß ſie ſo ein wunderliches Verlangen und eine ſo unverſchämte Forderung hervorbrächten. Wie das der Knabe Papirius merkte, ſagte er den Senatoren, was geſchehen war. Dieſe aber lobten den Knaben und ſetzten feſt, er ſolle ſtets mit in der Rathsverſammlung zugegen ſeyn.

Hundertundſiebenundzwanzigſtes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit Chriſti, des weiſeſten Richters, in ſeinen verborgenen Gerichten.

Es lebte einſt ein bösgeſinnter Raubritter, der einen treuen und in Allem ſorgſamen Diener hatte. Wie er aber eines Tages mit eben dieſem Diener durch einen Wald auf eine Meſſe zog, begab es ſich, daß der Ritter dreißig Mark Silbers, ohne daß es ſein Diener bemerkte, in dieſem Walde verlor. Da er nun das Geld nicht fand, ſo fragte er ſeinen Diener, ob er es nicht gefunden habe: der aber leugnete es ſogleich und fing an zu ſchwören, er wiſſe nichts davon, wie er denn auch die Wahrheit ſagte. Da ſich nun aber das Geld doch nicht wieder fand, ſo hieb er ſeinem Diener einen Fuß ab und ließ ihn liegen, und begab ſich nach Hauſe. Nun wohnte aber nahe bei dieſer Straße ein Einſiedler: wie der das Geſchrei und

Weinen des Dieners hörte, lief er gleich zu ihm, hörte ſeine Beichte, und da er erkannte, daß er unſchuldig ſey, ſo ſorgte er für ihn barmherzig, indem er ihn auf ſeinen Schultern in ſein Hospitz trug. Hierauf begab er ſich in ſein Betſtübchen und warf dem Herrn vor, wie er kein gerechter Richter ſey, daß er zugelaſſen habe, wie ein unſchuldiger Mann um ſein Bein käme. Als er aber ziemlich lange gebetet und geweint und dem Herrn beinahe ein ungerechtes Urtheil zur Laſt gelegt hatte, kam ein Engel zu ihm und ſprach: haſt Du nicht in den Pſalmen geleſen, Gott iſt ein gerechter Richter, ſtark und geduldig? Jener aber entgegnete: das hab ich ſo und ſo oft geleſen und von ganzem Herzen geglaubt, allein ich habe mich hierin geirrt, oder jener Unglückliche, der ſeinen Fuß eingebüßt hat, hat mich unter dem Mantel der Beichte hintergangen. Da antwortete der Engel: rede nicht von Unbilligkeit wider den Herrn, denn Wahrheit iſt auf allen ſeinen Wegen und Billigkeit in allen ſeinen Gerichten. Erinnere Dich, was Du öfters geleſen haſt: die Gerichte des Herrn ſind unergründlich. Wiſſe alſo, daß dieſer Menſch ſeinen Fuß für eine alte Schuld verloren hat, denn vor langer Zeit hat er mit demſelben Beine hinterliſtig ſeine Mutter aus einem Wagen geſtoßen, und für dieſe That nie eine gebührende Buße gethan. Jener Ritter aber wollte ein Streitroß kaufen, um zum Schaden ſeiner Seele noch mehr Schätze zuſammen zu bringen, und darum hat er durch das gerechte Gericht Gottes ſein Geld verloren. Ein getreuer, aber armer Mann, der mit ſeiner Frau und Kindern täglich zu Gott flehte, er möchte ihn in ſeiner

Noth beiſtehen, hat das Geld gefunden und es ſeinem Beichtiger eingehändigt, aber Niemanden auftreiben können, dem es gehörte: alſo hat er dem Armen einen Theil dieſes Geldes zukommen laſſen und um Gottes Willen den Reſt an andere Arme geſpendet. Lege alſo Deinem Munde einen Zaum an, damit Du fürder nicht mehr Gott anſchuldigſt, wie Du es gethan haſt, denn er iſt ein wahrhafter, ſtarker und geduldiger Richter.

Hundertundachtundzwanzigſtes Capitel.

Ueber Menſchen, welche fremdes Eigenthum in Beſitz haben, wird bei ihrem Ende ein ſchweres Gericht gehalten werden.

Einſt herrſchte Maximianus, in deſſen Reiche zwei Ritter lebten: der eine von ihnen war gerecht und gottesfürchtig, der andere aber habſüchtig und reich, und ſuchte der Welt mehr zu gefallen denn Gott. Nun hatte aber der gerechte Ritter ein Gut, welches an das des Habſüchtigen grenzte und welches dieſer durchaus zu beſitzen trachtete. Darum begab er ſich öfters zu dem gerechten Ritter und bot ihm Silber und Gold an, ſo viel er nur begehre, wenn er ihm dieſe Beſitzung verkaufen wolle. Jener aber ſchlug es ihm fortwährend ab, und ſo mußte er mißvergnügt ſeine Straße ziehen, dachte aber bei ſich nach, wie er ihn betrügen könne. Es begab ſich aber, daß der Gerechte ſtarb, und wie das der Habſüchtige hörte, ließ er

ſich unter dem Namen des Verſtorbenen eine Urkunde aufſetzen, nach welcher der Verſtorbene während ſeiner Lebzeit ihm das Gut, welches er ſo ſehr begehrte, für eine gewiſſe Geldſumme verkauft hatte. Hierauf dung er drei Leute für Geld, daß ſie ihm dabei als Zeugen dienten. Mit dieſen begab er ſich zu dem Todten und fand das Siegel deſſelben in dem Gemache, wo derſelbe lag: er ließ Alle, ſeine Zeugen ausgenommen, hinausgehen und ſteckte dann, in Gegenwart der Zeugen, das Siegel in die Hand des Todten und drückte deſſen Daumen auf das Petſchaft, ſo daß er mit dem Daumen der Leiche ſeine Urkunde unterſiegelte, und ſprach: ſehet her und bezeuget mir das. Dieſe ſprachen: wir ſind Zeugen, und der Ritter nahm alſo das Gut als ſein Eigenthum in Beſitz. Da ſprach der Sohn des Verſtorbenen zu ihm: warum nimmſt Du mein Gut in Beſitz? Der aber antwortete: Dein Vater hat es mir verkauft. Darauf entgegnete jener: Du biſt mehrmals zu meinem Vater gekommen und haſt ihn für dieſe Beſitzung Geld geboten, aber mein Vater hat ſie niemals verkaufen wollen. Sie gingen alſo ſelbander zum Richter. Der Habſüchtige zeigte die mit dem Petſchaft des Verſtorbenen beſiegelte Kaufsurkunde vor und ſtellte ſeine Zeugen, welche darüber ihr Zeugniß abgaben. Darnach ſprach der Sohn des Verſtorbenen zu ihm: ich weiß, daß das meines Vaters Siegel iſt, aber ich weiß auch, daß er Dir das Gut niemals verkauft hat; wie Du aber zu dem Siegel gekommen biſt, verſtehe ich nicht, Du mußt alſo darüber ein Zeugniß abgeben. Nun ließ der Richter jene drei Leute von einander trennen und eben ſo auch den Ritter

von ihnen entfernen und den älteren derſelben vor ſich führen und fragte ihn, ob er das Vaterunſer auswendig wiſſe, und ließ es ihm vom Anfang bis zu Ende herſagen, der aber konnte es gut. Er ließ jenen hierauf an einen abgeſonderten Ort führen, den zweiten vor ſich bringen und ſprach zu ihm: mein Lieber, vor Dir war Dein Geſelle hier, der mir die Wahrheit ſo geſagt hat, wie ein Paternoſter. So Du mir alſo die Wahrheit, die ich von Dir wiſſen will, nicht ſagen wirſt, werde ich Dich an den Galgen hängen laſſen. Der aber dachte bei ſich: mein Geſelle hat Alles erzählt, wie der Ritter den Daumen des Todten nahm und ſein Petſchaft und damit ſeine Urkunde beſiegelt hat, wenn ich nicht die Wahrheit ſage, bin ich ein Kind des Todes. Hierauf erzählte er Alles nach der Reihe, und wie das der Richter gehört hatte, ließ er ihn beſonders einſperren und den Dritten vor ſich führen und ſprach zu ihm: mein Lieber, Dein erſter Kamerad hat mir die Wahrheit hergeſagt wie ein Vaterunſer und eben ſo auch der zweite: darum ſollſt Du, ſo Du mir die Wahrheit verhehlen wirſt, den ſchimpflichſten Tod ſterben. Jener aber dachte bei ſich: meine Geſellen haben alle Geheimniſſe des Ritters erzählt, es dürfte wohl gut ſeyn die Wahrheit zu ſagen. Hierauf berichtete er dem Richter Alles von Wort zu Wort, wie es geſchehen war, und der Richter ließ auch ihn beſonders einſperren. Hierauf berief er den Ritter vor ſich, ſah ihn mit grimmigen Blicken an und ſprach: o Du Verfluchter, Deine Habſucht hat Dich verblendet: ſage mir, auf welche Weiſe der verſtorbene Ritter Dir das Gut, welches Du in Beſitz haſt, verkauft hat.

Der aber, welcher nichts von dem Geständniß seiner Zeugen wußte, gab vor, er habe es mit Recht im Besitz. Darauf sprach der Richter zu ihm: Vermaledeiter, Deine Zeugen haben wider Dich ausgesagt, daß Du nach dem Absterben jenes Mannes seinen Daumen und sein Siegel genommen und so Dein Papier besiegelt hast. Wie das der Ritter hörte, fiel er zur Erde nieder und flehte um Erbarmen, der Richter aber sprach: das Erbarmen, welches Du verdient hast, soll Dir werden, und er ließ die Zeugen an Pferdeschweifen nach dem Galgen schleifen und da aufhängen gleichwie den Ritter. Die Großen des Reichs aber priesen die Weisheit und das Gericht des Königs, daß er so klug die Wahrheit ergründet hätte: er aber gab Alles, was jener Ritter besaß, dem Sohne des Verstorbenen. Der aber dankte dem König und erhielt somit sein Erbtheil wieder.

Hundertundneunundzwanzigstes Capitel.

Von der Prüfung einer wahren Freundschaft.

Es besaß einst ein König nur einen einzigen Sohn, welchen er sehr lieb hatte. Dieser Sohn aber erhielt von seinem Vater die Erlaubniß sich in der Welt umzusehen um sich Freunde zu erwerben, trieb sich also sieben Jahre in der Fremde herum und kehrte nach Diesem zu seinem Vater zurück. Der Vater aber empfing ihn voller Freude und fragte ihn, wie viel er sich Freunde erworben hätte,

und der Sohn ſprach: drei, den erſten Freund liebe ich mehr als mich ſelbſt, den zweiten wie mich ſelbſt und den dritten wenig oder gar nicht. Darauf ſprach ſein Vater zu ihm: es möchte gut ſeyn ſie zu prüfen und zu verſuchen, bevor Du ihrer bedarfſt: ſchlachte ein Schwein, ſtecke es in einen Sack und gehe zur Nachtzeit in das Haus desjenigen Freundes, den Du mehr als Dich ſelbſt liebſt, und ſage ihm, daß Du durch Zufall einen Menſchen getödtet haſt, und wenn deſſen Körper gefunden wird, zum ſchimpflichſten Tode verurtheilt werden wirſt: ich bitte Dich alſo, wie ich Dich immer mehr denn mich ſelbſt geliebt habe, hilf mir in dieſer großen Noth. Alſo geſchah es denn auch, jener aber erwiderte: wie Du ihn getödtet haſt, alſo iſt es nothwendig, daß Du dafür büßeſt, und wenn der Leichnam gefunden wird, dürfteſt Du wohl an den Galgen gehängt werden. Indeſſen, weil ich Dein Freund geweſen bin, will ich mit Dir bis zum Galgen gehen, und wenn Du hingerichtet worden biſt, Dir drei oder vier Ellen Tuch geben, um Deinen Leichnam darin einzuſchlagen. Wie er das hörte, ging er zu ſeinem zweiten Freunde und prüfte ihn wie den erſten, der aber ſchlug es ihm ab, wie der erſte und ſprach: hältſt Du mich für einen Thoren, daß ich mich einer ſolchen Gefahr ausſetzen ſollte? Indeſſen, weil Du mein Freund geweſen biſt, will ich Dich bis an den Galgen begleiten und Dir unterwegs Troſt einſprechen, ſo viel ich kann. Hierauf kam er zu ſeinem dritten Freunde und ſtellte ihn auf die Probe, indem er alſo ſprach: ich ſchäme mich Dich anzuſprechen, weil ich nie etwas für Dich gethan habe, allein ich habe zufällig einen Mann umge-

bracht und ꝛc. Jener aber antwortete: ich will das gern für Dich thun, will die Schuld auf mich nehmen und wenn es ſeyn muß, für Dich den Galgen beſteigen. Alſo erfuhr er, daß dieſer ſein beſter Freund geweſen war.

Hundertunddreißigſtes Capitel.

Wie ein weiſer Mann mehr ausrichtet als ein ſtarker.

Es gab einſt einen König, der einen armen Mann zu großem Reichthum gebracht und ihm ein Schloß zur Bewachung anvertraut hatte: als der aber alſo erhöht worden war, wurde er ſehr übermüthig, ſchloß mit den Feinden des Königs einen Vertrag und öffnete ihnen als Verräther die Burg. Der König aber ward ſehr betrübt und hielt einen Rath, wie er ſeine Burg wieder bekommen könnte. Es wurde ihn aber geſagt, daß er das Schloß nicht wieder einnehmen könne, wenn er nicht Dreierlei hätte, Tapferkeit, Weisheit und Liebe verbunden mit Reichthum. Nun waren aber in ſeinem Reiche drei Ritter, von denen der eine tapferer war als die andern, der zweite weiſer, der dritte aber den König ſehr lieb hatte. Dieſe drei Ritter wurden aber mit Truppen abgeſchickt das Schloß zu berennen. Der erſte tapfere Ritter rückte mit einem großen Heere durch einen Wald, in welchem die Feinde des Königs waren, und fing an mannhaft gegen ſie zu fechten, allein plötzlich flog ein Pfeil aus einem Wurfgeſchütz, traf ihn in die Weichen, und ſo ſtarb er. Nach ihm

kam der kluge Ritter in den Wald und fing an das Recht anzuführen, indem er ſie auf dieſe Weiſe veranlaſſen wollte, das Schloß zurück zu geben, allein indeſſen kam ein Pfeil, traf ihn zwiſchen der Lunge und dem Magen, und ſo ſtarb auch er. Wie das der dritte Ritter ſah, zog auch er in den Wald und begann freundliche Reden vorzubringen und höflich zu ſprechen, ſo daß ſie ihn gern anhörten und durchziehen ließen. Indeſſen richtete er ſo viel bei ihnen aus, daß er die Erlaubniß zum Eintritt in die Burg erlangte, und ſie vertrugen ſich ſo mit einander, daß Alle herauszogen und im Lager mit ihm einen Bund machten. Alſo gewann er das Schloß nach einem Vertrage und pflanzte ſein Fähnlein auf der Thurmſpitze auf, und der König, wie er gehört hatte, daß er auf ſo kluge Weiſe ſein Schloß gewonnen hätte, beförderte ihn zu großen Reichthümern.

Hundertundeinunddreißigſtes Capitel.

Von den Reichen, denen gegeben, und den Armen, denen auch das, was ſie haben, genommen wird, wofür ſie aber Gott in Ewigkeit belohnt um des himmliſchen Vaterlands Willen.

Einſt ließ ein König öffentlich ausrufen: es ſollten Alle ohne Anſehn der Perſon zu ihm kommen und Alles erhalten, um was ſie bitten würden. Die Edeln und Reichen aber baten um ein Herzogthum oder eine Grafſchaft,

Andere um eine Kriegsoberſtenſtelle, Einige um Silber und Gold, und erhielten es. Dann kamen Arme und Einfältige zu dem Könige und baten ihn: der König aber ſprach zu ihnen: Ihr ſeyd zu ſpät gekommen, denn die Edeln und Fürſten ſind vor Euch hier geweſen, und ich habe ihnen Alles, was ich hatte, gegeben. Da wurden ſie gar traurig über dieſe Antwort und der König ward vom Mitleid bewegt und ſprach: Ihr Lieben, ihnen habe ich nur zeitliche Güter gegeben, allein die Herrſchaft habe ich zurückbehalten, weil ſie Niemand begehrt hat: die will ich Euch geben, auf daß Ihr Herren und Richter ſeyd. Wie das die Richter hörten, wurden ſie traurig und kamen zum König alſo redend: Herr wir ſind ganz beſtürzt, daß Du arme Leute und Knechte von uns zu Richtern und zu unſern Herrn beſtellt haſt, es iſt beſſer, daß wir ſterben, als daß wir in eine ſolche Knechtſchaft kommen. Da ſprach der König: meine Lieben, ich thue Euch kein Unrecht, um und was Ihr gebeten habt, das habe ich Euch Alles gegeben, ſo daß ich für mich nichts als die Herrſchaft behielt, die ich ihnen hiermit gegeben habe. Euch aber gebe ich den Rath, daß wer von Euch genug zu leben hat, jeder von Euch einen Theil ſeines Reichthums den Armen geben mag, wodurch ſie anſtändig leben können, und ich will die Herrſchaft wieder von ihnen nehmen und ſie ſollen bei mir bleiben: und alſo werdet Ihr von einer großen Knechtſchaft erlöſt werden: und alſo geſchah es.

Hundertundzweiunddreißigſtes Capitel.

Von den Menſchen, welche die Guten durch ihr ſchlechtes Leben vergiften.

Es gab einſt eine Stadt, in welcher vier in der Arzneikunde wohl erfahrene Phyſiker lebten, der jüngere übertraf die andern drei ſo weit an Wiſſen, daß er alle Kranken, die zu ihm kamen, heilte: hierüber wurden die übrigen von Neid bewegt und ſprachen unter ſich: wie können wir ihn verderben? ſehet, alle Welt läuft zu ihm und wegen ihm können wir nichts mehr gewinnen. Da ſprach einer von den dreien: er beſucht drei Meilen von hier jede Woche einen Herzog, und am morgenden Tage wird er ſich zu ihm begeben: ich will mich außerhalb der Stadt an dem erſten Meilenſteine aufſtellen, Du am zweiten und der Andere am dritten, wenn er nun die erſte Meile gemacht hat, will ich ihm in den Weg treten und mich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen, und ein jeder von Euch wird daſſelbe thun: er aber wird nach der Urſache dieſer Bekreuzung fragen und wir wollen ſagen: Du biſt ausſätzig geworden, und aus Furcht bekommt man den Ausſatz, denn Hippokrates ſagt: ein Menſch, der ſich vor dem Ausſatz fürchtet, holt ſich ihn. Und wenn er den Ausſatz hat, wird Niemand mehr zu ihm gehen: und alſo geſchah es auch.

Hundertundzweiunddreißigstes Capitel.

Von der Seelen Freundschaft.

Es gab einst einen König, der hatte zwei Jagdhunde, die, so lange sie zusammengekuppelt und an einander gefesselt waren, einander lieb hatten, sobald sie aber los gemacht waren, da wollte einer den andern fressen. Wie der König dieses gewahr wurde, that es ihm sehr leid, weil, wenn er mit ihnen spielen und jagen wollte, sie los gemacht mit einander kämpften und auf das Jagdspiel nicht Acht hatten. Der König suchte nun einen Rath dafür, und es wurde ihm gesagt, er müsse einen starken und grimmigen Wolf holen lassen und einer von den Hunden los gelassen werden, um gegen denselben zu kämpfen, und wenn nun dieser Hund beinahe schon besiegt wäre, dann solle er auch den andern Hund gegen ihn loslassen, der erste Hund werde dann, wenn er sähe, daß ihm der andere zu Hülfe käme, nach diesem den andern Hund lieb haben. Dieses geschah denn auch, und wie der Wolf gleichsam schon Sieger war und der erste Hund bereits unterlag, vertheidigte ihn der andere und tödtete den Wolf. Von dieser Zeit an liebten sich Beide gegenseitig sowohl zusammengekuppelt als losgelassen.

Hundertundvierunddreißigſtes Capitel.

Von dem unſchuldigen Tode Chriſti.

Seneca erzählt uns, daß einſt ein Geſetz exiſtirte, daß jeder Krieger in ſeinen Waffen begraben werden ſolle und daß ein Jeder, der hierüber einen Todten ſeiner Rüſtung berauben würde, des Todes ſterben müſſe. Nun begab ſich aber der Fall, daß eine gewiſſe Stadt von einem tyranniſchen König berennt wurde und dieſer rings um die Stadt einen Hinterhalt legte und unzähliges Volk tödtete, ſo daß die Bürger in Gefahr waren die Stadt zu verlieren und große Furcht hatten, daß ſie nicht mehr widerſtehen könnten. Während ſie aber noch in derſelben Noth waren, kam ein tapferer, edler und wackerer Ritter in die Stadt und hatte großes Mitleid mit den Bürgern, dieſe aber traten ihn an und ſprachen: Herr hilf uns. Jener aber entgegnete: Ihr Lieben, aus dieſer Gefahr könnet Ihr nur durch eine ſtarke Fauſt erlöſt werden: ich aber, wie Ihr ſeht, bin unbewaffnet, kann darum auch nicht kämpfen. Einer aber von den Bürgern ſprach: Herr, vor wenig Tagen iſt in dieſem Grabe ein Ritter in einer koſtbaren Rüſtung beſtattet worden: nimm ſeine Waffen und erlöſe unſere Stadt von ihren Feinden. Der Ritter nahm alſo dem Todten ſeine Waffenſtücke, kämpfte gegen die Feinde und errang den Sieg, und als er ſo die Stadt befreit hatte, legte er die genommenen Waffen wieder an ihre Stelle. Seine Nebenbuhler aber von Neid bewegt, daß er einen

ſo rühmlichen Streit ausgefochten hatte, verklagten ihn bei dem Richter, wie er gegen das Geſetz gethan habe, weil er einen Todten ſeiner Waffen beraubt hätte. Jener antwortete aber: Herr von zwei Uebeln muß man das größere vermeiden, und ſo hätte ich die Stadt nicht vertheidigen können, wenn ich nicht jene Waffen gehabt hätte. Darum habe ich ſie genommen, aber auch wieder an ihren Ort gelegt. Ein Dieb und ein Räuber aber plündert in der Abſicht, nichts zurück zu geben, ich aber habe wegen des gemeinen Beſtens jene Waffen genommen und wieder zurück gegeben: alſo ſollte ich eher belohnt als beſtraft werden. Ebenſo wenn in einer Stadt ein Haus brennt, iſt es nicht beſſer, daß das Haus ohne Verzug ganz niedergeriſſen wird, bevor die andern Häuſer Feuer fangen und die ganze Stadt zerſtört wird? Gerade ſo iſt es in dem vorliegenden Falle: iſt es nicht beſſer, daß ich die Waffen nahm und Alle rettete, als daß ich ſie nicht nahm und ſie nicht vertheidigte? hätte ich ſie aber nicht genommen, wäret Ihr Alle getödtet worden. Seine Nebenbuhler aber ſprachen: er iſt des Todes ſchuldig: und der Richter fällte auf ihre Bitten gegen ihn das Urtheil, er ſolle getödtet werden, und alſo geſchah es. Ueber den Tod dieſes Mannes aber erhob ſich in der Stadt ein großes Wehklagen.

Hundertundfünfunddreißigſtes Capitel.

Von unſerem Gewiſſen.

Auguſtinus erzählt in ſeinem Buche vom Gottesreiche, daß Lucretia eine römiſche Edeldame war, welche dem Calatinus zum Gemahl hatte. Als nun einmal jener Calatinus den Sohn des Kaiſers Tarquinius mit Namen Sextus auf ſein Schloß geladen hatte, ward Sextus ſogleich von Liebe zu der reizenden Lucretia ergriffen. Er ſah ſich alſo eine paſſende Zeit ab, wo der Kaiſer und Calatinus einmal ſich aus Rom entfernt hatten, kehrte nach dem genannten Schloſſe zurück und übernachtete da: in ſelbiger Nacht aber drang er wie ein Feind, nicht wie ein Gaſtfreund, heimlich in das Schlafzimmer der Lucretia, faßte mit der Linken ihre Bruſt, mit der Rechten aber hielt er ein Schwert, gab ſich ſo zu erkennen und ſprach: ich bin Sextus, ſey mir zu Willen oder ſtirb. Sie aber wollte durchaus nicht einwilligen, alſo ſprach Sextus: wenn Du mir nicht zu Willen biſt, werde ich einen getödteten Sclaven nackt an Deinen zuvor ermordeten nackten Leib binden, damit das Gerücht in der ganzen Welt herumläuft, wie Lucretia mit einem Sclaven in ihrem Schlafzimmer umgebracht worden iſt. Sie aber, welche einen ſolchen Schimpf fürchtete, gab ihre Einwilligung, und Sextus entfernte ſich, als er ſeine Luſt gebüßt hatte. Sie aber war ſehr betrübt, berief durch Briefe ihren Vater und ihren Mann und ihre Brüder, den Kaiſer und ſeinen Enkel und die

Proconſuln zu ſich, und als ſie alle verſammelt waren, ſprach ſie alſo zu ihnen: Sextus iſt ſtatt als Gaſtfreund als Feind in mein Haus gekommen: erfahre hiermit, o Calatinus, daß die Kleidung eines fremden Mannes in Deinem Bette geweſen iſt: obgleich aber mein Leib beſchimpft wurde, ſo iſt meine Seele unſchuldig, ſprich mich frei von dem Verbrechen, von der Strafe aber will ich nicht frei ſeyn. Alsbald durchbohrte ſie ſich mit eigener Hand mit einem unter ihrem Gewande verborgenen Schwerte, worauf ihre Freunde das Schwert nahmen und bei dem Blute der Lucretia ſchworen, das ganze Geſchlecht des Tarquinius aus Rom zu vertreiben und auszurotten, was ſie auch thaten. Den Sextus aber, den Urheber des Verbrechens, tödteten ſie auf eine erbärmliche Weiſe.

Hundertundſechsunddreißigſtes Capitel.

Wie der Seelenhirt wachſam ſeyn muß.

Ein gewiſſer Dieb kam zur Nachtzeit an das Haus eines Reichen, ſtieg auf das Dach und begann ſich durch eine Luke umzuſehen, ob noch Jemand von der Familie des reichen Mannes wach ſey. Wie das der Hauswirth gewahr wurde, ſprach er heimlich zu ſeiner Frau: frage mich mit lauter Stimme, wie ich die Güter erworben habe, welche wir beſitzen, und höre nicht auf mich darnach zu befragen, bis ich Dir es endlich ſagen werde. Darauf ſprach ſein Weib: o lieber Eheherr, da Du niemals ein Kaufmann geweſen biſt, ſo ſage mir doch, wie Du das

große Vermögen, welches Du beſitzeſt, zuſammen gebracht haſt. Jener aber antwortete ihr: frage mich nicht ſolche dumme Sachen. Sie aber hörte nicht auf ihn mehr und mehr darum zu fragen, bis endlich der Mann gleichſam durch ihre Bitten gezwungen ſprach: verrathe nicht was ich Dir ſage, und ich will Dir die Wahrheit entdecken. Jene aber ſprach: das ſey ferne von mir. Er aber ſagte: ich war ein Dieb und habe durch nächtliches Stehlen Alles, was ich beſitze, zuſammengebracht. Hierauf ſprach das Weib zu ihm: ich wundere mich alſo, daß man Dich niemals ergriffen hat. Worauf ihr jener antwortete: der, welcher mein Lehrer war, hat mich ein Wort gelehret, welches ich ſieben Mal ſprach, wenn ich auf die Dächer der Leute ſtieg. Die Frau ſprach aber: ich bitte Dich, ſage mir das Wort, durch deſſen Kraft Du ohne Gefahr haſt ſtehlen können. Jener aber verſetzte: ich will es Dir ſagen, allein Du darfſt es Niemandem ſagen, damit Andere nicht vielleicht auch unſere Habe wegſchleppen können. Jene aber entgegnete: nie werde ich das thun. Er aber ſprach: die Worte heißen: **Fallax, Fallax** (Betrüger, Betrüger). Als er ſo geſprochen hatte, ſchlief das Weib ein, der Mann aber ſtellte ſich als wenn er ſchliefe, und ſchnarchte. Der Dieb aber, wie er das gehört hatte, freute ſich und nachdem er einen Strahl des Mondes abgewartet und ſiebenmal ſeinen Spruch hergeſagt hatte, ließ er Hände und Füße los und fiel mit großem Gepolter durch eine Fenſteröffnung in das Haus: brach Arm und Bein und lag elendiglich halb todt am Boden. Der Hausherr aber fragte, wie er den Lärm gehört hatte, als wiſſe er nicht, wer herabgefallen ſey. Je-

ner aber antwortete: betrügeriſche Worte haben mich getäuſcht, der Hausherr aber faßte ihn und ließ ihn am nächſten Morgen an den Galgen hängen.

Hundertundſiebenunddreißigſtes Capitel.

Von der natürlichen Gütigkeit und der Barmherzigkeit Chriſti, mit der er ſich der ſich bekehrenden Seele erbarmt, und wie Chriſtus die zu ſich nimmt, welche die Welt verſtößt.

Euſebius erzählt in ſeiner Chronica von einem gewiſſen Kaiſer, der das römiſche Volk mit der größten Billigkeit regierte und Keinen verſchonte, ſondern für gleiche Schuld gleiche Strafe ſowohl Reichen als Armen zutheilte. Darum beraubten ihn die römiſchen Senatoren der Regierung und nöthigten ihn wie ein armer Mann flüchtig zu werden. Er aber begab ſich ſogleich zum Conſtantinus und machte mit ihm einen Bund und benahm ſich ſo wacker und klug, daß er nach ihm zum Kaiſer gewählt wurde. Hierauf verſammelte er ein Heer und belagerte Rom: und da die Römer nicht entrinnen konnten, ohne von ihm gefangen zu werden, ſchickten ſie zuerſt ihre alten Männer, dann ihre Jünglinge und drittens ihre Weiber an ihn, welche ſich mit bloßen Füßen vor ihm niederwarfen und um Vergebung flehten, die ſie nicht erhalten konnten. Endlich ſendeten ſie auch noch ſeine beiden Eltern, welche er in dieſer Stadt hatte, an ihn, und ſeine

Mutter zeigte ihm ihre Brüſte, womit ſie ihn geſäugt hatte. Wie das der Kaiſer ſah, ward er von ſeiner angebornen Liebe gerührt, verzieh ihnen alle Beleidigungen, zog in die Stadt und ward mit allen Ehren empfangen.

Hundertundachtunddreißigſtes Capitel.

Von denen, welche wir an Strenge nicht übertreffen können, aber durch Gütigkeit überwinden.

Es war einſt ein König, Namens Medro, der nur einen einzigen Sohn zu ſeinem Erben hatte: dieſer Sohn aber verließ ſeinen Vater, weshalb ihn der Vater verbannte, indem er ihn von der Erbfolge ausſchloß. Hierauf floh der Sohn zu dem perſiſchen Könige, dem Feinde und Nebenbuhler ſeines Vaters, und erzählte ihm, wie er es mit ihm bis zum Tode halten wolle und jeder Zeit bereit ſey, gegen ſeinen eigenen Vater zu kämpfen. Endlich entſtand ein Krieg zwiſchen den genannten Königen, die zuſammen kämpften. Nun begab es ſich aber, daß der König Medro ſchwer verwundet wurde, ſo daß ſich Ströme Bluts von ihm ergoſſen: wie das ſein Sohn gewahr wurde, eilte er ſogleich zu ſeinem Vater und kämpfte für ihn gegen ſeinen Herrn, den perſiſchen König, und beſiegte ihn. Hierauf ſchickte ihn ſein Herr weg, weil er ſeinen Vertrag nicht gehalten hatte, und dieſer kehrte zu ſeinem Vater zurück und bat ihn auf demüthige Weiſe um Vergebung

und erlangte ſie. Alſo ward der Friede zwiſchen ihnen wieder hergeſtellt und ihm ſein Erbtheil wieder gegeben.

Hundertundneununddreißigſtes Capitel.

Von den Wunden der Seele.

Einſt regierte der große Alexander und eroberte ſich die Weltherrſchaft; es begab ſich aber einſtmals, daß er ein großes Heer zuſammen brachte und eine Stadt einſchloß, wobei er aber mehrere Krieger und andere Leute, ohne daß ſie Wunden bekommen hätten, einbüßte. Da er ſich darüber nun gar ſehr verwunderte, berief er ſeine Weltweiſen vor ſich und ſprach zu ihnen: o Ihr Meiſter, wie geht das zu, daß meine Krieger ſo plötzlich ohne verwundet zu ſeyn ſterben. Hierauf ſprachen jene: das iſt weiter kein Wunder, denn ein Baſilisk ſteht auf der Stadtmauer, durch deſſen Blick die Soldaten vergiftet werden und ſterben. Alexander aber ſprach: was giebt es für ein Mittel gegen dieſen Baſilisken? Sie aber ſprachen: man ſtelle einen hohen Spiegel zwiſchen dem Heere und der Mauer auf, wo ſich der Baſilisk befindet, denn wenn er in den Spiegel ſieht, wird der Reflex deſſelben und ſein Blick ihn ſelbſt treffen, und alſo wird er des Todes ſeyn: und ſo geſchah es.

Hundertundvierzigſtes Capitel.

Von der Gerechtigkeit und Billigkeit, die man im gegenwärtigen und zukünftigen Leben oft finden muß.

Einſt lebte ein König Heraclius, der unter andern Tugenden, die er beſaß, auch ſehr gerecht war und weder durch Bitten noch durch Geſchenke ſich bewegen ließ, die Gerechtigkeit nicht an jedem Ort und jeder Zeit zu üben. Nun begab es ſich aber einmal, daß einige Leute bei ihm einen Ritter wegen der Ermordung eines andern Ritters verklagten, und zwar auf folgende Weiſe: Beide zogen zu einem Kriege aus, und es war nicht zum Kampfe gekommen: gleichwohl iſt der eine Ritter ohne den andern zurückgekommen und deshalb ſagen wir, daß er den andern unterwegs erſchlagen hat. Wie das der König hörte, fällte er das Urtheil, der Ritter ſolle zum Tode geführt werden. Wie man ihn aber fortſchleppte, ſah man den andern Ritter kommen, wegen welchem jener zum Tode verurtheilt worden war, und zwar durchaus nicht verletzt, weshalb ſie Beide wieder vor den Richter führten. Der Richter aber ſprach zornig zu dem erſten Ritter: ich befehle, daß Du getödtet wirſt, weil Du bereits verurtheilt warſt: und zu dem zweiten ſagte er daſſelbe, weil er die Urſache des Todes von jenem ſey, und zu dem dritten ſprach er: auch Du mußt ſterben, weil Du geſchickt wurdeſt den Ritter zu tödten und es nicht gethan haſt.

Gesta Romanorum,

das älteſte

Mährchen- und Legendenbuch

des

chriſtlichen Mittelalters

zum erſten Male vollſtändig aus dem Lateiniſchen in's Deutſche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfaſſer und die bisherigen Ausgaben und Ueberſetzungen deſſelben verſehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Zweite Hälfte,

die letzten 41 Geſchichten des lateiniſchen Textes und 47 theils gedruckte theils ungedruckte der deutſchen und engliſchen Redaction enthaltend.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1842.

Hundertundeinundvierzigſtes Capitel.

Wie man klugen Rath immer anhören, andern aber verwerfen muß.

Einſt lebte ein König Fulgentius, in deſſen Reiche ein gewiſſer Ritter Namens Zedechias ſich befand, der eine ſchöne Frau nahm, die aber nicht ſehr klug war. Es wohnte aber in ſeinem Hauſe in einem Gemache eine Schlange. Der Ritter aber beſuchte Turniere und Lanzenrennen ſo lange, bis er in die äußerſte Dürftigkeit gerieth: nunmehro aber weinte er bitterlich und lief wie verzweifelt bald hier bald dort hin, indem er nicht wußte, was er anfangen ſollte. Wie aber die Schlange ſeinen Schmerz gewahr wurde, da bekam ſie das Vermögen zu reden, wie einſt die Eſelin Bileams, und ſprach: warum weineſt Du? thue nach meinem Rath und Du wirſt es nachher nicht bereuen: gieb mir jeden Tag ſüße Milch und ich will Dich reich machen. Wie das der Ritter hörte, freute er ſich ſehr und verſprach dieſes getreulich erfüllen zu wollen. Alsbald ward er in kurzer Zeit ſehr reich und bekam ſchöne Kinder und großen Reichthum. Nun begab es ſich aber eines Tages, daß ſeine Frau zu ihm, ihrem Manne ſprach: Herr ich glaube, daß jene Schlange in dem Gemach, worin ſie liegt, viele Güter beſitzt: ich rathe ſie zu tödten und wir werden ihre Schätze bekommen. Er aber brachte auf Antrieb ſeiner Frau einen Hammer herzugeſchleppt, um die Schlange bei ihrem Milch-

topfe zu erſchlagen. Wie nun die Schlange den Milchtopf ſah, ſteckte ſie ihren Kopf aus einem Loche des Gemaches heraus, um nach ihrer Gewohnheit die Milch zu lecken. Als aber der Ritter dieſes bemerkte, hob er den Hammer auf und wollte damit die Schlange erſchlagen, allein dieſe ſah es auf einmal, zog den Kopf zurück und der Hieb traf den Milchtopf. Sogleich nachher verlor der Ritter Alles, was er beſeſſen hatte und ſeine Frau ſprach zu ihm: o weh, ich habe Dir einen ſchlimmen Rath gegeben, gehe alſo zu dem Loche der Schlange und demüthige Dich in Allem vor ihr, ob Du nicht vielleicht bei ihr Gnade finden kannſt. Der Ritter machte ſich alſo nach dem Gemache der Schlange auf und weinte bitterlich und bat ſie um Gnade, damit er durch ſie, wie früher, reich werden könne. Die Schlange aber ſprach zu ihm: jetzt ſehe ich, wie dumm Du biſt und daß Du auch dumm bleiben wirſt, denn es iſt unmöglich, daß nicht jener Hammerſchlag mir öfters in's Gedächtniß kommt, und es Dir einfällt, wie ich Deine Kinder getödtet und Deinen Reichthum genommen habe: darum kann kein wahrhafter Friede zwiſchen uns beſtehen. Hierüber ward der Ritter ſehr traurig und ſprach: ich verſpreche Dir auf mein Wort, daß ich nie Etwas gegen Dich verüben will, wenn ich nur Deine Gunſt wieder erhalten kann. Hierauf antwortete ihm die Schlange: mein Lieber, die Natur der Schlange iſt Verſchlagenheit und meine Worte voll von Gift müſſen Dir genug ſeyn, denn eben fällt mir der Schlag mit dem Hammer und Deine Nichtswürdigkeit ein, packe Dich weg, damit Dir nicht noch ein größeres Unglück zu Theil wird. Der Ritter aber entfernte

ſich mit großen Schmerzen von ihr und ſprach zu ſeiner Frau: weh mir, daß ich Deinen Rath ausgeführt habe. Und alſo brachten ſie nunmehr ihr Leben beſtändig in Dürftigkeit hin.

Hundertundzweiundvierzigſtes Capitel.

Von den Schlingen des Teufels, mit denen er uns zu umgarnen ſucht.

Es gab einſt einen ſehr mächtigen König, der einen Forſt anlegte und ihn mit einer Mauer umgab und mancherlei Arten von Thieren in denſelben ſetzte, an denen er ſich gar ſehr ergötzte. Es gab aber zu derſelbigen Zeit einen Mann, der als Verräther erfunden ward und ſo wegen ſeiner Schandthat aller ſeiner Habe beraubt wurde. Er wurde aber aus ſeinem Lande vertrieben und verſah ſich mit vier Hundearten und vielen Netzen, um die Thiere aus dem königlichen Forſte zu fangen und zu vernichten. Die Namen dieſer Hunde aber waren: Richer, Emuleyn, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egofin, Beamis und Renelin. Durch dieſe Hunde und ſeine Netze tödtete er aber alles Wild des Königs. Wie aber der König dieſes hörte, ward er ſehr traurig, rief ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: Liebſter Sohn, waffne Dich und ziehe mit einem Heere hinab, dieſen Verräther zu tödten oder aus meinem Reiche zu treiben. Jener aber antwortete: Vater ich bin bereit: wie ich aber von Mehreren gehört habe, iſt jener ſo mächtig, daß ich mich auf einige Zeit bei einem Mägdlein ver-

bergen muß, die an Weisheit alle andern Leute übertrifft: mit der will ich mich beſprechen und dann zum Kampfe rüſten. Der Vater aber ſprach zu ihm: gehe zum Schloſſe Varioch und Du wirſt da ein Mägdlein finden, die für ſehr klug gilt: und wenn Du im Stande biſt durch ſie unſere Widerſacher zu bekämpfen, will ich ſie zu großen Ehren erheben. Wie das der Sohn hörte, waffnete er ſich und zog, ohne daß Jemand darum wußte, in das Schloß dieſes Mägdleins, welche ihn voller Freude empfing und bei der er eine Zeit lang blieb. Hierauf begab er ſich aus dem Schloſſe und griff am achten Tage nachher den Feind ſeines Vaters mit Macht an. Endlich aber beſiegte er ihn und hieb ihm den Kopf ab. Nachher kehrte er ſiegreich zu ſeinem Vater zurück und dieſer machte ihn zum König.

Hundertunddreiundvierzigſtes Capitel.

Von der Furcht vor dem jüngſten Gericht.

Es gab einſt einen König, der das Geſetz feſtſetzte, daß wenn Jemand plötzlich des Todes ſterben müßte, man früh vor Sonnenaufgang vor ſeinem Hauſe mit Trompeten blaſen, er ſich dann ſogleich ſchwarze Kleider anziehen und zum Gericht kommen ſolle. Dieſer König ſtellte nun ein großes Gaſtmahl an und ließ alle Fürſten ſeines Reiches dazu einladen und dieſe kamen auch alle. Bei dieſem Gaſtmahle fanden ſich nun auch alle mögliche Muſiker ein, welche durch ihre ſüßen Melodieen den Gäſten viel Vergnügen machten. Der König zeigte aber keine Hei-

terkeit oder irgend ein Zeichen von Vergnügen, ſondern machte ein trauriges Geſicht und ſtieß Seufzer und Wehklagen aus. Wie das die Gäſte, ſahen wunderten ſie ſich; wagten aber nicht ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit zu fragen, ſondern ſagten zu dem Bruder des Königs, er möge doch dem Grunde dieſer Betrübniß nachforſchen: dieſer that es auch und ſagte, daß ſich alle Gäſte über ſeine ſo große Bekümmerniß verwunderten und er ſie gern erfahren möchte. Der König aber ſprach: gehe in Deine Wohnung und Du ſollſt am morgenden Tage meine Antwort hören, und alſo geſchah es. Der König aber befahl den Trompetenbläſern, ſie ſollten am folgenden Morgen vor ſeines Bruders Haus kommen, mit Trompeten blaſen und ihn dem Geſetze gemäß vor ihn führen; was ſie auch thaten. Als nun der Bruder des Königs früh Morgens Trompeten vor ſeinem Hauſe hörte, da bewegten ſich alle ſeine Eingeweide, er ſtand auf, zog ſchwarze Kleider an und begab ſich zum König. Der aber ließ eine tiefe Grube aufwerfen und über die Grube einen gebrechlichen Stuhl mit vier ſchadhaften Beinen ſtellen, ſeinem Bruder die Kleider ausziehen und ihn auf den Stuhl ſetzen. Wie er aber auf den Stuhl geſetzt worden war, befahl er, man ſolle ein ſcharfes Schwert an einem ſeidenen Faden über ſeinem Kopfe aufhängen. Hierauf befahl er vier Männern mit ſcharfen Schwertern, einer von vorn, der andere von hinten, der dritte von der rechten und der vierte von der linken Seite zu ihm zu treten, und als ſie ſich aufgeſtellt hatten, ſagte der König zu ihnen: wenn ich es Euch heißen werde, ſtoßt Ihr bei Leibesſtrafe Euere Schwerter in

ihn hinein. Hierauf ließ er Trompeten und alle Arten Instrumente bringen und vor seinem Bruder eine Tafel decken und mit verschiedenen Speisen besetzen und sprach: o mein liebster Bruder, weshalb bist Du so traurig und warum hast Du solche Kümmerniß in Deinem Herzen? Siehe hier die köstlichsten Gerichte, hier die lieblichsten Melodieen: warum bist Du nicht vergnügt und freuest Dich? Jener aber antwortete: wie kann ich froh seyn, wenn ich zum Zeichen, daß ich sterben soll, heute früh den Schall der Trompete vor meinem Hause vernommen habe und jetzt auf einen wandelbaren und zerbrechlichen Stuhl gesetzt worden bin. Wenn ich mich unbedachtsam rühre, bricht derselbe und ich falle in die Grube, aus der ich nicht wieder heraus kann. Wenn ich meinen Kopf aufrichte, wird mich das über meinem Kopf aufgehangene Schwert bis auf's Gehirn durchbohren, und vier Henker stehen um mich herum und sind bereit auf ein einziges Wort von Euch mich mit ihren Schwertern nieder zu stoßen. Wenn ich das bedenke, könnte ich mich, auch wenn ich der Herr der ganzen Welt wäre, doch nicht freuen. Darauf sprach der König zu ihm: nunmehro antworte ich Dir auf Deine Frage von gestern, warum ich nicht vergnügt sey. Ich bin wie Du auf einen wandelbaren, zerbrechlichen Stuhl gesetzt, weil ich mich in einem gebrechlichen Leibe mit vier wandelbaren Beinen, nehmlich den vier Elementen, befinde. Unter mir ist die Höllengrube, über meinem Haupte hängt ein spitziges Schwert, nehmlich Gottes Gericht, welches bereit ist meine Seele vom Körper zu scheiden, vor mir ist ein scharfes Schwert, nehmlich der Tod, der Niemanden

verschont und unverhofft kommen kann, wo und wann, weiß ich nicht. Hinter mir ist ein zweites Schwert bereit mich zu durchbohren, nehmlich meine Sünden, die ich in dieser Zeitlichkeit begangen habe, stehen bereit mich vor dem Richterstuhle Gottes zu verklagen. Das Schwert an meiner rechten Seite ist der Teufel, der herumgeht und sucht, wen er verzehre, aber immer bereit ist meine Seele zu erhaschen und sie zur Hölle zu führen. Das Schwert an meiner linken Seite aber sind die Würmer, welche mein Fleisch nach meinem Tode fressen werden. Wenn ich, mein liebster Bruder, Alles das bedenke, werde ich nimmermehr froh seyn können; wenn Du aber Dich heute so sehr vor mir, der ich doch nur ein sterblicher Mensch bin, gefürchtet hast, muß ich also um Vieles mehr meinen Schöpfer und Erlöser, unsern Herrn Jesus Christus fürchten. Gehe also hin, mein lieber Bruder, und wolle künftig nicht mehr solche Fragen an mich richten. Der aber sprang auf und dankte seinem Bruder, dem König, für die Erhaltung seines Lebens, indem er ihm die feste Verheißung gab, er wolle fortan seinen Lebenswandel bessern. Alle aber, welche zugegen waren und das hörten, lobten die Antwort des Königs.

Hundertundvierundvierzigstes Capitel.

Von dem jetzigen Zustande der Welt.

Man liest von einem gewissen König, daß sein Reich in eine plötzliche Umwälzung gerieth, daß sich das Gute

in Schlechtes, die Wahrheit in Falschheit, die Stärke in Ohnmacht und das Recht in Unrecht verkehrte. Als nun der König sich über diese Veränderung verwunderte, fragte er vier sehr weise Philosophen um den Grund derselben, und diese Philosophen begaben sich nach einer weisen Berathschlagung zu den vier Thoren der Stadt, und jeder von ihnen schrieb drei Ursachen daselbst an. Der erste schrieb: Macht ist hier Recht, daher hat das Land kein Gesetz; Tag ist Nacht, darum hat das Land keine Straße; Flucht ist der Kampf, darum ist keine Ehre im Lande. Der zweite schrieb: Eins ist zwei, darum ist das Land ohne Wahrheit; Freund ist Feind, deshalb fehlt dem Reiche die Treue; Schlecht ist gut, darum gebricht es dem Lande an Frömmigkeit. Der dritte schrieb: die Vernunft hat Zügellosigkeit bei sich, darum hat das Reich keinen Namen mehr; ein Dieb ist ihm vorgesetzt, darum ist das Land ohne Geld; die Schnecke will ein Adler seyn, darum ist keine Vorsicht in unserem Vaterlande. Der vierte schrieb: der Wille ist unser Rathgeber, darum ist das Land schlecht berathen; der Heller fällt das Urtheil, darum wird das Land schlecht regiert; Gott ist todt, deshalb ist das ganze Land mit Sündern angefüllt.

Hundertundfünfundvierzigſtes Capitel.

Von dem Wege zum Heile, welchen uns unſer Herrgott durch ſeinen Sohn geöffnet hat.

Albertus erzählt, es habe zu des Philippus Zeit eine Straße gegeben, welche zwiſchen zwei Bergen in Armenien durchführte und lange von Niemandem betreten worden war: nachher aber begab es ſich, daß dieſelbe Niemand mehr paſſiren konnte, wenn er nicht durch die verpeſtete Luft ſein Leben einbüßen wollte. Deshalb fragte nun der König ſeine Weiſen um den Grund dieſes ſo großen Uebelſtandes, keiner aber von ihnen konnte ihm die Wahrheit ſagen. Endlich ward Socrates gerufen und ſagte dem König, er möchte ein Gebäude errichten laſſen, das von gleicher Höhe mit dem Berge wäre. Hierauf ließ Socrates einen ſtählernen Spiegel machen, deſſen Oberfläche ganz geſchliffen und rein war, ſo daß man von jeder Stelle aus die Berge darin erkennen konnte und ein Reflex derſelben auf dem Spiegel war. Hierauf begab ſich Socrates in das Gebäude und erblickte zwei Drachen, den einen von der Berg- den andern von der Thalſeite, welche einander gegenüber abwechſelnd den Rachen aufſperrten und Luft ſchöpften. Während er ſie aber noch ſo anſchaute, wollte ein junger Mann, welcher die Gefahr nicht kannte, über dieſe Straße ziehen, ſtürzte aber plötzlich vom Pferde und ſtarb auf der Stelle. Socrates aber lief gleich zum

König und erzählte ihm Alles, was er gesehen hatte. Später wurden jedoch durch einen feinen Kunstgriff die Drachen gefangen und getödtet, und also eine Straße zum Heile allen Vorüberziehenden und Reisenden geöffnet.

Hundertundsechsundvierzigstes Capitel.

Wie Fürsten und Magnaten für ihre Schandthaten immerhin verklagt werden müssen.

Augustinus in seinem Buche über das Reich Gottes erzählt, daß der Seeräuber Diomedes mit einer einzigen Galeere lange Zeit hindurch auf dem Meere die Leute ausplünderte und gefangen nahm. Da er nun auf Befehl Alexanders durch viele Schiffe aufgesucht, endlich gefangen und dem Alexander vorgestellt worden war, so fragte ihn dieser also sprechend: warum bist Du ein Feind des Meeres? Jener aber erwiderte sogleich: warum Du einer des Erdkreises? Freilich weil ich das nur mit einer Galeere thue, heiße ich ein Räuber, Du aber, der Du die Welt durch eine Unzahl von Schiffen unterjochst, wirst Kaiser genannt: im Gegentheil, wenn das Schicksal sich mir gütiger zeigen wollte, würde ich mich bessern, Du aber, je glücklicher Du bist, desto schlechter wirst Du. Alexander entgegnete: Dein Schicksal will ich ändern, damit Deine Bosheit nicht dem Schicksale schuldgegeben werde. Also ward er reich durch ihn und aus einem Räuber zu einem Fürsten und einem eifrigen Rechtspfleger gemacht.

Hundertundſiebenundvierzigſtes Capitel.

Von dem Gift der Sünden, welches die Seele vergiftet.

Man erzählt von einem Könige, daß ſeine Feinde darauf dachten ihn um's Leben zu bringen, und zwar wollten ſie ihn, weil er mächtig war, durch Gift tödten. Es kamen alſo einige von ihnen in gewöhnliche Kleider verhüllt zu der Stadt, wo er ſich aufhielt. Dort war aber eine Quelle, aus welcher der König ſehr oft trank, und dieſe Quelle verſetzten ſie überall mit Gift. Der König aber wußte nichts davon, ſondern trank nach ſeiner Gewohnheit aus derſelben und war des Todes.

Hundertundachtundvierzigſtes Capitel.

Wie die Sünde hier oder dort beſtraft werden wird.

Aulus Gellius erzählt vom Amon, daß dieſer Mann, welcher ſehr reich war und aus einem Lande in ein anderes überſetzen wollte, ein Schiff miethete. Allein die Schiffer wollten ihn ſeines Geldes wegen umbringen, er erlangte jedoch von ihnen, daß er den Delphinen zu Ehren, welche ſich am Geſange des Menſchen ergötzen, ein Lied anſtimmen durfte. Als man ihn aber nachher in's Meer warf, da fing ihn ein Delphin auf und trug ihn

an's Land, und während ihn die Schiffer für todt hielten, verklagte er ſie zu Lande bei ihrem Könige, worauf ſie vor denſelben gebracht, überführt und verurtheilt wurden.

Hundertundneunundvierzigſtes Capitel.

Von dem eiteln Ruhm, der vieles Böſe in ſeinem Gefolge hat.

Valerius erzählt, daß ein gewiſſer Edle den Rath eines Weiſen einholte, auf welche Weiſe er ſeinen Namen verewigen könnte. Der antwortete ihm aber, daß, wenn er einen Fürſten umbrächte, er ſeinen Namen unvergänglich machen würde. Kaum hatte er das vernommen, als er auch den Philippus, Alexanders des Großen Vater, ermordete, um ſich einen Namen zu machen, allein bald darauf mußte er eines elenden Todes ſterben.

Hundertundfunfzigſtes Capitel.

Vom Thau der himmliſchen Gnade.

Plinius erzählt, daß es ein Land gab, in dem weder Thau noch Regen fiel; daher entſtand daſelbſt eine Trockenheit und Waſſermangel, weil daſelbſt nur ein einziger Brunnen war, der Waſſer in einer großen Tiefe enthielt. Wie nun die Leute Waſſer haben wollten, ſo begaben ſie ſich mit jeder Art von Muſikern, die ſie nur be-

ſaßen, zu dieſem Brunnen und zogen um denſelben herum, indem ſie eine ſüße Melodie aufſpielten. Als dieſe aber geendigt war, ſtieg das Waſſer bis zur Mündung des Brunnens herauf und floß im Ueberfluß heraus. Alſo erhielten die Leute Waſſer und zogen dann wieder ihres Weges.

Hundertundeinundfunfzigſtes Capitel.

Von der ſündigen und von dem Ausſatze der Sünde angeſteckten Seele, wie ſie geheilt wird.

Ein gewiſſer edler König hatte in ſeinem Reiche zwei Ritter: der eine war habſüchtig und der andere neidiſch geſinnt. Nun hatte aber der geizige Ritter eine ſchöne Frau, die in Aller Augen höchſt reizend erſchien, der neidiſche aber beſaß ein häßliches und Allen verhaßtes Weib: er hatte aber auch ein Landgut, welches an das des habſüchtigen Ritters angränzte und welches derſelbe um Alles in der Welt zu beſitzen wünſchte. Er begab ſich alſo oft zu jenem und bot ihm Vieles an, wenn er ihm ſein Gut ablaſſen wolle. Der neidiſche Ritter antwortete aber, er wolle ſein Erbe nicht verkaufen, weder für Gold noch Silber. Indeſſen fing er aus Neid an bei ſich darüber nachzudenken, wie er wohl der Schönheit der Frau des habſüchtigen Ritters einen Makel anhängen könnte, und ſprach zu dem habſüchtigen Ritter: ſo Du mein Gut zu haben wünſcheſt, verlange ich keinen andern Preis von Dir, als daß

Deine Frau eine Nacht mit mir zusammen sey. Dieser gab gleich seine Einwilligung und sagte es seiner Frau, die es ihm anfangs abschlug, sich aber endlich doch durch ihren Mann verleiten ließ und ihre Zustimmung gab. Indessen vermischte sich jener Ritter, ehe er bei ihr schlief, mit einer Aussätzigen, begab sich hierauf zu der Dame und erkannte sie, so oft es ihm gefiel. Nach diesem vertraute er ihr, daß sie den Aussatz bekommen werde, indem er sagte, wie er neidisch darüber geworden sey, daß seine Frau so häßlich sey und sie so schön, sie also deswegen also zu entstellen gesucht habe. Als sie das hörte, ward sie sehr traurig und weinte bitterlich, indem sie es ihrem Manne vertraute. Der aber ward auch sehr betrübt und sprach zu seiner Frau: ich gebe Dir folgenden Rath. Bis jetzt zeigt sich an Dir noch keine Spur des Aussatzes: hier in der Nähe außerhalb dieses Landes liegt eine große Stadt, in welcher eine Universität ist, nach der begieb Dich und mache Dich da mit Allen, welche dahin kommen, gemein: denn wer Dich zuerst besucht haben wird, der wird Deine Krankheit bekommen und Du wirst von jeglichem Aussatz geheilt werden. Also geschah es auch. Es kam aber der Sohn des Kaisers aus Liebe zu ihr dahin, ließ sie zu sich kommen und bat sie, sie möchte ihm doch zu Willen seyn; sie aber weigerte sich und sprach: ferne sey es von mir, daß ich Aermste die Beischläferin des Sohnes eines Kaisers sey. Er aber drängte sie immer mehr und mehr, sie solle ihm doch ihre Einwilligung hierzu geben: indessen dachte sie: wenn dieser Prinz den Aussatz bekäme, so würde es sehr Schade um ihn seyn, und stellte ihm vor, daß er den

Aussatz bekommen würde, wenn er sie erkennen werde. Jener aber wollte nicht von ihr lassen, erkannte sie und bekam den Aussatz. Am andern Tage aber, als sie fühlte, daß sie von demselben befreit sey, machte sie sich in ihre Heimath auf und sprach zu ihm: so es Euch begegnet, daß Ihr den Aussatz bekommt, so fliehet zu mir, denn ich will Euch, so viel ich kann, in Eurer Noth versorgen. Nach diesem ward nicht lange darauf des Kaisers Sohn aussätzig und schämte sich so, daß er sich des Nachts, ohne Jemandes Vorwissen, zu der Dame aufmachte, wo dieselbe sich damals gerade aufhielt. Als diese aber davon Wissenschaft erhalten hatte, vertraute sie es ihrem Manne mit folgenden Worten an: das ist der, welcher durch mich angesteckt worden ist und durch den ich vom Aussatze befreit worden bin. Wie aber dieser jenen so schimpflich entstellt sah, weinte er bitterlich und wies ihm ein Gemach an, in welchem er allein für sich blieb und ihm die Hausfrau persönlich aufwartete: und er blieb an diesem Orte sieben Jahre lang. Es begab sich aber, daß im siebenten Jahre einmal eine unerträgliche Hitze war, und der Aussätzige ein großes Gefäß mit Wein zu seiner Abkühlung hatte. Eine Schlange, welche sich im Garten aufhielt, kroch in das Gefäß, badete sich darin und legte sich nach dem Bade auf den Boden desselben nieder. Der Aussätzige aber wachte plötzlich aus dem Schlafe auf, und da er sehr durstig war, nahm er das Gefäß mit Wein und trank, ohne daß er es merkte, die Schlange mit hinunter. Nach Diesem fing aber die Schlange an seine inneren Theile so heftig zu benagen, daß der Aussätzige Seufzer und Klagen aus-

ſtieß und die Dame ſehr viel Mitleid mit ihm hatte. Dieſes Leiden dauerte aber drei Tage lang ohne Unterbrechung fort, am vierten aber hatte er Erbrechen, und er warf mit demſelben und dem Gifte auch die Schlange aus: ſogleich hörte auch der Schmerz auf, und von Tage zu Tage nahmen allmählig die Spuren des Ausſatzes an ihm ab, und nach Verlauf von ſieben Tagen war ſein Fleiſch von allem Ausſatze geheilt und ganz ſo wie das Fleiſch eines Kindes. Darüber freute ſich aber die Deme ſehr und bekleidete ihn mit koſtbaren Gewändern, gab ihm ein ſehr gutes Streitroß und er machte ſich hierauf zum Kaiſer auf, wo er mit Ehren empfangen wurde. Nach dem Tode ſeines Vaters aber erhielt er die Regierung und beſchloß ſein Leben im Frieden.

Hundertundzweiundfunfzigſtes Capitel.

Wie Chriſtus uns von ewiglicher Gefahr und der Teufel Belagerung frei gemacht hat.

Es gab einſt einen gewiſſen Fürſten, Namens Cleonitus, deſſen Volk in einer gewiſſen Stadt durch eine Belagerung eingeſchloſſen war. Da dieſer nun ſeinem Volke auf eine vorſichtige Weiſe rathen wollte, was demſelben nützlich wäre, ſo befahl er, einer von ſeinen Soldaten ſolle ſich nach dem Orte der Belagerung begeben und die Belagerer verhöhnen, und ordnete dabei an, daß er heimlich und künſtlich auf ſeine Waffen die Worte ſchreiben ſollte:

bleibt stark in dem Herrn und treu in der Belagerung: ich komme in der Person des Clonitus und werde die Belagerung aufheben.

Hundertunddreiundfunfzigstes Capitel.

Von zeitlicher Trübsal, welche sich endlich in ewige Freude verwandeln wird.

Es regierte einstmals der König Antiochus in der Stadt Antiochia, die von ihm ihren Namen bekommen hat, und erzeugte mit seiner Frau eine reizende Tochter. Als diese zum mannbaren Alter gekommen war und der Glanz ihrer Schönheit immer wuchs, da verlangten sie Viele mit ihrer großen und unschätzbaren Mitgift zur Ehe. Während ihr Vater aber noch mit sich zu Rathe ging, wem er vornehmlich seine Tochter zur Frau geben solle, und es selbst nicht wußte, entbrannte plötzlich in ihm eine grausame Flamme der Liebe und ungerechten Begierde nach seiner eigenen Tochter, und er fing sie an mehr zu lieben, als es sich für ihn als ihren Vater geziemte. Während er aber noch mit seiner Raserei rang und diese mit der Schamhaftigkeit kämpfte, siegte doch endlich die Liebe, und er begab sich eines Tages in das Schlafgemach seiner Tochter und hieß Alle sich daraus entfernen, als wenn er mit seiner Tochter eine geheime Unterredung haben wollte. Da ihm aber die Tollheit seiner Lust antrieb, so raubte er seiner Tochter trotz ihres Sträubens ihre Unschuld und beschmutzte ihre Schamhaftigkeit. Wie nun aber das Mägd-

lein bei sich darüber nachdachte, was sie machen solle, kam plötzlich ihre Amme zu ihr herein, und als sie dieselbe mit einem weinerlichen Gesichte erblickte, sprach sie: weshalb ist Deine Seele also niedergeschlagen? Das Mädchen aber sprach: o Theuerste, eben sind in diesem Gemache zwei edle Namen untergegangen. Die Amme aber entgegnete: Herrin, was soll das heißen? Jene aber antwortete: daß ich noch vor meiner Verehelichung durch das schändlichste Verbrechen beschimpft worden bin. Als das die Amme gehört und gesehen hatte, ward sie wie toll und sprach: und welcher Teufel hat denn die Frechheit gehabt das Bett einer Königin zu besudeln. Das Mägdlein antwortete: Gottlosigkeit hat es gethan. Die Amme erwiderte: warum zeigst Du es nicht Deinem Vater an? Das Mägdlein versetzte: wo ist denn mein Vater? wenn Du es wüßtest, wird der Name des Vaters bei mir verloren seyn, und der Tod behagt mir allein noch als Rettung. Als aber die Amme hörte, daß sie sich nach der Hülfe des Todes sehne, da redete sie ihr mit schmeichelnden Worten ab und ermahnte sie ihren Vorsatz aufzugeben. Während indessen der gottlose Vater mit heuchlerischer Miene vor seinen Unterthanen den frommen Vater spielte, freuete er sich in seinen vier Wänden der Mann seiner Tochter zu seyn, und um für immer das verfluchte Bett seiner Tochter theilen zu können, erdachte er eine neue Art von Nichtswürdigkeit um die Freier zu verscheuchen, welche sie vielleicht zur Frau begehrten. Er gab nehmlich ein Räthsel auf, indem er sich also vernehmen ließ: so Jemand die Lösung meiner Frage finden wird, der soll meine Tochter zur Frau

bekommen, wenn er dieſelbe aber nicht trifft, den Kopf verlieren. Es kamen nun aber von allen Enden der Welt ſehr viele Könige um der unglaublichen und unerhörten Schönheit des Mädchens Willen hergezogen, und wenn auch einer zufällig die Löſung des Räthſels gefunden hatte, wurde er doch, als hätte er nichts geſagt, hingerichtet und ſein Kopf über dem Thore aufgeſteckt, auf daß die Ankommenden das Bild des Todes vor ſich hätten und abgeſchreckt würden, ſich auf eine ſolche Bedingung einzulaſſen. Alles dieſes hatte er aber gethan, um ſelbſt mit ſeiner Tochter im Ehebruch leben zu können. Während aber Antiochus noch dergleichen Grauſamkeiten ausübte, kam ein gewiſſer junger Tyrier mit Namen Apollonius, der in ſeiner Vaterſtadt zu den Vornehmſten gehörte, ſehr reich war und bedeutende Kenntniſſe beſaß, auf einer Seereiſe nach Antiochia, begab ſich zu dem König und ſprach: Heil Dir, o König. Und jener ſprach: möge es Deinen Eltern in ihrer Ehe wohl gehen. Der Jüngling aber ſprach: ich erbitte mir Deine Tochter zur Gemahlin. Als aber der König hörte, was er nicht hören wollte, ſchaute er den Jüngling an und ſprach: kennſt Du die Bedingung ihrer Verheirathung? Der Jüngling entgegnete: ich kenne ſie und ſah ſie am Thore. Der König aber ward zornig und ſprach: vernimm alſo die Frage: „auf Verbrechen fahre ich, das Fleiſch meiner Mutter verzehre ich, ich ſuchte meinen Bruder und meiner Mutter Mann, und finde ihn nicht.“ Als der Jüngling dieſe Frage vernommen hatte, entfernte er ſich einige Augenblicke von dem Könige, und da er ſich nach der Hülfe ſeiner Wiſſenſchaft umſah, fand er durch

die Gnade Gottes die Auflösung der Frage, kehrte zum König zurück und sprach: mein guter Herr König, Du hast mir eine Frage vorgelegt, vernimm jetzt die Auflösung derselben. Darin nehmlich, daß Du gesagt hast: ich fahre auf einem Verbrechen, hast Du nicht gelogen: siehe Dich nur selbst an, bei den Worten aber: ich verzehre meiner Mutter Fleisch, schaue nur Deine Tochter an. Als der König aber vernahm, daß die Lösung des Räthsels von dem Jünglinge getroffen worden sey, fürchtete er, seine Sünde möchte offenbar werden, er schaute ihn daher mit zorniger Miene an und sprach: Jüngling, Du bist noch weit von der Auflösung der Frage entfernt, Du hast nicht gesagt, was wahr ist, zwar verdienst Du geköpft zu werden, allein siehe, Du sollst noch einen Zeitraum von dreißig Tagen haben, überlege Dir die Sache noch einmal, kehre in Dein Land zurück, und wenn Du die Auflösung meiner Frage findest, sollst Du meine Tochter zur Frau bekommen, wo nicht, wirst Du Deinen Hals verlieren. Der Jüngling aber ward bestürzt, nahm seine Begleiter mit sich, bestieg ein Schiff und begab sich in seine Vaterstadt. Allein nach der Entfernung des jungen Mannes rief der König seinen Haushofmeister, Namens Taliarchus, zu sich und sprach zu ihm: Taliarche, mein getreuster Geheimschreiber, wisse, daß Apollonius von Tyrus die Auflösung meiner Frage entdeckt hat: besteige also gleich ein Schiff ihn zu verfolgen, und wenn Du nach Tyrus kommst, so frage nach ihm und bringe ihn durch Gift oder Dolch um. Wenn Du zurückkehrst, sollst Du eine große Belohnung erhalten. Taliarchus aber nahm sein Schild und Geld, machte sich auf den

Weg und begab ſich nach der Vaterſtadt des Jünglings. Apollonius aber gelangte eher dahin, begab ſich in ſein Haus, öffnete alle ſeine Schränke, ſchlug alle ſeine Bücher nach und fand doch nichts Anderes, als was er dem König geſagt hatte, ſprach alſo bei ſich: wenn ich mich nicht irre, liebt der König ſeine Tochter mit einer unlauteren Brunſt. Wie er aber noch darüber nachdachte, ſagte er in ſeinem Herzen: was machſt Du Appolloni, Du haſt die Auflöſung entdeckt und doch die Prinzeſſin nicht erhalten, Du biſt alſo von Gott beſtimmt nicht unterzugehen. Alsbald ließ er Schiffe für ſich rüſten und dieſelben mit hunderttauſend Scheffeln Getreide, einer großen Laſt Silbers und vielen Kleidungsſtücken beladen, beſtieg in der dritten Stunde der Nacht mit wenigen Getreuen ein Schiff und vertraute ſich der hohen See an. Am andern Tage aber wurde er von ſeinen Mitbürgern geſucht, aber nicht gefunden, und es erhob ſich ein ungeheures Wehklagen, daß der geliebteſte Fürſt des Vaterlandes nirgends zu finden war, und es herrſchte in der ganzen Stadt eine große Trauer. Er beſaß aber die Liebe ſeiner Mitbürger in einem ſo hohen Grade, daß lange Zeit hindurch die Bartſcheerer feiern mußten, die öffentlichen Schauſpiele ruhten, die Bäder verſchloſſen wurden und Niemand weder die Tempel noch Wirthshäuſer beſuchte. Während aber die Sachen ſo ſtanden, kam Taliarchus, der vom König Antiochus geſandt war, jenen zu ermorden, an, und da er alle Häuſer verſchloſſen ſah, ſprach er zu einem Knaben: ſage mir bei Deinem Leben, warum dieſe Stadt alſo in Trauer liegt? Der Knabe aber ſprach: o Theuerſter weiſt Du denn nicht be-

reits, was Du fragst? Diese Stadt hat Trauer angelegt, weil der Fürst Apollonius nach seiner Zurückkunft vom König Antiochus sich nirgens sehen läßt. Wie das Taliarchus hörte, kehrte er voller Freude auf sein Schiff zurück, segelte wieder nach Antiochia, begab sich zu dem König und sprach: Herr, mein König freue Dich, weil Apollonius aus Furcht vor Dir sich nicht wieder hat blicken lassen. Der König aber sagte: fliehen kann er wohl, aber mir nicht entfliehen. Alsbald ließ er folgendes Edict bekannt machen: „Wer mir den Apollonius von Tyrus, den Verräther meiner Majestät, ausliefern wird, soll funfzig Goldtalente erhalten, wer aber seinen Kopf abschlagen wird, der soll hundert haben". Hierauf ließen sich nicht blos seine Feinde, sondern auch seine Freunde von der Habsucht verlocken und machten sich eilig auf dem Apollonius nachzusetzen. Man forschte aber dem Apollonius zu Wasser und zu Lande, in den Wäldern und jeglichem Schlupfwinkel nach, und fand ihn doch nicht. Darauf ließ der König ganze Schiffsflotten ausrüsten, um den Jüngling zu verfolgen, allein während sich die dazu Bestellten noch bei der Ausrüstung derselben aufhielten, kam Apollonius nach Tharsis und wurde, als er am Gestade herumspatzierte, von einem seiner Sclaven, mit Namen Clinatus, erblickt, der zu derselbigen Stunde angekommen war. Dieser aber trat zu ihm und sprach: Heil sey Dir, König Apolloni. Als der aber also begrüßt wurde, machte er es so, wie es Mächtige zu thun pflegen und beachtete den Mann gar nicht. Darüber ward der Alte sehr aufgebracht, grüßte ihn zum zweiten Male und sprach: Heil sey Dir König Apolloni, erwidere

doch meinen Gruß und wolle nicht eine durch anſtändige Sitten geſchmückte Armuth gering ſchätzen. Denn wenn Du wüßteſt, was ich weiß, würdeſt Du Dich wohl in Acht nehmen. Jener aber ſprach: ſaget mir es doch, wenn es Euch gefällig iſt. Der aber ſprach: Du biſt geächtet. Jener entgegnete aber: und wer hat denn den Fürſten ſeiner Vaterſtadt in die Acht erklärt? Elinatus aber ſprach: der König Antiochus. Weshalb denn der König Antiochus? Elinatus entgegnete: weil Du ſeyn willſt, was er als Vater iſt. Apollonius verſetzte: und für wie viel hat er mich denn geächtet? Und jener entgegnete: wer Dich ihm lebend ſtellen wird, der ſoll funfzig Goldtalente, wer ihm aber Deinen Kopf bringt, der ſoll hundert Talente als Lohn haben. Darum ermahne ich Dich, irgendwo Schutz zu ſuchen. Als Elinatus alſo geſprochen hatte, entfernte er ſich. Apollonius aber rief ihm nach und bat ihn, er möchte doch zu ihm kommen, er wolle ihm hundert Goldtalente geben, und ſprach: nimm ſie doch von meiner Armuth, weil Du ſie verdient haſt, haue mir den Kopf ab und überreiche ihn dem König: das wird ihm große Freude machen. Siehe hier haſt Du hundert Goldtalente und dabei bleibſt Du ohne Schuld, weil ich Dich aus freiem Willen dazu gedungen habe, daß Du dem König eine ſo große Freude machen ſollſt. Der Greis aber antwortete ihm: Herr, es ſey ferne von mir, daß ich um einer ſolchen Sache Willen jemals in meinem Leben eine Belohnung haben möchte: rechtliche Leute ſtellen Freundſchaft niemals dem Gelde gleich. Und nachdem er den König Apollonius noch ſehr geprieſen hatte, begab er ſich hinweg. Nach Dieſem,

als Apollonius sich noch auf demselben Flecke am Meeresufer erging, sah er einen Mann auf sich zu kommen, Namens Stranguilio, der ein betrübtes und trauriges Gesicht machte. Apollonius aber ging auf ihn los und sprach zu ihm: Heil sei Dir Stranguilio. Und dieser erwiderte: auch Dir mein König Apolloni, und setzte hinzu: sage mir doch, weshalb Du Dich an diesem Orte mit so verstörter Miene aufhältst? Apollonius sprach: weil ich die Tochter des Königs, nachdem ich die Wahrheit gesprochen hatte, zur Frau und zu meiner ehelichen Gemahlin begehrte. Ich wünsche also und bitte, daß ich, wenn es möglich ist, mich in Euerer Stadt verstecken kann. Stranguilio aber sagte: Herr Apollonius, unsere Stadt ist sehr arm und nicht im Stande Deine hohe Geburt standesgemäß aufrecht zu erhalten: außerdem leiden wir an einer schweren Hungersnoth und Getreidemangel, und unsere Mitbürger haben keine Hoffnung auf Erlösung, sondern der grausamste Tod schwebt vor unsern Augen. Apollonius aber erwiderte: danket Gott, der mich auf meiner Flucht an Euere Gränze verschlagen hat, ich will Euerer Stadt hunderttausend Scheffel Korn geben, wenn Du nur meine Flucht hierher verheimlichen willst. Als das Stranguilio hörte, warf er sich ihm zu Füßen und sprach: Herr Apollonius, wenn Du dieser verhungerten Stadt zu Hülfe kommen willst, werden wir nicht blos Deine Flucht geheim halten, sondern wenn es nöthig ist, auch für Deine Erhaltung kämpfen. Hierauf bestieg Apollonius auf dem Markte den Richterstuhl und sprach zu allen Bürgern jener Stadt, welche anwesend waren: Ihr Bürger von Tharsis, welche Getreidemangel drückt und

plagt, ich Apollonius von Tyrus will Euch helfen, denn ich denke, daß Ihr dieſer Wohlthat eingedenk ſeyn und meine Flucht geheim halten werdet. Denn wiſſet, daß ich nicht wegen meiner Reiſe, wohl aber zu Euerem Glücke hierher geführt worden bin. Ich will Euch alſo hunderttauſend Scheffel Korn um denſelben Preis geben, als ich ſie in meiner Heimath gekauft habe, nehmlich einen jeden für acht Schillinge. Wie das die Bürger hörten, daß ſie einen Scheffel um acht Schillinge kaufen könnten, wurden ſie ſehr froh, dankten ihm und fingen ſogleich an das Korn zum Gebrauche zuzurüſten. Apollonius aber nahm zwar das Geld, allein damit es nicht ſchiene, als wenn er ſeine königliche Würde abgelegt hätte und mehr ein Kaufmann als ein Wohlthäter wäre, ſchenkte er daſſelbe dem Gemeindevermögen dieſer Stadt wieder. Wie aber die Bürger dieſe ſeine ſo großen Wohlthaten erkannten, errichteten ſie ihm auf dem Markte eine Bildſäule, auf welcher er auf einem Wagen ſtehend dargeſtellt war, wie er mit der rechten Hand die Aehren brach und ſie mit dem linken Fuße austrat, und ſchrieben darunter auf das Fußgeſtell: „der Apollonius von Tyrus hat der Stadt Tharſis ein Geſchenk gegeben, welches ſie von einem ſchrecklichen Tode errettet hat". Als hierauf einige Tage verfloſſen waren, nahm er ſich vor auf den Rath des Stranguilio und ſeiner Frau Dyoniſiades nach der Tyrrhenerſtadt Pentapolis zu ſchiffen, um ſich daſelbſt zu verbergen, während ſeine Gutthaten mit Ruhe und Wohlfahrt vollzogen wurden. Er wurde alſo mit großen Ehren an's Meer geführt und beſtieg, nachdem er Allen ein Lebewohl geſagt hatte, ſein Schiff.

Allein nach drei Tagen und ebenſoviel Nächten, als er das Geſtade von Tharſis verlaſſen hatte, und er bisher mit günſtigem Winde geſegelt war, veränderte ſich auf einmal das Meer. Denn in wenigen Stunden erhob ſich nun ein Sturm, indem der Aquilo und Eurus die Flotte bedrängten: der Himmel ergoß ſich mit ungeheurem Regen, das Tyriſche Schiffsvolk ward vom Sturm vernichtet, das Schiff borſt zu gleicher Zeit, der Zephyrus wühlte das Meer auf, Hagel und dunkle Wolken lagerten ſich auf demſelben. Es bliesen aber die Winde ſo ſtark, daß der Tod Alle erfaßte, zwar haſchte Jeder nach einem Brete, allein bei einer ſolchen Finſterniß und Unwetter kamen Alle um's Leben. Apollonius allein ward durch eine Planke, die er glücklicher Weiſe erhaſcht hatte, an die Küſte der Pentapolis getrieben, und als er jetzt am Ufer ſtand und auf das nun ruhige Meer hinblickte, ſprach er alſo: o Du treuloſes Meer, lieber will ich in die Hände des grauſamſten Königs gerathen, als in die Deinigen: wohin ſoll ich mich jetzt wenden, wo ſoll ich ein Vaterland finden, welcher Bekannte ſoll mir dem Unbekannten beiſtehen? Während aber Apollonius alſo bei ſich ſprach, erblickte er einen jungen Mann, der auf ihn zukam, einen kräftigen Schiffer in einen ſchmutzigen Mantel gehüllt, und weil ihn die Noth dazu zwang, ſo warf er ſich ihm zu Füßen und ſprach unter vielen Thränen: erbarme Dich, wer Du auch biſt, eines Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, aber nicht von niedrigen, ſondern vornehmen Eltern gezeugt iſt: und damit Du es weißt, weſſen Du Dich erbarmen ſollſt, ich bin Apollonius von Tyrus, ich der

Herr meiner Vaterſtadt flehe Dich an mir das Leben zu retten. Als aber der Fiſcher die Schönheit des jungen Mannes gewahr ward, da ward er von Mitleid bewegt, hob ihn auf und führte ihn unter das Dach ſeiner Wohnung, ſetzte ihm Speiſen vor, ſo viel er nur bekommen konnte, und damit er ſeiner Mildthätigkeit noch vollſtändiger Genüge leiſten möchte, zog er ſeinen großen Kittel aus, theilte ihn in zwei Hälften, gab eine davon dem jungen Manne und ſprach: nimm, was ich habe und gehe in die Stadt, vielleicht wirſt Du da Jemanden finden, der ſich Deiner erbarmt, ſo Du aber Keinen findeſt, kehre wieder zu mir zurück und laß Dir an meiner Armuth genügen. Der Fiſcher ſetzte noch hinzu: nur daran erinnere ich Dich, daß wenn Du irgend einmal Deiner früheren Herrlichkeit zurückgegeben wirſt, Du dann die Armuth eines geringen Fiſchermannes nicht verachten magſt. Apollonius aber erwiderte: wenn ich nicht ewig Deiner gedenken werde, will ich noch einmal Schiffbruch leiden und nicht einen Mann finden wie Du biſt. Als er ſo geſprochen hatte, ſchlug er den ihm gezeigten Weg ein und trat in das Thor der Stadt. Während er aber noch darüber nachdachte, wo er Hülfe hernehmen ſolle, ſah er einen nackten Knaben durch die Straßen laufen, der ſein Haupt mit Oel geſalbt hatte und mit einem Handtuche umgürtet war, und mit lauter Stimme Folgendes ausſchrie: höret es Alle, höret es ihr Fremden und Knechte, wer ſich abwaſchen will, der trete in die Badeſtube. Wie das Apollonius vernommen hatte, zog er ſeinen alten Rock aus, begab ſich in das Bad und bediente ſich des Waſſers deſſelben. Wäh-

rend er aber alle Anweſenden einzeln anſchaute, ſuchte er einen ſeines Gleichen, fand aber keinen. Als plötzlich der König der ganzen Umgegend Altiſtrates mit einem Schwarme von Dienern hereintrat, und als der König mit ſeinen Knechten das Ballſpiel trieb, da bückte ſich Apollonius vor dem König, hob den laufenden Ball auf und ſandte ihn mit einer feinen Leichtigkeit geſchlagen wieder dem König zurück. Darauf ſprach der König zu ſeinen Dienern: entfernt Euch: denn hier iſt ein Jüngling, der es mit mir, wie ich denke, aufnehmen kann. Als Apollonius aber hörte, daß er gelobt werde, trat er muthvoll hin zum König, und nachdem er das Gefäß mit Oel und Wachsſalbe ergriffen hatte, ſalbte er ihn am ganzen Körper mit geſchickter Hand, und bähete ihn dann auf einem weichen Seſſel und hörte mit ſeinen Dienſtleiſtungen erſt auf, als jener ſich entfernte. Und der König ſprach zu ſeinen Freunden, nach dem Weggange des Jünglings: ich ſchwöre Euch, daß ich mich in Wahrheit nie beſſer gebadet habe, als heute durch dieſes Jünglings Dienſtfertigkeit, ob ich gleich nicht weiß wer er iſt: dabei ſah er einen ſeiner Diener an und ſprach: ſiehe zu, wer der Jüngling iſt, der mich bedient hat. Jener aber folgte dem jungen Manne und ſah, daß er mit einem ſchmuzigen und ſchlechten Mantel bekleidet war, kehrte zum König zurück und ſprach: der junge Mann iſt ein Schiffbrüchiger. Der König erwiderte: woher weißt Du das? Und jener verſetzte: auch ohne daß er es ſagt, zeigt es ſeine Kleidung an. Der König aber ſprach: gehe ſchnell hin zu ihm und ſage ihm: der König läßt Dich bitten, Du möchteſt heute an ſeiner Tafel ſpeiſen. Wie das Apol-

lonius hörte, freuete er ſich ſehr und begab ſich mit dem Diener zum Könige. Der Diener trat aber eher in deſſen Gemach und ſprach: der Schiffbrüchige iſt da, allein wegen ſeiner ſchmuzigen Kleidung ſchämt er ſich herein zu kommen. Und gleich ließ ihn der König mit ſeiner würdigen Gewändern bekleiden und in das Speiſezimmer treten. Als aber Apollonius in den Speiſeſaal getreten war, ſetzte er ſich an einem ihm angewieſenen Orte, dem Könige gegenüber nieder: es wurde zuerſt ein Frühſtück, dann aber ein königliches Mahl aufgetragen, allein Apollonius langte nicht zu, abgleich Alles ſpeiſte, ſondern betrachtete mit Thränen in den Augen das goldene und ſilberne Geſchirr und die Diener des Königs. Darauf ſprach einer von den Gäſten zum König: wenn ich nicht irre, beneidet dieſer junge Mann da Dein Glück. Der König aber entgegnete: Dein Verdacht iſt ungegründet: er beneidet nicht mein Glück, wohl aber trauert er darüber, daß er ſo viel verloren hat. Hierauf ſchaute der König dem Apollonius in's Geſicht und ſprach zu ihm mit freundlicher Miene: Jüngling, iß doch mit uns und hoffe, daß Gott Dir ein beſſeres Schickſal verleihen wird. Während er ihm aber noch alſo zuredete, da trat plötzlich die Tochter des Königs, eine erwachſene Jungfrau, herein und küßte ihren Vater und alle ſeine an der Tafel befindlichen Freunde. Wie ſie aber einen Jeden geküßt hatte, kehrte ſie zu ihrem Vater zurück und ſprach: guter Vater, wer iſt der junge Mann, der den Ehrenplatz Dir gegenüber inne hat und ſo betrübt iſt. Der König aber ſprach: o mein ſüßes Töchterlein, dieſer Jüngling hat Schiffbruch gelitten und mir in der

Ringschule viel Liebesdienste erzeigt: darum habe ich ihn zu Tische geladen, wer er aber ist, weiß ich nicht: so Du es aber wissen willst, so frage ihn, denn es ist recht, daß Du Alles erfährst, und vielleicht wirst Du Mitleid mit ihm empfinden, wenn Du ihn kennen gelernt hast. Als das das Mädchen hörte, trat sie zu ihm und sprach: mein Lieber, Dein edles Aussehn zeugt von Deiner adeligen Abstammung, wenn es Dir nicht unangenehm ist, so verkündige mir Deinen Namen und Deine Begebenheiten. Jener aber erwiderte: wenn Du meinen Namen wissen willst, den habe ich auf dem Meere verloren, wenn meinen Adel, den habe ich in Tyrus gelassen. Das Mädchen aber sprach: rede deutlicher, damit ich Dich verstehen kann. Darauf erzählte ihr Apollonius alle seine Unglücksfälle und nannte ihr seinen Namen. Als er aber seine Rede geendigt hatte, fing er an Thränen zu vergießen, und der König sprach, als er ihn weinen sah, zu seiner Tochter: mein süßes Kind, Du hast Unrecht gethan, daß Du den Namen und die Schicksale dieses jungen Mannes zu wissen verlangtest, denn Du hast seinen alten Schmerz von Neuem hervorgerufen. Meine süße Tochter, da Du jetzt die Wahrheit weißt, so ist es billig, daß Du ihm Deine königliche Milde zu Theil werden lässest. Als aber das Mägdlein den Willen ihres königlichen Vaters vernommen hatte, blickte sie den Jüngling an und sprach: Apollonius, Du bist jetzt der unsere, lege Deine Trauer ab, denn mein Vater wird Dich wieder reich machen. Apollonius aber dankte ihr mit Seufzen und Ehrerbietung. Darnach sprach der König zu seiner Tochter: hole Deine Leier, auf daß

Du mit Deinem Geſange unſere Gäſte erheiterſt. Hierauf ließ ſich die Prinzeſſin ihre Leier bringen und begann dieſelbe lieblich zu ſpielen. Alle aber fingen an ſie zu preiſen und zu ſagen: man kann nichts Schöneres noch Süßeres hören. Allein aber von ihnen ſchwieg Apollonius, und der König ſprach zu ihm: Apollonius, Du thuſt nicht recht, Alle loben meine Tochter bei ihrem Spiele, warum findeſt Du allein keinen Gefallen an ihr? Jener aber ſprach: guter König, wenn Du mir es geſtatteſt, will ich Dir ſagen, was ich denke: Deine Tochter hat zwar die Muſik angefangen, allein ſie noch nicht vollkommen inne. Befiehl alſo, daß man mir die Leier übergiebt, und Du ſollſt ſogleich erfahren, was Du bisher noch nicht wußteſt. Der König aber verſetzte: Apolloni, ich ſehe, daß Du in allen Dingen wohl unterrichtet biſt. Hierauf ließ er ihm die Leier geben und ſchmückte ihm, als er hinausgegangen war, das Haupt mit einem Kranze. Jener aber nahm die Leier, trat wieder in den Speiſeſaal und ſpielte ſo lieblich vor dem König, daß ihn Alle nicht mehr für Apollonius, ſondern für Apollo ſelbſt hielten. Die Gäſte aber ſprachen zum König, ſie hätten nie etwas Beſſeres gehört oder geſehen. Wie aber die Königstochter Solches vernahm, ſchaute ſie den Jüngling an und ward von Liebe zu ihm ergriffen, ſprach alſo zu ihrem Vater: o Vater, erlaube, daß ich dem Jüngling geben darf, was mir beliebt. Der König aber ſprach: ich geſtatte es. Hierauf wandte ſie ihren Blick auf Apollonius und ſprach zu ihm: Meiſter Apollonius, empfange von der Gütigkeit meines Vaters zweihundert Goldtalente, vierhundert Pfund Silbers, reichliche Gewän-

der, zwanzig Sclaven und zehn Dienerinnen; zu diesen aber sprach sie: holet was ich ihm eben versprochen habe, und in Gegenwart der Freunde des Königs und bei geöffneten Thüren des Speisesaals wurde Alles auf Befehl der Prinzessin hereingebracht. Hierauf standen aber Alle auf und begaben sich, nachdem sie sich bei'm König beurlaubt hatten, hinweg. Apollonius aber sprach: guter König, Du Erbarmer der Unglücklichen, und Du Prinzessin, Du Freundin der Wissenschaften und Gönnerin der Weltweisheit, lebet wohl. Hierauf wandte er sein Gesicht zu den Dienern, welche ihm die Prinzessin verehrt hatte und sprach: nehmet Ihr Diener, was mir geschenkt worden ist, und laßt uns gehen und eine Herberge suchen. Das Mädchen aber fürchtete, sie möchte ihren Geliebten verlieren, und ward sehr traurig, blickte ihren Vater an und sprach: guter König und liebster Vater, willst Du es haben, daß Apollonius, der erst heute durch uns wohlhabend geworden ist, dahin gehe und ihm böse Menschen wieder abnehmen, was wir ihm geschenkt haben? Darauf befahl der König eilig, es solle jenem ein Zimmer angewiesen werden, wo er ruhig und seinem Stande gemäß schlafen könne. Das Mägdlein aber, welches von Liebe entbrannt war, hatte eine unruhige Nacht und begab sich daher früh Morgens in das Schlafgemach ihres Vaters. Als sie derselbe aber gewahr wurde, sprach er zu ihr: was heißt das, daß Du wider Deine Gewohnheit so frühzeitig erwacht bist? Das Mägdlein aber entgegnete: ich konnte keine Ruhe finden, weshalb ich Dich, liebster Vater, ersuche, daß Du mich dem jungen Manne zu unterrichten giebst, auf daß ich

die Muſik und andere Dinge erlernen kann. Wie das der König hörte, freuete er ſich, ließ den Jüngling zu ſich rufen und ſprach zu ihm: Apolloni, meine Tochter wünſcht ſehr Deine Kunſt zu erlernen, ich bitte Dich alſo, daß Du ihr Alles zeigſt, was Du ſelbſt weißt: ich will Dir dafür einen Deiner würdigen Lohn zahlen. Jener aber ſprach: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu leiſten. Er unterrichtete alſo das Mägdlein in Allem, was er ſelbſt gelernt hatte. Allein die Prinzeſſin ward nach Dieſem aus allzugroßer Liebe zu dem Jüngling krank, und da der König ſah, daß ſeine Tochter ein Unwohlſeyn angefochten habe, ließ er ſeine Aerzte kommen. Dieſe aber befühlten die Adern und einzelnen Theile des Körpers derſelben, konnten aber nirgends eine Krankheit entdecken. Nach wenigen Tagen aber begrüßten drei ſehr edle junge Männer, die ſeit langer Zeit die Prinzeſſin ſchon zur Ehe begehrt hatten, den König wie mit einem Munde, und der König blickte ſie an und ſprach: was wollt Ihr denn? Sie aber entgegnete: deswegen, weil Du uns öfters verſprochen haſt, einem von uns Deine Tochter zur Gemahlin zu geben, darum ſind wir heute zuſammen hierher gekommen. Wir ſind Deine Unterthanen, reich und von edeln Eltern erzeugt: wähle alſo einen von uns dreien, welchen Du zum Schwiegerſohne haben willſt. Der König aber erwiderte: Ihr habt mich zu einer unpaſſenden Zeit geſtört: meine Tochter liegt jetzt den Wiſſenſchaften ob, iſt aber aus lauter Liebe zum Studieren unpaß geworden, damit ich jedoch nicht ſcheine Euch hinhalten zu wollen, ſo ſchreibt mir auf Euere Schreibtafeln Euere Na-

men und die Größe Eueres Erbtheils, die will ich dann meiner Tochter einhändigen, und sie mag dann selbst den wählen, welchen sie haben will. Jene aber thaten also: der König aber nahm, was sie geschrieben hatten, las es, drückte sein Siegel darauf und übergab es mit folgenden Worten dem Apollonius: Meister, nimm diese Papiere und händige sie Deiner Schülerin ein. Apollonius aber nahm sie und brachte sie dem Mägdlein. Als aber die Prinzessin den erblickte, welchen sie liebte, sprach sie: Meister, was giebt es, daß Du allein in mein Gemach trittst? Apollonius aber erwiderte: nimm diese Schreibtafeln, welche Dir Dein Vater sendet, und lies. Das Mägdlein öffnete aber die Schreibtafeln, las die drei Namen ihrer Freier, warf sie auf die Erde, blickte ihren Apollonius an und sprach zu ihm: Meister Apollonius, thut es Dir nicht leid, daß ich einem Andern zur Ehe gegeben werden soll? Jener aber entgegnete: nein, denn Alles was Dir geschieht, wird auch für mich Ehre und Gewinn seyn. Das Mägdlein aber sprach: Meister, wenn Du mich liebtest, würde es Dir weh thun. Hierauf schrieb sie eine Antwort darunter, versiegelte die Schreibtafel wieder und übergab sie dem Apollonius, daß er sie dem König überbrächte. Sie hatte aber so geschrieben: mein König und theuerster Vater, da mir Deine Huld gestattet hat Dir zu antworten, so schreibe ich Dir jetzt wieder: ich wünsche jenen Schiffbrüchigen zu meinem Ehegemahl zu haben. Als das der König gelesen hatte und die Meinung seiner Tochter nicht verstand, was für einen Schiffbrüchigen sie meine, wandte er sich zu den Jünglingen und sprach zu ihnen: wer von Euch hat Schiff-

bruch gelitten? Einer aber von ihnen, Namens Ardonius, ſprach: ich. Ein anderer aber ſagte: daß Dich die Peſt treffe und Du nie wieder geſund und wohl werdeſt, da ich Dich als meinen Geſpielen von klein auf kenne und Du niemals aus dem Thore dieſer Stadt gegangen biſt, daß Du hätteſt Schiffbruch erleiden können. Als nun der König nicht hatte finden können, wer von ihnen Schiffbruch gelitten hatte, ſchaute er den Apollonius an und ſprach: nimm dieſe Brieftafel und lies: denn es wäre wohl möglich, daß Du das, was ich nicht verſtehe, weißt, da Du dabei wareſt, als ſie ſchrieb. Apollonius aber nahm das Schreiben, durchlief es ſchnell und erröthete, als er merkte, daß er geliebt ſey. Hierauf ſprach der König zu ihm: Apolloni, haſt Du den Schiffbrüchigen herausgefunden? Jener ſagte aber nur wenig Worte, weil er ſich ſchämte. Hierin konnte man aber recht die Weisheit des Apollonius inne werden, denn, wie der Weiſe ſpricht: Weisheit mangelt bei'm Schwatzen. Daher ſagt der erſte Brief Petri im zweiten Capitel: Chriſtus hat Euch ſein Vorbild gelaſſen, daß Ihr ſollt nachfolgen ſeinen Fußtapfen, welcher keine Sünde gethan hat, iſt auch kein Betrug an ſeinem Munde erfunden worden: wie es Johannis am erſten heißt: laßt uns ihm alſo nachahmen, indem wir nichts Böſes reden oder Scheltwort mit Scheltwort vergelten: ſondern laßt uns unſere Zunge im Zaume halten, auf daß ſie öfter ſegne, denn fluche: und alſo wird ſie ein Werkzeug ſeyn zum ſchnellen Schreiben, das heißt des heiligen Geiſtes, der uns ſeine Gaben plötzlich eingießt, wie geſchrieben ſteht: plötzlich erhob ſich eine Stimme am Himmel ꝛc. Darum heißt

es im zweiten Briefe Petri im ersten Capitel: wer gute Tage sehen will, der halte seine Zunge ab vom Bösen und seine Lippen mögen nicht Betrug reden: das heißt: er darf dieses weder bei sich heimlich murmeln, noch äußerlich einen Fluch ausstoßen: und also kann er sein Leben hier in zeitlichem, in der Zukunft aber in ewiglichem Frieden hinbringen. Denn der erste Friede wird im Ganzen dadurch erhalten, daß der Mensch nicht vermittelst seiner Zunge in böse Scheltworte ausbricht, die seine Nächsten beleidigen, und das ist der Anfang des ewigen Friedens. Daher sagt der Psalmist: im Frieden will ich schlafen und ruhen. Denn gleichwie die Zunge eines guten und friedfertig redenden Mannes durch die Tugend Gottes geleitet wird, also auch die Stimme des Fluchenden durch böse Geister, welche ihm dienen: wie geschrieben steht: in unserem Garten steht ein weißer Dornstrauch, auf welchem die Vögel ausruhen. Unter dem Garten aber müssen wir unsern Mund verstehen, der mit einem doppelten Zaune umgeben ist, nehmlich den Zähnen und Lippen, und zwar aus keinem andern Grunde, als daß wir unserer Zunge einen Wächter bestellen, auf daß sie nichts Anderes spricht, als was zur Ehre Gottes ist. Ein Dornstrauch aber, der in einem Garten steht, heißt unsere Zunge durch ein Gleichniß, weil sie wie ein wirklicher Dorn sticht. Also sagt Matthäus im sechsundzwanzigsten Capitel: und flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm auf sein Haupt, also daß das Blut durch die gewaltigen Stiche jener Dornen aus seinem gesegneten Leibe strömte. Also sticht auch der Dorn, welcher Zunge genannt wird, den Menschen, indem

er ihm bald ſeinen guten Namen nimmt, bald von ſich lügt, bald Böſes, was Andern unbekannt iſt, an den Tag bringt, wovor man ſich beſonders hüten muß. Die Vögel aber, welche auf jenem Dornbuſche ausruhen, das ſind die Teufel, welche den Menſchen vorzüglich zu ſolchen Fehlern veranlaſſen, auf daß er ihr Diener werde. Darum werden ſie beim jüngſten Gericht alſo über ihn reden: o Du gerechter Richter, überlaſſe uns dieſen Menſchen; er der nicht durch Tugend Dir angehören wollte, iſt durch Bosheit jetzt unſer geworden. Ein Jeder mag alſo ſeine Zunge im Zaume halten, was Cato die erſte Tugend nennt. Aber um wieder auf unſere Geſchichte zurück zu kommen, wie der König merkte, daß ſeine Tochter dieſen haben wollte, ſprach er zu den andern: ſobald ich Zeit habe, werde ich zu Euch kommen. Dieſe aber nahmen Abſchied von ihm und gingen ihres Weges. Der König begab ſich nun allein zu ſeiner Tochter hinein und ſprach: was für einen Gemahl haſt Du Dir auserleſen? Sie aber warf ſich ihm mit Thränen zu Füßen und ſprach: theuerſter Vater, ich will den ſchiffbrüchigen Apollonius haben. Wie aber der König ſeine Tochter in Thränen ſah, hob er ſie auf von der Erde und ſprach alſo zu ihr: ſüßes Töchterlein, denke an nichts Anderes, denn Du haſt Dir den erkoren, für welchen auch ich geweſen bin, ſobald ich ihn nur erblickt hatte. Weil ich nun aber Dein lieber Vater bin, ſo will ich Deinen Hochzeitstag ohne Verzug feſtſetzen. Am folgenden Tage wurden nun die Freunde des Königs aus den benachbarten Städten herbeigerufen, und der König ſprach zu ihnen: Ihr Lieben, meine Tochter will ihren Lehrer Apollonius heirathen,

ich bitte Euch alſo, daß Ihr Euch des alle freuen möget, weil ſich meine Tochter einem ſo klugen Manne vermählt. Als er ſo geſprochen hatte, beſtimmte er einen Tag zu ihrer Vermählung, ſie aber wurde ſchnell ſchwanger, und als ſie ein Kind unter ihren Herzen trug, begab es ſich, daß ſie mit ihrem Manne, dem König Apollonius, am Ufer des Meeres ſpazieren ging und ein koſtbares Schiff erblickte. Apollonius aber erkannte, daß es aus ſeinem Vaterlande ſey, wandte ſich alſo zu dem Schiffsherrn und ſprach: wo kommſt Du her? Jener aber erwiderte: von Tyrus. Apollonius aber entgegnete: das iſt der Name meiner Vaterſtadt. Der Andere erwiderte: alſo biſt Du ein Tyrier. Und jener ſprach: es iſt ſo, wie Du ſagſt. Darauf ſagte der Schiffherr: kennſt Du vielleicht einen Fürſten aus dieſer Deiner Vaterſtadt, der Apollonius heißt? Ich bitte Dich, daß wo Du ihn auch erblicken magſt, Du ihm ſageſt, er möge ſich freuen und gutes Muthes ſeyn, weil der König Antiochus ſamt ſeiner Tochter vom Blitz getroffen worden iſt, und die Schätze ſeines Reiches zu Antiochia für den Apollonius aufbewahrt werden. Wie das Apollonius hörte, ſprach er voll Freude zu ſeiner Gemahlin: ich bitte Dich, laß mich von hier ziehen, um mein Reich in Beſitz zu nehmen. Jene aber ſprach, indem ſie Thränen vergoß: o Herr, wenn Du auf einer weiten Reiſe wäreſt, müßteſt Du zu meiner Niederkunft herbeieilen, und jetzt willſt Du Dich entfernen, da Du doch bei mir biſt: ſo Du es aber willſt, wollen wir zuſammen dorthin ſchiffen. Hierauf ging ſie zu ihrem Vater und ſprach: o geliebter Vater, freue Dich mit uns, weil der alte König

Antiochus ſamt ſeiner Tochter durch das Gericht Gottes vom Blitze erſchlagen worden iſt, ſeine Schätze aber und ſeine Krone für uns aufbewahrt werden; erlaube alſo, daß ich mit meinem Manne dorthin fahren darf. Der König aber freuete ſich ſehr, ließ Schiffe an's Geſtade ziehen und mit allen möglichen Gütern beladen, befahl auch, daß eine Amme Namens Ligozis und eine Wehmutter, der Entbindung ſeiner Tochter wegen, die Reiſe mitmachen ſollten, gab ihnen die Erlaubniß abzureiſen, begleitete ſie bis an's Ufer und gab ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohne viele Küſſe mit auf den Weg. Als ſie aber einige Tage auf dem Meere geweſen waren, da erhob ſich ein gewaltiges Ungewitter, und die Prinzeſſin ward durch die Geburt einer Tochter ſo ſchwach, daß ſie todt zu ſeyn ſchien. Wie das ihre Dienerinnen bemerkten, erhoben ſie ein lautes Geſchrei und Geheul, Apollonius eilte herbei, und als er ſeine Gemahlin wie todt daliegen ſah, da riß er die Kleider von ſeinem Leibe, warf ſich unter Thränenſtrömen über ihren Körper hin und ſprach: theures Weib, Tochter des Altiſtrates, was ſoll ich Deinem Vater über Dich antworten? Kaum hatte er alſo geſprochen, ſo ſagte der Steuermann zu ihm: kein Schiff kann einen Leichnam ertragen, befiehl alſo den Körper in's Meer zu werfen, auf daß wir dem Tode entrinnen können. Apollonius aber ſprach zu ihm: was ſagſt Du, Schändlicher? Du willſt alſo, daß ich dieſen Körper in's Meer werfe, der mich, als ich ſchiffbrüchig und arm war, aufgenommen hat. Er berief alſo ſeine Diener zu ſich und ſprach: machet einen Sarg mit Oeffnungen und verklebt ſie mit Erdharz: hin-

ein aber leget eine bleierne Tafel und befestigt sie darin. Als nun das Behältniß fertig war, legten sie die Prinzessin mit köstlichem Schmuck geziert in den Sarg und eine Menge Gold unter ihrem Kopf; hierauf gab er unter vielen Thränen dem Leichnam einen Kuß, befahl das Kind aufzuziehen und sorgsam zu ernähren, um dem König statt seiner Tochter eine Enkelin zeigen zu können, und gebot unter vielem Weinen den Sarg in's Meer zu senken. Am dritten Tage warf aber die Meeresfluth den Kasten an das Gestade von Ephesus nicht weit vom Hause eines Arztes, Namens Cerimon, der mit seinen Schülern an selbigem Tage am Meeresufer spazieren ging. Als der nun den Kasten, welchen die Wellen an's Land geworfen hatten, vor sich liegen sah, sprach er zu seinen Dienern: hebet diesen Kasten auf und traget ihn aber mit möglichster Behutsamkeit nach meinem Landgute. Als sie das gethan hatten, öffnete ihn der Arzt und erblickte darin ein mit königlichem Schmuck geziertes und sehr schönes Frauenzimmer. Alle aber, die ihre Schönheit erblickten, wunderten sich sehr, denn es war in ihr eine wahrhaft strahlende Schönheit, so daß die Natur an ihr weiter nichts Fehlerhaftes hervorgebracht hatte, als daß sie dieselbe nicht hatte unsterblich werden lassen. Denn ihre Haare waren glänzend wie Schnee, unter ihnen aber thronte die milchweiße Fläche der Stirne, auf der sich auch nicht eine einzige häßliche Runzel zeigte. Ihre Augen aber waren wie zwei kreisende Sterne, an Geschwindigkeit, nicht aber an Entgegenkommen denselben ähnlich, denn sie waren durch einen bescheidenen Blick gefesselt und versprachen die Beständigkeit eines treuen Gemüths. Auch

ihre Augenlieder hatte die Natur auf eine reizende Weiſe mit ihren Augenwimpern in Einklang gebracht; auch ihre Naſe bildete eine vollkommen gerade Linie, indem ſie auf angenehme Weiſe die beiden Theile des Geſichts durchſchnitt, ſie erhob ſich aber weder durch allzugroße Länge nach vorn zu, noch war ſie durch allzugroße Kürze abgeſchnitten, ſondern zeigte ſich in einem ſchicklichen Ebenmaße. Ihr Hals, glänzender als die Strahlen der Sonne und mit Halsgeſchmeiden verziert, verſetzte Aller Augen in wunderbares Entzücken. Ihr übriger Körper war aber weder zu klein, noch durch eine allzugroße Fülle ſtrotzend, ſo daß durchaus Niemand an ihr etwas auszuſetzen hatte. Aus ihrer Bruſt traten aber zwei reizende Aerme, wie Aeſte aus dem Stamme eines Baumes hervor, ihre Finger hatten eine verhältnißmäßige Größe, indem der Glanz derſelben ſogar nicht an dem Ebenmaße der Nägel überſehen war. Da nun aber dieſe außerordentliche Schönheit durchaus keine Beimiſchung von irgend etwas Entſtellendem duldete, ſo konnte man dabei auch eine beſondere Vollkommenheit ihrer Seele bemerken, da durch die Schöpfung der göttlichen Macht ſowohl Handlungen als Körperkraft in einem gehörigen Verhältniſſe zu einander ſtehen müſſen, und jegliche That eines Handelnden nur auf einer Vorherbeſtimmung beruht, ſo daß alle Schönheit des auswendigen Leibes erſt von der innern Schönheit der Seele ausgeht, weshalb man ſagt, daß die mannigfaltigen Vorzüge der Geſtalt ſich der Maſſe des Stoffes anpaſſen. Dieſes beſte Verhältniß fand aber zwiſchen dem Körper und der Seele dieſer Prinzeſſin ſtatt. Als nun der Arzt ſie wie todt vor ſich liegen

ſah, erſtaunte er und ſprach: o liebes Mädchen, warum biſt Du ſo verlaſſen? Er ſah aber, daß unter ihrem Haupte eine Summe Goldes lag, und auf dem Golde eine beſchriebene Tafel; und ſprach: wir wollen doch ſehen, was dieſe Schreibtafel enthält. Als er ſie geöffnet hatte, fand er folgendes darauf geſchrieben: wer dieſen Sarg findet, den bitte ich, daß er zehn Goldſtücke für ſich behält, fünf aber auf das Begräbniß dieſes Leichnams verwendet; denn dieſer Leichnam hat ſeinen Angehörigen viele Thränen und bittere Schmerzen hinterlaſſen; ſo aber Jemand anders thut, als der Schmerz von ihm fordert, der möge des Todes ſeyn und Niemanden finden, der ſeinen Leib dem Grabe übergebe. Als nun jener dieſes Schreiben durchgeleſen hatte, ſprach er zu ſeinen Dienern: laßt uns dem Körper gewähren, was der Schmerz von uns fordert. Alsbald ließ er einen Scheiterhaufen erbauen, allein während man noch damit beſchäftigt war, denſelben aufzurichten um den Körper darauf zu legen, kam ein junger Schüler des Arztes dazu, der jedoch, was ſein Genie anging, ein Greis zu ſeyn ſchien. Als dieſer den ſchönen Leichnam auf dem Scheiterhaufen liegen ſah, erblickte ihn auch ſein Meiſter und ſprach zu ihm: Du kommſt zur guten Stunde, denn eben wartete ich auf Dich: nimm dieſe Flaſche mit Salbe und gieße ſie, was das Letzte bei dem Begräbniß iſt, über den Leichnam. Alſo trat der Jüngling zu dem Leichnam und zog deſſen Gewänder weg, und goß mit ſeiner Hand die Salbe über den ganzen Körper, fühlte aber dabei Leben am Herzen deſſelben. Der Jüngling erſtaunte, fühlte den Puls, und entdeckte Lebenszeichen; prüfte hierauf die

Naſenlöcher und legte ſeine Lippen auf den Mund des Leichnams und entdeckte Leben, welches noch mit dem Tode rang; hierauf ſprach er alſo zu den Dienern: ſtecket langſam Fackeln an dieſe vier Enden, nehmt Euch aber in Acht. Als hierauf das Blut, welches erſtarrt war, flüßig ward, und dieſes der Jüngling gewahr wurde, ſprach er zu ſeinem Meiſter: das Frauenzimmer, welches Du für todt hältſt, lebt, und ich will, damit Du mir Glauben beimiſſeſt, Dir ſolches durch einen Verſuch beweiſen. Als er ſo geſprochen hatte, hob er die Prinzeſſin auf und trug ſie in ſein Schlafzimmer, und legte ihr heißes Oel auf die Bruſt; hierauf feuchtete er Wolle an und legte ſie auf ihren Körper, ſo daß das Blut, welches innerlich erſtarrt war, durch die Wärme wieder zum Fließen kam und der Athem anfing durch ihr Mark zu ziehen; hierauf öffnete er ihr die Adern; ſie ſchlug die Augen auf, holte Athem und ſprach, indem ſie wieder zu ſich kam: wer biſt Du? berühre mich nicht anders, als es ſich geziemt, denn ich bin die Tochter eines Königs und Gemahlin eines Königs. Als das der Jüngling hörte, ward er voller Freude, begab ſich in das Zimmer ſeines Meiſters und ſprach zu ihm: ſiehe, Meiſter, das Frauenzimmer lebt. Der aber ſprach: ich bin mit Deiner Erfahrung zufrieden, lobe Deine Kunſt, bewundere Deine Klugheit. Höre von jetzt an ſorgfältig auf meinen Rath: ſey nie undankbar gegen Deine Kunſt. Empfange hier Deinen Lohn, denn dieſes Frauenzimmer hat eine große Summe Geldes bei ſich gehabt; hierauf befahl er ſie mit friſchen Kleidern, geſunden Speiſen und den beſten Stärkungsmitteln zu laben, und nach

wenigen Tagen, als er erfahren hatte, daß sie aus königlichem Blute entsprossen sey, rief er seine Freunde zu sich und nahm sie an Kindesstatt an. Sie aber bat ihn flehentlich, daß sie von Niemandem berührt werden möchte und unter den Priesterinnen der Diana dienen dürfe, worauf er sie mit Frauen dahin sandte, auf daß sie daselbst unverletzt bewahrt würde. Indessen segelte Apollonius mit großer Trauer dahin und landete durch die Führung Gottes zu Tharsus: hier stieg er aus und begab sich in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades, und erzählte ihnen, nachdem er sie begrüßt hatte, alle seine Unglücksfälle, indem er also sprach: zu meinem großen Kummer ist mir meine Frau gestorben, meine Tochter aber erhalten worden, worüber ich mich sehr freue. Darum, so ich mich auf Euch verlassen kann, will ich mein verloren gegangenes Reich, welches mir aufgehoben worden, nicht annehmen, aber auch nicht zu meinem Schwiegervater zurückkehren, dessen Tochter ich auf dem Meere verloren habe, sondern ich will lieber Handelsgeschäfte treiben: Euch aber vertraue ich mein Kind an, daß sie mit Euerer Tochter Philomacia erzogen werde, und meine Tochter den Namen Tharsia erhält. Außerdem wünsche ich, daß Ligozis, die Amme meiner Frau, auch die Sorge für Dein Mädchen noch übernimmt. Mit diesen Worten übergab er dem Stranguilio das Kind, händigte ihm Gold und Silber und eine große Menge Kleider ein, und schwur, er wolle nicht eher sein Haar, seinen Bart und seine Nägel verschneiden, bis er seine Tochter verheirathet habe. Jene aber erstaunten gar sehr, schwuren ihm aber einen schweren Eid,

daß ſie ſeine Tochter mit allem Fleiße erziehen wollten. Apollonius beſtieg nun ein Schiff und fuhr in ferne Länder. Indeſſen ward die Jungfrau Tharſia, als ſie fünf Jahr alt geworden war, ſamt der Philomacia, der Tochter jener Leute, die mit ihr von gleichem Alter war, in die Schule geſchickt: als ſie nun aber das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und einſtmals aus dem Hörſaale nach Hauſe kam, fand ſie ihre Amme Ligozis von plötzlichem Unwohlſeyn ergriffen, ſetzte ſich neben ſie und fragte ſie um die Urſache ihrer Krankheit. Die Amme aber ſprach zu ihr: Gutes Kind, höre auf meine Worte und bewahre ſie in Deinem Herzen. Wen hältſt Du für Deinen Vater, oder Deine Mutter, oder Deine Vaterſtadt? Das Mädchen aber entgegnete: meine Vaterſtadt iſt Tharſus, mein Vater Stranguilio und meine Mutter Dyoniſiades. Da ſeufzte ihre Amme und ſprach: höre, meine Tochter, die Geſchichte Deiner Geburt, damit Du weißt, was Du nach meinem Tode thun mußt. Dein Vater heißt Apollonius, Deine Mutter aber war Lucina, eine Königstochter. Als ſie Dich gebar, gab ſie ihren Geiſt auf und ſtarb, Dein Vater Apollonius aber ließ einen Sarg machen und ſie mit ihrem königlichen Schmucke in's Meer verſenken und legte ihr zwanzig Goldſtücke unter das Haupt, damit, wohin ſie auch von den Wellen getrieben würde, ihr dieſe nützen könnten. Das Schiff gelangte nun, trotz dem Widerſtande der Winde, mit Deinem trauernden Vater und Dir, die Du noch in der Wiege lagſt, an dieſe Stadt, und der Tyrier Apollonius vertraute Dich und mich dieſem ſeinen Gaſtfreunde, dem Stranguillio und der Dyoniſiades an, und that ein Ge-

lübde, er wolle nicht eher ſeinen Bart, ſeine Haare und Nägel verſchneiden, als er Dich verheirathet habe. Jetzt rathe ich Dir aber, ſo nach meinem Tode Deine Gaſtfreunde, welche Du Deine Eltern nennſt, Dir irgend ein Unrecht zufügen, ſo begieb Dich auf den Markt, wo Du ein Standbild Deines Vaters antreffen wirſt. dieſes faſſe mit Deiner Hand an und rufe laut: ich bin die Tochter des Mannes, den dieſes Standbild vorſtellt. Die Bürger aber werden ſich der Wohlthaten Deines Vaters erinnern und die Dir angethane Beleidigung rächen. Tharſia aber ſprach zu ihr: theure Amme, ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß, hätteſt Du mir dieſes nicht geſagt, ich gar nicht wiſſen würde, woher ich wäre. Während ſie aber noch alſo mit einander ſprachen, gab die Amme ihren Geiſt auf. Tharſia aber beerdigte den Leichnam ihrer Amme und betrauerte ein ganzes Jahr lang ihren Tod; nach dieſem aber legte ſie ihre frühere vornehme Kleidung wieder an und ging, um ſich weiter in den ſchönen Wiſſenſchaften auszubilden, in die Schule; wenn ſie aber aus derſelben heraus kam, nahm ſie nicht eher Speiſe zu ſich, als bis ſie das Grab ihrer Amme beſucht hatte: dieſes betrat ſie aber immer, ein Gefäß mit Wein in der Hand, blieb dort eine Weile und rief ihre Eltern an. Während ſie aber dieſes that, ging einſt Dyoniſiades mit ihr und ihrer Tochter Philomacia über den Markt. Alle aber, welche die Zierlichkeit und Schönheit der Tharſia ſahen, ſprachen: glücklich iſt der Vater, deſſen Tochter Tharſia iſt; die aber, welche an ihrem Arme hängt, iſt häßlich und ein wahrer Abſchaum. Als aber Dyoniſiades das hörte, wie Tharſia gelobt und ihre

Tochter getadelt wurde, gerieth ſie in Wuth, ſetzte ſich allein für ſich hin und dachte bei ſich: ſeitdem ihr Vater von hier weggereiſt iſt, ſind einige Jahre in's Land gegangen, er wird nicht wieder kommen, um ſeine Tochter zu holen, hat auch keine Briefe nach ihr geſchrieben: ich glaube, er iſt todt; ihre Amme iſt auch geſtorben, ich habe jetzt keine Gegenwehr zu ſcheuen, und werde meine Tochter mit ihren Koſtbarkeiten ſchmücken. Als ſie noch ſo bei ſich dachte, da kam ein Mann von ihrem Landgute, Namens Theophilus, den rief ſie zu ſich und ſprach zu ihm: wenn Du eine Belohnung zu haben wünſcheſt, ſo tödte mir die Tharſia. Der Meier aber ſprach: was hat denn die unſchuldige Jungfrau begangen? Jene aber erwiderte: ſie iſt eine ſehr ſchlechte Perſon, alſo darfſt Du mir dieſen Dienſt nicht verweigern: thue, wie ich Dir heiße, und wenn Du nicht alſo thuſt, ſoll es Dir übel bekommen. Jener aber ſprach: Herrin, wie kann das geſchehen? Sie aber antwortete: es iſt ihre Gewohnheit, ſobald ſie aus der Schule kommt, nicht eher Speiſe zu ſich zu nehmen, als bis ſie in das Grabmal ihrer Amme getreten iſt; wenn ſie Dich dort mit einem Dolche gerüſtet findet, ſo faſſe ſie bei den Haaren ihres Scheitels, morde ſie und wirf ihren Körper in's Meer: dafür ſollſt Du Deine Freiheit nebſt einer großen Belohnung empfangen. Der Meier nahm alſo einen Dolch, begab ſich unter Seufzern und Thränen nach dem Grabmale und ſprach: weh mir, ich verdiene mir die Freiheit nur dadurch, daß ich das Blut jener unſchuldigen Jungfrau vergieße. Als nun das Mägdlein aus der Schule kam, trat ſie nach ihrer Gewohnheit mit einer

Flasche Wein versehen in das Grabmal, der Meier aber stürzte auf sie los, faßte sie bei den Haaren und warf die Jungfrau zu Boden: wie er aber im Begriff war sie zu durchbohren, sprach Tharsia zu ihm: o Theophile, was habe ich Dir oder irgend Jemandem gethan, daß ich jetzt sterben soll? Der Meier aber sprach: Du hast nichts verbrochen, aber Dein Vater, der Dich mit vielem Golde und königlichem Schmucke hier zurückgelassen hat. Darauf sprach das Mädchen zu ihm: Herr, ich bitte Dich, daß, wenn keine Hoffnung mehr für mich da ist, Du mir gestattest meinen Gott anzurufen. Der Meier aber entgegnete: bete, denn Gott weiß es, daß ich Dich nur gezwungen tödte. Wie sich aber jene zum Gebet niedergeworfen hatte, kamen Seeräuber herbei und schrieen, als sie jene in Todesgefahr erblickten und sahen, wie ein bewaffneter Mann im Begriff sey, sie zu durchbohren: schone sie, grausamer Barbar, sie ist unsere Beute, der Sieg ist nicht mehr Dein. Als aber jener Solches hörte, flüchtete er sich hinter das Grabmal und versteckte sich am Gestade, die Seeräuber aber schleppten die Jungfrau fort und begaben sich mit ihr wieder auf's Meer. Hierauf kehrte der Meier wieder zu seiner Herrin zurück und sprach zu ihr: es ist geschehen, wie Du befohlen hast; ich rathe Dir, lege jetzt, wie ich, Trauerkleider an, und wir wollen vor den Augen unserer Mitbürger einige erheuchelte Thränen vergießen und sagen, sie sey an einem schweren Gebreste gestorben. Wie das Stranguilio hörte, da ergriff ihn Furcht und Schrecken und er sprach: gieb mir also ein Trauerkleid, auf daß ich um sie trauern kann, weil ich in ein solches Verbrechen

verwickelt worden bin. Weh, was soll ich thun? Der Vater jenes Mädchens hat diese Stadt aus Todesgefahr gerettet, um dieser Stadt Willen hat er Schiffbruch erlitten, seine Güter verloren und Mangel erduldet, und jetzt ist ihm Gutes mit Bösem vergolten worden. Ein grimmiger Löwe hat seine Tochter, welche er mir, um sie zu erziehen, gesandt hatte, verschlungen: weh mir, ich bin verblendet gewesen, jetzt muß ich die Unschuldige betrauern; durch eine schändliche, giftige Schlange habe ich mich überwältigen lassen. Dabei hob er seine Augen gen Himmel auf und sprach: Gott, Du weißt es, daß ich rein bin von Tharsias Blute, fodere es von der Dyonisiades zurück. Dabei schaute er seine Frau an und sprach: auf welche Weise hast Du die Königstochter um's Leben gebracht, Du Feindin Gottes und Schandfleck der Menschheit? Sie aber kleidete sich und ihre Tochter in Trauerkleider und vergossen Thränen, und sprachen zu ihren Mitbürgern: Ihr lieben Mitbürger, wir schreien zu Euch, denn die Hoffnung unserer Augen, Tharsia, die Ihr gesehen habt, ist plötzlich unter Schmerzen gestorben, und hat uns nur Jammer und bittere Thränen hinterlassen, wir aber haben sie auf eine ihrer würdige Weise bestatten lassen. Hierauf begaben sich die Bürger dahin, wo für die Verdienste ihres Vaters dessen Körper aus Erz dargestellt war, und wo die Bürger der Jungfrau Tharsia für die Wohlthaten ihres Vaters ein ehernes Grabmal errichten ließen. Die nun, welche das Mädchen geraubt hatten, langten bei der Stadt Machilenta an, und das Mägdlein ward unter den übrigen Sclaven zum Verkauf ausgestellt. Als aber ein gottloser und unseliger

Kuppler von ihr gehört hatte, fing er an sich vorzunehmen, dieselbe zu kaufen. Indessen erblickte sie auch Athanagoras, ein Fürst aus derselben Stadt, und da er ihre Schönheit, Adel und Klugheit gewahr wurde, bot er zehn Goldstücke für sie. Der Kuppler aber sprach: ich will zwanzig geben. Da entgegnete Athanagoras: ich gebe dreißig, und der Kuppler sagte: ich vierzig, Athanagoras aber: ich funfzig, worauf der Kuppler sagte: ich achtzig, und Athanagoras erwiderte: ich neunzig, und der Kuppler sprach: ich will auf der Stelle hundert Goldstücke geben, und fügte noch hinzu: so Jemand mehr bietet, so will ich noch zehn Goldstücke zulegen. Da sprach Athanagoras: wenn ich mit dem Kuppler hier wetteifern wollte, so müßte ich mehrere Sclavinnen verkaufen, um für diese eine zu erhalten, ich will sie ihn also kaufen lassen, und wenn er sie in sein Haus bringen wird, da will ich zuerst zu ihr gehen und ihre Jungfrauschaft rauben, das wird dann gerade so gut seyn, als wenn ich sie selbst gekauft hätte. Kurz sie mußte sich mit dem Kuppler in dessen Sprachzimmer begeben, wo ein goldener und mit Edelsteinen verzierter Priapus aufgestellt war, und hier sprach er zu ihr: Mägdlein, an diesen da richte Dein Gebet. Sie aber versetzte: nimmermehr will ich mein Knie vor einer solchen Gottheit beugen, und fügte hinzu: Herr, bist Du vielleicht aus Lampsacus? Der Kuppler aber antwortete: weshalb? Und jene sprach: weil die Lampsacener den Priapus anbeten. Da sagte der Kuppler: Unglückliche, weißt Du nicht, daß Du das Haus eines habsüchtigen Wucherers betreten hast? Da warf sich das Mädchen ihm zu Füßen und sprach: o Herr, erbarme Dich

meiner Jungfräulichkeit und ſchände nicht meinen Leib unter einem ſo ſchmählichen Namen. Worauf der Kuppler alſo zu ihr redete: Du weißt nicht, daß bei einem Kuppler und Henker weder Bitten noch Thränen irgend etwas ausrichten. Hierauf rief er den Aufſeher ſeiner Mädchen herein und ſprach zu ihm: laß dieſes Mägdlein mit koſtbaren, ihrem Alter angemeſſenen Gewändern bekleiden und folgende Ankündigung ſchreiben: wer die Tharſia zuerſt beſitzen will, der ſoll ein halbes Pfund Gold bezahlen, nachher ſoll ſie einem Jeden für einen Goldgülden zu Dienſten ſtehen. Als nun der Aufſeher gethan hatte, wie ihm befohlen war, ward ſie von dem Kuppler, indem der übrige Haufe ſeiner Mädchen voranging, drei Tage nachher mit Muſik in ſein Haus geführt. Der Fürſt Athanagoras begab ſich indeſſen mit verhülltem Haupt zuerſt in ihr Gemach, allein Tharſia warf ſich, als ſie ihn erblickte, zu ſeinen Füßen hin und ſprach: Herr, erbarme Dich meiner um Gottes Willen, ich beſchwöre Dich im Namen Gottes, beſchimpfe mich nicht, bekämpfe Deine Luſt und vernimm den Bericht über meine Herkunft und meine unglücklichen Schickſale, und bedenke, von wem ich abſtamme. Als ſie ihm nun alle ihre Begebenheiten erzählt hatte, da ſprach der Fürſt beſtürzt und von Mitleid gerührt zu ihr: auch ich habe eine Tochter, welche Dir ähnlich ſieht und fürchte für ſie ein gleiches Schickſal. Mit dieſen Worten gab er ihr zwanzig Goldſtücke und ſprach: hier haſt Du mehr, als der Preis für Deine Jungfrauſchaft beträgt, ſage Allen, welche hierher kommen, daſſelbe, was Du mir geſagt haſt, und Du wirſt erlöſt werden. Da vergoß das Mägd-

lein Thränen und sagte: ich danke Dir für Deine Gottesfurcht, erzähle aber Niemandem, was Du von mir erfahren hast. Athanagoras aber erwiderte: nur meiner Tochter will ich es erzählen, damit sie nicht, wenn sie ein gleiches Alter erreicht haben wird, ein ähnliches Schicksal erfahre, und entfernte sich Thränen in seinen Augen. Als er aber das Haus verließ, begegnete ihm ein Anderer und sprach: wie hat Dir das Mägdlein gefallen? Der Fürst aber entgegnete: so gut als möglich, sie war aber sehr traurig. Hierauf begab sich der Jüngling in ihr Gemach, und das Mägdlein verschloß nach Gewohnheit die Thüre, worauf der Jüngling zu ihr sprach: wie viel hat Dir der Fürst gegeben? Das Mädchen erwiderte: vierzig Goldstücke, worauf jener sagte: hier ist ein ganzes Pfund Gold. Als das der Fürst von Außen hörte, sagte er: je mehr Du giebst, desto mehr wird sie weinen. Das Mägdlein nahm also die Goldstücken, warf sich jenem zu Füßen und verkündete ihm ihr Unglück, und der Jüngling, Aporiatus genannt, sprach zu ihr: steht auf, Dame, wir sind Menschen, und alle solchen Schicksalen unterworfen. Als er so gesprochen hatte, ging er hinweg, und da er den Athanagoras lachen sah, sprach er zu ihm: ei Du bist ein so großer Mann, und hast doch jetzt Niemanden als mich, dem Du etwas vorweinen kannst. Hierauf schwuren sie, sie wollten ihre Worte keiner Seele verrathen, und schickten sich an die Ankunft Anderer abzuwarten. Es kamen aber Viele, zahlten ihr Geld und verließen sie weinend. Nach diesem aber überreichte sie dem Kuppler das Geld und sprach: hier ist der Preis meiner Jungfrauschaft. Der Kuppler

aber ſprach: ſtehe zu, daß Du mir alle Tage ſo viel einhändigen kannſt. Wie er aber am folgenden Tage hörte, daß ſie noch Jungfrau ſey, rief er zornig den Aufſeher ſeiner Mädchen und ſprach: nimm ſie mit Dir und raube ihr ihren jungfräulichen Kranz. Daher ſprach der Aufſeher alſo zu ihr: ſage mir, ob Du eine Jungfrau biſt. Jene aber antwortete: ſo lange es Gott gefällt, bleibe ich es. Der aber ſprach: wo haſt Du aber ſo viel Geld herbekommen? Da entgegnete ihm das Mägdlein: dadurch, daß ich Thränen vergoß, mein Unglück erzählte und die Leute bat, Erbarmen mit meiner Jungfräulichkeit zu haben. Hierauf warf ſie ſich auch ihm zu Füßen und ſprach: erbarme Dich meiner, Herr, ſtehe einer gefangenen Königstochter bei und entehre mich nicht. Jener aber erwiderte: der Kuppler iſt ein habſüchtiger Menſch: ich weiß nicht, ob Du wirſt Jungfrau bleiben können. Jene ſprach indeſſen: ich bin in allen freien Künſten unterwieſen worden und kann wie ein Meiſter auf der Cither ſpielen: führe mich auf den Markt, wo Du meine Beredtſamkeit vernehmen kannſt: ich lege dem Volke Fragen vor, ich werde ſie auflöſen und täglich durch dieſe Kunſt Geld erwerben. Jener aber verſetzte: das iſt mir recht. Hierauf lief das ganze Volk zuſammen die Jungfrau zu ſehen. Jene aber ſchickte ſich an ihre Beredtſamkeit zu zeigen und ließ ſich Fragen aufgeben, welche ſie alle deutlich löſte und auf dieſe Weiſe viel Geld vom Volke bekam. Indeſſen hütete Athanagoras ihre Jungfräulichkeit und bewahrte ſie unverſehrt, wie ſeine einzige Tochter, ſo daß er ſie mit vielen Geſchenken dem Aufſeher wieder übergab. Während aber dieß vorging, kam am Ende

des vierzehnten Jahres Apollonius nach der Stadt Tharsis, und in das Haus des Stranguillo und der Dyonisiades: kaum hatte ihn aber Stranguillio erblickt, als er auch eilenden Laufes fortstürzte und zu seiner Frau Dyonisiades sprach: Du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sey todt, siehe jetzt kommt er, um seine Tochter von uns zu fordern, was sollen wir nun über das Mägdlein sagen? Jene aber entgegnete: Mann, ich und Du, wir sind verloren, indessen wollen wir Trauerkleider anlegen und Thränen vergießen, und er wird uns glauben, daß seine Tochter eines natürlichen Todes gestorben ist. Während sie noch darüber mit einander verhandelten, trat Apollonius ein, und als er sie in Trauer gekleidet sah, sprach er: warum weinet Ihr bei meiner Ankunft? ich glaube nicht, daß diese Thränen mich angehen, sondern Euch. Das Weib aber sprach: keineswegs. O wenn doch ein Anderer als ich oder mein Gatte Eueren Ohren zurufen wollte, was ich Euch sagen muß, daß Euere Tochter Tharsia plötzlich verschieden ist. Wie aber das Apollonius hörte, da zitterte sein ganzer Körper, und er blieb lange wie erstarrt stehen, nachher aber kam er endlich wieder zu sich, schaute das Weib an und sprach: wenn meine Tochter todt ist, wie Du sagst, ist denn auch mit ihr ihr Vermögen und ihre Kleider verschwunden. Jene aber erwiderte: Einiges ist da, Anderes weg. Und sie sprachen: glaube uns, denn weil wir dachten, daß Du Deine Tochter am Leben zu finden hofftest, und damit Du wüßtest, daß wir nicht lügen, so haben wir uns darüber ein Zeugniß verschafft, denn unsere Mitbürger, Deiner Wohlthaten eingedenk, haben in der Nähe des

Meerufers aus Erz Deiner Tochter ein Denkmal errichtet, welches Du ſehen kannſt. Apollonius aber, welcher glaubte, daß ſeine Tochter wirklich geſtorben ſey, ſprach zu ſeinen Dienern: nehmt das und tragt es auf mein Schiff, Ihr Diener, ich will das Grabmal meiner Tochter beſuchen. Er las aber die Inſchrift deſſelben, wie ſie oben geſchrieben ſteht, gerieth ganz außer ſich, verfluchte ſeine Augen und ſprach: o ihr grauſamen Augen, da Ihr das Grabmal meiner Tochter ſeht, konntet Ihr keine Thräne vergießen? Mit dieſen Worten begab er ſich auf ſein Schiff und ſprach zu ſeinen Dienern: werft mich, ich bitte Euch, in die Tiefe des Meeres, denn ich wünſche in den Wellen meinen Geiſt auszuhauchen. Während er aber auf ſeiner Rückreiſe nach Tyrus bisher mit günſtigem Winde geſchifft war, veränderte ſich plötzlich das Meer, und ſie wurden durch gefährliche Stürme umhergeworfen. Da aber Alle Gott anriefen, gelangten ſie zur Stadt Machilenta, wo ſich ſeine Tochter Tharſia befand. Darüber erhob der Steuermann und alle Schiffer ein großes Freudengeſchrei, und Apollonius ſprach: was für ein freudiges Getöſe erreicht meine Ohren? Der Steuermann aber erwiderte: freue Dich, Herr, denn heute feiern wir Deinen Geburtstag. Apollonius aber ſeufzte und ſprach: mögen Alle dieſen Tag feiern, nur ich kann es nicht: meinen Dienern muß meine Buße und mein Schmerz genug ſeyn; ich ſchenke ihnen zehn Goldſtücke, ſie mögen kaufen, was ſie wollen, und dieſen Feſttag begehen; wer mich aber rufen oder mir irgend ein Vergnügen machen wird, dem will ich die Beine zerſchlagen laſſen. Alſo empfing ſein Zahlmeiſter, was nö-

thig war, und kehrte wieder auf das Verdeck zurück. Während aber das Schiff des Apollonius zierlicher geſchmückt war, als alle übrigen, und beſſer ausſah und die Schiffer ein großes Feſtmahl hielten, ging Athanagoras, der ſich in die Thorſia verliebt hatte, in der Nähe des Schiffes am Geſtade ſpatzieren, erblickte das Schiff des Apollonius und ſprach: Freunde, ſehet, ſo ein Schiff gefällt mir, denn ich ſehe, daß es äußerſt zierlich geſchmückt iſt. Wie aber die Schiffer ihr Schiff loben hörten, ſprachen ſie zu ihm: Herr, wir bitten Dich, ſteige auf unſer Schiff. Jener aber entgegnete: recht gern, ſtieg hinauf und ſetzte ſich luſtigen Sinnes unter ſie, legte zehn Goldſtücke auf den Tiſch und ſprach: ſehet her, Ihr ſollt mich nicht umſonſt eingeladen haben. Da ſprachen ſie: Herr, wir bedanken uns. Wie aber der Fürſt ſah, daß ſich Alle geſetzt hatten, ſprach er: wer iſt der Herr dieſes Schiffes? Der Steuermann erwiderte: unſer Patron trauert, er liegt im Raume und will ſterben, denn er hat auf der See ſeine Frau und im fremden Lande ſeine Tochter eingebüßt. Da ſprach Athanagoras zu einem ſeiner Sclaven, Namens Ardalius: ich will Dir zwei Goldſtücke geben, gehe hinab und ſage ihm: der Fürſt dieſer Stadt läßt Dich erſuchen, hier aus dem Dunkel hinauf zu ihm an's Tageslicht zu kommen. Der Jüngling aber ſprach: ich kann für Deine Goldſtücke meine Beine mir nicht wieder ganz machen, ſuche Dir einen Andern, denn er hat befohlen, Jedem die Beine zu zerſchlagen, der ihn rufen würde. Athanagoras aber ſprach: dieſes Gebot gilt für Euch, nicht für mich, ich aber will hinabgehen, ſaget mir nur, wie er ſich nennt. Jene aber erwiderten:

Apollonius. Wie er den Namen gehört hatte, ſprach er bei ſich: auch Tharſia nannte ihren Vater Apollonius. Hierauf ſtieg er zu ihm hinab, und als er ſah, daß ſein Bart lang herab fiel und ſein Haar verworren und ſtruppig um ihn hing, ſprach er mit leiſer Stimme zu ihm: ſey gegrüßt, Apollonius. Wie aber Apollonius dieſes hörte und glaubte, daß ihm einer ſeiner Sclaven bei'm Namen rufe, ſchaute er mit finſterer Miene auf, da er aber einen unbekannten, anſtändigen und fein gekleideten Mann erblickte, ſchwieg er. Darauf ſprach der Fürſt zu ihm: ich weiß, daß Du Dich wundern wirſt, warum ich, der ich Dir unbekannt bin, Dich bei Deinem Namen rufe: vernimm aber, daß ich der Fürſt dieſer Stadt bin und Athanagoras heiße: ich ſtieg zum Meeresufer hinab, um mir die dort liegenden Schiffe anzuſehen, und ſah, wie das Deinige vor den übrigen zierlich geputzt war, und ſein Anblick gefiel mir; ich ward hierauf von Deinen Matroſen eingeladen zu ihnen zu kommen, ſtieg hinauf und ſetzte mich fröhlichen Muthes mit ihnen zu Tiſche: da fragte ich nach dem Herrn des Schiffes, und da ſie mir ſagten, er lebe in großer Traurigkeit, ſo ſtieg ich zu Dir hinab, um Dich aus dieſem finſtern Orte mit hinauf an's Licht zu nehmen, hoffe auch, daß Dir Gott nach Trauer Freude gewähren wird. Apollonius aber richtete ſeinen Kopf in die Höhe und ſprach: Herr, wer Du auch biſt, gehe hin in Frieden, ich aber bin nicht werth zu ſchmaußen, will alſo auch nicht mehr leben. Hierauf ſtieg Athanagoras beſtürzt wieder auf das Verdeck des Schiffes und ſprach: ich bin nicht im Stande Eueren Herrn zu überreden, daß er wie-

der an's Tageslicht kommt, ich will aber doch machen, daß er von seinen Todesgedanken abgebracht wird. Hierauf rief er einen von seinen Sclaven und sprach zu ihm: gehe hin zu dem Kuppler und bitte ihn, er solle mir die Tharsia zusenden, denn sie ist klug und hat eine angenehme Stimme: vielleicht kann sie ihn dahin bringen, daß ein solcher Mann nicht sein Leben auf solche Weise endet. Das Mägdlein kam also auf das Schiff, und Athanagoras sprach zu ihr: komm her zu mir Tharsia, denn hier kannst Du Deine Kunst zeigen, damit Du den Herrn dieses Schiffes, der unten im Finstern sitzt, tröstest, und ihn veranlassest wieder herauf an's Sonnenlicht zu kommen, denn er trauert um seine Gemahlin und Tochter. Gehe zu ihm, auf daß er wieder herauf zu uns komme, vielleicht wird Gott durch Dich seine Trauer in Freude verkehren. So Du das thun kannst, will ich Dir dreißig Goldstücke und eben so viel Silber geben, und Dich binnen dreißig Tagen von dem Kuppler loskaufen. Wie das Mägdlein dieses hörte, ging sie muthig hinab, begrüßte ihn demüthig und sprach: sey mir gegrüßt, wer Du auch bist, freue Dich und wisse, daß eine unschuldige Jungfrau, die ihre Jungfrauschaft und Keuschheit bei allen Unglücksfällen unversehrt erhalten hat, Dich begrüßt. Hierauf begann sie mit Spiel und Gesang so lieblich ihn zu ergötzen, daß Apollonius sich verwunderte, und fragend sprach sie, wie folgt: mitten unter Buhlerinnen schreite ich einher und bin doch keine, so läßt sich auch die Rose durch keine Dornen verletzen: mein Entführer stürzte von dem Hiebe eines Schwertträgers zu Boden; obgleich einem Kuppler überliefert, ist doch meine Schaamhaftigkeit

nicht verletzt worden. Die Wunden meiner Seele würden aufhören und meine Thränen trocknen, Keinem würde wohler ſeyn als mir, wenn ich meine Eltern kennte, nur das weiß ich, daß ich ihr einziges Kind und aus königlichem Geſchlechte bin, ich ſelbſt, glaube ich, werde einſt noch, wenn Gott es will, wieder froh werden, laß jetzt die Thränen und gieb Deine Bekümmerniß auf, zeige dem Himmelsgewölbe wieder Dein Geſicht und wende Deinen Geiſt zu den Geſtirnen, denn Gott iſt der Schöpfer, Regierer und Erhalter der Menſchen: er wird nicht zulaſſen, daß Deine Thränen vergeblich geweſen ſind. Darauf ſchlug Apollonius ſeine Augen auf, und als er das Mägdlein gewahr wurde, ſeufzte er und ſprach: weh mir Unglücklichen, ſo lange ich noch mit meinem Schickſale ringen werde, danke ich Dir und Deiner Weisheit und Edelſinn. Nimm das dafür als Vergeltung, daß ich Deiner eingedenk ſeyn will, ſo lange ich mich noch freuen kann, und die Kräfte meines Reiches mich erhalten. Vielleicht biſt Du, wie Du geſagt haſt, aus königlichem Blute, und wirſt wieder zu Deinen Eltern kommen, nimm aber jetzt hundert Goldſtücke, entferne Dich und rufe mich nicht mehr, denn da meine noch friſche Trauer durch die Erwähnung Deines Unglücks wieder aufgefriſcht worden iſt, vergehe ich. Das Mägdlein aber nahm die hundert Goldſtücke und ſchickte ſich an wegzugehen, Athanagoras aber ſprach zu ihr: wo gehſt Du hin Tharſia? Du haſt vergebens Dich abgemüht, konnteſt Du ſein Mitleid nicht erregen und dem Manne, der ſich umbringen will, beiſtehen? Tharſia aber entgegnete: ich habe Alles gethan, was ich konnte, er hat mir aber hun-

dert Goldstücke gegeben und mich gebeten, mich zu entfernen. Da sprach Athanagoras: ich will Dir zweihundert geben, gehe aber wieder hinab, gieb ihm die, welche er Dir geschenkt hat, wieder, und sprich zu ihm: ich wünsche Deine Erhaltung, nicht Dein Geld. Hierauf begab sich Tharsia wiederum hinab, setzte sich neben ihn und sprach: wenn Du einmal darauf bestehst, in dieser Trauer zu verharren, so erlaube mir wenigstens mit Dir zu reden. Wenn Du ein Räthsel, welches ich Dir aufgeben will, lösen kannst, so will ich gehen, wenn Du aber auch dieses nicht willst, so will ich Dir Dein Geld zurückgeben und mich entfernen. Darauf sprach Apollonius, um das Geld nicht wiedernehmen zu müssen, aber auch die Rede des klugen Mägdleins nicht von sich zu weisen: obgleich ich in meinem Elende keine andere Sorge habe, als wie ich weinen und klagen kann, so sage dennoch, damit ich Deiner zierlichen Weisheit nicht verlustig gehe, was Du mich fragen willst, und gehe sodann Deiner Wege: denn ich bitte Dich, daß Du meinen Thränen Raum giebst. Da sprach Tharsia: es giebt ein Haus auf Erden, das, obwohl zugeschlossen, doch immer wieder aufspringt, das Haus giebt aber einen Wiederhall von sich, und doch sind seine Gäste still und geben keinen Laut von sich, Beide aber, Gäste und Haus, laufen neben einander; so Du nun ein König bist, wie Du sagst, mußt Du auch weiser als ich seyn, löse mir also das Räthsel auf. Da sprach Apollonius: damit Du nicht glaubst, daß ich gelogen habe, so wisse, daß das Haus, welches auf dem Lande wiederklingt, die Wellen sind, die Gäste aber die stummen Fische, welche

mit ihrem Hauſe dahin laufen. Jene aber verſetzte: ich bin lang und ſchnell und die Tochter des ſchönen Waldes, umgeben von einer unzählichen Schaar von Begleitern, ich durchwandle viele Straßen, laſſe aber keine Spuren zurück. Da entgegnete Apollonius: wenn es ginge, wollte ich Dir Vieles zeigen, was Du nicht weißt, wenn ich auf Deine Fragen geantwortet haben werde: demohngeachtet aber wundere ich mich, daß Du in ſo zartem Alter mit ſo bewunderungswürdiger Klugheit begabt biſt. Der Baum nehmlich, welche von vielen Schaaren von Begleitern begleitet iſt, viele Straßen durchwandelt und doch keine Spur zurück läßt, iſt ein Schiff. Da fügte das Mägdlein hinzu: es geht unſchuldig durch Gewölbe und Häuſer, in der Mitt iſt große Hitze, die Niemand zu entfernen ſucht, das Haus iſt ſelbſt nackt, aber doch paßt für daſſelbe nur ein nackter Gaſt, und wenn Du Deine Trauer ablegen wollteſt, könnteſt Du ohne Schaden in das Feuer hineingehen. Da antwortete Apollonius: ich würde dann in ein Bad treten, wo hier und da Flammen durch das Getäfel ſchlagen, nackt iſt das Haus, in welchem nichts iſt, nackte Gäſte nur paſſen für dieſes und nackt ſollen ſie daſelbſt ſchwitzen. Wie aber das Mägdlein Solches und Aehnliches redete, warf ſie ſich über den Apollonius, breitete ihre Arme aus und umarmte ihn mit folgenden Worten: erhöre die Stimme der Dich Anflehenden, ſchaue mich Jungfrau an, denn es iſt gottlos, daß ein Mann von ſo großer Klugheit ſterben ſoll: wenn Dir Gott durch ſeine Gnade die Gemahlin, nach der Du ſo großes Verlangen trägſt, wieder giebt, wenn Du die Tochter, welche Du für todt ausgiebſt, wieder finden kannſt,

ſo mußt Du, um Dich darüber freuen zu können, am Leben bleiben. Als aber Apollonius dieſe Worte vernahm, gerieth er in Wuth, ſprang auf und ſtieß das Mägdlein mit dem Fuße weg, die Jungfrau aber ſtürzte von dieſem Stoße zu Boden, und von ihrem aufgeriſſenen Backen ſtrömte Blut herab, ſie fing daher beſtürzt an zu weinen und ſprach: o Gott, Du Erbauer des Himmelsgewölbes, ſiehe meine Bekümmerniß: ich bin unter Wellen und Wogen des Meeres geboren, meine Mutter iſt von Schmerzen zerriſſen geſtorben, ein Grab auf dem feſten Lande iſt ihr verweigert worden, ſondern ſie wurde nur von meinem Vater geſchmückt in einen Sarg gelegt und mit zwanzig Goldſtücken dem Meere übergeben; ich Unglückliche aber bin von meinem Vater mit Schmuck und königlichen Gewändern ſeinem gottloſen Gaſtfreunde, dem Stranguillo und der Dyoniſiades überliefert worden, und ſie befahlen einem ihrer Sclaven mich zu tödten: endlich hat dieſer auf mein Bitten, die Götter vor meiner Ermordung noch einmal anrufen zu dürfen, mir dieſes zugeſtanden, und da Seeräuber inzwiſchen hinzukamen, bin ich von dieſen entführt worden, während der, welcher mich tödten wollte, entfloh, man hat mich an dieſen Ort gebracht, und Gott mag mich nun, ſo es ihm gefällt, meinem Vater Apollonius zurückgeben. Als aber Apollonius alle dieſe ſo ſichern Merkmale gewahr ward, rief er mit lauter Stimme folgende Worte aus: o Herr, Du Allerbarmer, der Du den Himmel und die Tiefen durchſchauſt und alle Geheimniſſe an den Tag bringſt, geſegnet ſey Dein Name. Als er ſo geſprochen hatte, fiel er ſeiner Tochter Tharſia in die Arme,

küßte ſie voller Freude, weinte vor Wolluſt bitterlich und ſprach: o meine ſüße einzige Tochter, Du Hälfte meiner Seele, Dir zu Gefallen will ich nun nicht ſterben, denn ich habe die wieder gefunden, wegen der ich mir den Tod geben wollte. Hierauf rief er mit lauter Stimme: eilet herbei, Ihr Diener, laufet Ihr Freunde, kommt Alle herzu und macht meinem Jammer ein Ende, denn ich habe meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, wieder gefunden. Als aber die Diener ſein Geſchrei vernahmen, liefen ſie hinab, mit ihnen lief auch der Fürſt Athanagoras hinunter, und als ſie im Schiffsraume angelangt waren, fanden ſie ihn vor Freude weinend am Halſe ſeiner Tochter und alſo ſprechend: hier iſt die zweite Hälfte meiner Seele, meine Tochter, die ich betrauerte, nun will ich wieder leben; Alle aber weinten vor Freude mit ihm. Hierauf richtete ſich Apollonius auf, warf ſeine Trauerkleider ab, kleidete ſich in reine Gewänder, und Alle ſprachen: o Herr, wie ähnlich iſt Euch Euere Tochter! hätten wir auch kein anderes Zeugniß dafür, ſchon ihre Aehnlichkeit würde hinreichen zu beweiſen, daß ſie Deine Tochter iſt. Hierauf küßte das Mägdlein ihren Vater drei bis vier Male und ſprach: o mein Vater, gelobt ſey Gott, daß er mir dieſe Gnade erwieſen hat, daß ich Dich ſehen, mit Dir leben und mit Dir ſterben kann; und nun erzählte ſie, wie ſie von dem Kuppler erworben und in ein Freudenhaus gebracht worden ſey, und wie Gott ihre Jungfräulichkeit beſchützt habe. Als das Athanagoras hörte, fürchtete er, jener möchte ſeine Tochter einem Andern zur Frau geben, warf ſich alſo dem Apollonius zu Füßen und ſprach: ich

beſchwöre Dich bei dem lebendigen Gott, der Dich als Vater Deiner Tochter zurückgegeben hat, gieb Deine Tochter keinem Andern als mir zur Ehe, denn ich bin der König dieſer Stadt und durch meine Beihülfe iſt ſie Jungfrau geblieben und unter meiner Führung hat ſie Dich als ihren Vater erkannt. Darauf antwortete ihm Apollonius: ich darf Dir nicht entgegen ſein, da Du Vieles für mein Kind gethan haſt, ich wünſche alſo, daß ſie Deine Gemahlin werden möge, es iſt alſo bloß noch übrig, daß ich Rache an dem Kuppler nehme. Sogleich begab ſich Athanagoras in die Stadt, rief die Bürger zuſammen und ſprach: nicht möge die ganze Stadt um eines Gottloſen Willen untergehen, wiſſet, daß der König Apollonius, der Vater der Tharſia, hier angelangt iſt, ſehet, ſeine Flotte eilt mit einem großen Heere herbei, um die Stadt wegen eines Kupplers zu zerſtören, der ſeine Tochter Tharſia in ſein Hurenhaus gebracht hatte. Alsbald entſtand ein Zuſammenlauf und eine ſolche Bewegung unter dem Volke, daß weder Männer noch Weiber zurückblieben, ſondern alle zum Apollonius hinliefen, um ihn zu ſehen und um Erbarmen anzuflehen. Athanagoras aber ſprach: ich rathe, daß der Kuppler, auf daß nicht die ganze Stadt zerſtört werde, vor ihn geführt wird: alsbald ward er ergriffen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König Apollonius gebracht; der aber legte ein königliches Gewand an, ſetzte ſein Diadem auf ſeinen abgeſchornen Kopf, beſtieg mit ſeiner Tochter den Richterſtuhl und ſprach zu den Bürgern: Ihr ſehet hier die Jungfrau Tharſia, welche heute von ihrem Vater wieder erkannt worden iſt:

jener ſchändliche Kuppler bereitete ihr aber, wie groß ſeine Verdorbenheit iſt, ewige Schande, und wollte weder durch ihre Freunde, noch ihre Bitten, noch für Geld ſich von ſeiner Abſicht abbringen laſſen: rächet alſo meine Tochter. Hierauf ſprachen Alle mit einer Stimme: Herr, der Kuppler ſoll lebendig verbrannt und ſeine Schätze dem Mägdlein gegeben werden. Sogleich ward der Kuppler gebracht, und vor den Augen Aller auf einen Scheiterhaufen geſtellt und ganz zu Aſche verbrannt. Tharſia aber ſprach zu ſeinem Vogte: ich ſchenke Dir die Freiheit, denn durch Deine und Deiner Mitbürger Gütigkeit bin ich eine Jungfrau geblieben, und damit ſchenkte ſie ihm zweihundert Goldſtücke und die Freiheit. Auch allen den andern Mädchen, die ſich ihr vorſtellten, gab ſie die Freiheit und ſprach zu ihnen: macht Euch von nun an frei von dem Gedanken an das, was Ihr bisher mit Euerem Leibe gethan habt. Hierauf ſprach Apollonius zu dem Volke: um Euch meinen Dank für die Wohlthaten, die Ihr mir und meiner Tochter gethan habt, zu beweiſen, ſchenke ich Euch funfzig Pfund Goldes. Dieſe aber neigten ihre Häupter, um ihm ihren Dank darzubringen, alle Bürger aber errichteten in der Mitte der Stadt ein Standbild des Apollonius und gruben auf das Fußgeſtell deſſelben ein: dem Apollonius von Tyrus, dem Wiederherſteller unſerer Häuſer, und der heiligen Jungfrau, ſeiner Tochter, der Tharſia. Wenige Tage nachher gab Apollonius zur Freude der ganzen Stadt ſeine Tochter dem Athanagoras zur Frau und ſegelte mit ſeinem Schwiegerſohn und ſeiner Tochter ab, um nach Tharſus, ſeiner Vaterſtadt zu gehen, ward aber im Traume

von einem Engel aufgefordert, sich nach Ephesus zu begeben und mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne in den Tempel der Epheser zu gehen, dort solle er laut alle seine Schicksale erzählen, was er von seiner Jugend auf erlitten hätte, wie er nochmals nach Tharsus gekommen sey und seine Tochter gerächt habe. Apollonius aber erzählte bei seinem Erwachen dieses Alles seinem Schwiegersohne und seiner Tochter wieder, jene aber sprachen: thue Herr, was Dir gut scheint. Hierauf befahl er dem Steuermann nach Ephesus zu fahren, und als er daselbst gelandet war, begab er sich mit den Seinigen nach dem Tempel, wo seine Gemahlin auf heilige Weise unter den dasigen Priesterinnen lebte, und bat, man möchte ihm den Tempel öffnen, was auch geschah. Als aber seine Gemahlin hörte, daß ein König mit seiner Tochter und Eidam gekommen sei, schmückte sie ihren Kopf mit königlichen Edelsteinen, kleidete sich in ein Purpurgewand und begab sich mit einem anständigen Gefolge in den Tempel. Sie war aber sehr reizend, und wegen ihrer so großen Liebe zu einem keuschen Lebenswandel, versicherten Alle, es gäbe keine so reizende Jungfrau, wie sie. Als sie aber Apollonius erblickte, erkannte er sie nicht und warf sich ihr nebst seiner Tochter und seinem Schwiegersohne zu Füßen. Es lag aber in ihr eine solche glänzende Schönheit, daß sie Allen, welche sie schauten, selbst wie ein Diadem vorkam. Apollonius legte nun in dem Tempel kostbare Geschenke nieder, und begann nach Diesem zu reden, wie es ihm der Engel befohlen hatte: ich bin von meiner Kindheit an ein geborner König gewesen, stamme von Tyrus und heiße

Apollonius: wie ich aber zu jeglicher Weisheit gelangt war, habe ich ein Räthsel des gottlosen Königs Antiochus gelöst, um seine Tochter zur Frau zu bekommen, er aber hat sie selbst entehrt und bei seiner Gottlosigkeit erhalten, mich aber zu ermorden gesucht. Nach Diesem habe ich mich auf die Flucht begeben, allein auf der See Alles verloren, indessen bin ich nachher vom König Altistrates auf's Wohlwollendste aufgenommen worden, und habe seine Güte so weit erfahren, daß er mir sogar seine Tochter zur Gemahlin gab. Hierauf habe ich, als Antiochus mittlerweile gestorben war, meine Frau mit mir genommen, um mein Reich in Besitz zu nehmen, diese hat mir auf dem Meere diese meine Tochter geboren, ist aber an der Entbindung gestorben, und ich habe sie mit zwanzig Goldstücken in einem Sarge verschlossen und in's Meer hinab gelassen, auf daß sie, wenn man sie fände, anständig beerdigt werden könnte. Dann habe ich diese meine Tochter den nichtswürdigsten Menschen anbefohlen, um sie zu erziehen, und habe mich nach dem obern Theile von Aegypten begeben. Wie ich nun nach vierzehn Jahren erschien, um meine Tochter von ihnen zu fordern, sagten sie, sie sey gestorben, und indem ich ihnen Glauben beimaß, habe ich in Kummer und Trauerkleidern gelebt, und gewünscht zu sterben, bis mir meine Tochter wieder zurückgegeben wurde. Während er aber Dieses und Aehnliches erzählte, richtete sich seine Gemahlin, die Tochter des Königs Altistrates auf, riß ihn an sich und umarmte ihn, indem sie ihn küssen wollte, Apollonius aber stieß sie mit Unwillen von sich, weil er nicht wußte, daß sie seine Gattin sey. Jene aber

sprach mit Thränen: o mein Herr, mein zweites Ich, warum handelst Du also an mir? Ich bin ja Dein Weib, die Tochter des Königs Altistrates, und Du bist Apollonius von Tyrus, mein Mann und mein Eheherr: Du bist mein Schiffbrüchiger, den ich nicht um fleischlicher Lust Willen, sondern seiner Weisheit wegen geliebt habe. Als das Apollonius hörte, erkannte er sie gleich, fiel ihr um den Hals und vergoß Freudenthränen, indem er also sprach: gelobet sey der Höchste, der mir meine Frau und Tochter wieder zugeführt hat. Jene aber sagte: wo ist meine Tochter? Er selbst aber wieß auf die Tharsia und sprach: das ist meine Tochter Tharsia. Sie aber küßte sie, und also ward, sowohl in der Stadt als in der Umgegend, zur großen Freude Aller bekannt, wie der König Apollonius seine Gemahlin in dem Tempel wieder gefunden habe. Hierauf bestieg Apollonius mit seiner Frau und Tochter und seinem Eidam ein Schiff und segelte wieder nach seiner Vaterstadt. Wie nun also Apollonius nach Antiochia kam, nahm er die ihm aufgehobene Regierung an, und begab sich sodann nach Tyrus, nachdem er seinen Schwiegersohn Athanagoras zu seinem Stellvertreter eingesetzt hatte. Hierauf zog er mit seinem Schwiegersohne, seiner Gemahlin und Tochter und einem königlichen Heere nach Tharsus, ließ die Dyonisiades und den Stranguilio greifen und vor sich führen, und redete hierauf alle Anwesenden also an: Ihr Bürger von Tharsus, habe ich mich irgend einem unter Euch unangenehm gemacht? Alle aber riefen: Nein, Herr, wir sind bereit für Euch zu sterben, diese Bildsäule ist darum gesetzt worden, weil Ihr uns vom Tode errettet habt. Apol-

lonius ſprach nun: ich habe meine Tochter dem Stranguillio und ſeiner Frau Dyoniſiades anvertraut, allein ſie haben mir dieſelbe nicht zurück geben wollen. Das unglückliche Weib rief: guter Herr, haſt Du nicht die Inſchrift ihres Grabmals geleſen? Da ließ Apollonius ſeine Tochter vor das Angeſicht aller Anweſenden treten, und Tharſia fluchte dem Weibe und ſprach: Heil Dir, Tharſia, die von den Todten auferweckt worden iſt, bringt Dir ihren Gruß. Als ſie aber das elende Weib erblickte, zitterte ſie am ganzen Leibe, die Bürger aber wunderten und freueten ſich. Hierauf ließ Tharſia den Meier holen und ſprach zu ihm: Theophile, Du kennſt mich, antworte jetzt mit lauter Stimme, wer hat Dich veranlaßt mich zu ermorden? Der Meier aber entgegnete: meine Gebieterin, die Dyoniſiades. Darauf ergriffen die Bürger den Stranguillio und die Dyoniſiades, ſchleppten ſie zur Stadt hinaus und ſteinigten ſie. Da ſie aber auch den Theophilus tödten wollten, entriß ihn Tharſia dem Tode, indem ſie alſo ſprach: hätte er mir nicht Zeit zum Beten gelaſſen, würde ich ihn jetzt nicht beſchützen. Hierauf gab Apollonius den Bürgern viele Geſchenke, um ihre Stadt zu verſchönern, und hielt ſich drei Monate lang bei ihnen auf, dann aber ſchiffte er nach der Stadt Penthapolis, begab ſich auf das Stadthaus und beſuchte voller Freuden den König Altiſtrates. Mittlerweile war dieſer aber alt geworden und ſah ſeine Tochter und Enkelin mit ihrem Gemahl ein ganzes Jahr lang mit Vergnügen bei ſich, und ſo lange blieben ſie auch beiſammen, nachher aber ſtarb er, als ſeine Zeit vollendet war, nachdem er zuvor die eine Hälfte ſeines Reiches dem Apollonius, die andere aber ſeiner Toch-

tur übergeben hatte. Als nun aber Alles vollendet war, und Apollonius einst am Gestade des Meeres lustwandelte, erblickte er den Fischer, welcher ihn nach seinem Schiffbruche aufgenommen hatte, und befahl ihn zu greifen und nach seinem Palaste zu führen. Wie sich aber der Fischer von Soldaten gepackt sah, meinte er, die Stunde seines Todes sey gekommen, allein Apollonius trat bald darauf auch in den Palast und ließ ihn vor sich bringen, indem er also zu ihm sprach: das ist mein Brautwerber, der mich nach meinem Schiffbruch unterstützt und mir den Weg nach dieser Stadt gezeigt hat, und sagte zu ihm: ich bin Apollonius von Tyrus. Hierauf ließ er ihm zweihundert Goldstücke, Sclaven und Mägde geben, und nahm ihn, so lange er noch lebte, unter seine Begleiter auf. Da warf sich auch Clamitus, der ihm zuerst die Nachricht vom Antiochus hinterbracht hatte, ihm zu Füßen und sprach zu ihm: erinnere Dich, o Herr, Deines Knechtes Clamitus. Apollonius aber nahm ihn bei der Hand, hob ihn auf, machte ihn zu einem reichen Manne und ordnete ihn seinem Gefolge bei. Als aber Apollonius alles Dieses zu Ende gebracht hatte, zeugte er noch mit seiner Frau einen Sohn, welchen er an der Stelle seines Großvaters Altistrates zum König einsetzte. Es lebte aber Apollonius mit seiner Gemahlin noch vierundachtzig Jahre und regierte Antiochia und Tyrus, und die Tyrier in Ruhe und Glück, schrieb aber seine Begebenheiten selbst auf, und füllte mit ihnen zwei große Rollen an, von denen er eine in dem Tempel zu Ephesus, die andere in seiner Bibliothek nie-

verlegte: endlich aber starb er und gelangte zum ewigen Leben, zu welchem auch wir kommen mögen. Amen.

Hundertundvierundfunfzigstes Capitel.

Vom himmlischen Vaterland.

Gervasius erzählt, daß in der Stadt Edessa wegen des dort befindlichen Bildes Christi kein Ketzer leben kann, auch kein Heide, kein Götzendiener oder Jude. Allein auch die Barbaren können nie in diesen Platz eindringen, denn wenn ein feindliches Heer im Anzuge ist, tritt ein unschuldiges Knäblein über das Stadtthor und liest den Brief ab, und an demselbigen Tage, wo jener Brief Christi abgelesen wird, werden die Barbaren entweder besänftigt, oder laufen wie Weiber davon.

Hundertundfünfundfunfzigstes Capitel.

Von der Weise des Kampfes gegen den Teufel bei Christi Leiden.

In England liegt, wie Gervasius erzählt, an den Grenzen des Bisthums Elie eine Burg, die den Namen Cathubica führt, und ein klein Stück weiter unter demselben befindet sich ein Ort, den man Wandlesbury nennt, weil die Vandalen, als sie die einzelnen Theile Britanniens durch ein greuliches Morden der Christen verheerten, daselbst ihr Lager aufgeschlagen haben. Wie sie nun ihre Zelte am Gipfel eines dort befindlichen Hügels errichtet

hatten, umgaben ſie die ganze Ebene in der Runde mit einem Walle, ſo daß nur ein einziger Eingang, wie ein hohes Portal, um auf dieſelbe zu gelangen, offen blieb. Wenn nun auf dieſer Ebene, wie von grauem Alterthume her eine Sage geht, die in Aller Munde iſt, in einer ſtillen Nacht beim Mondenſchein ein Kieger laut ruft, daß ihm ein Anderer entgegen kommen ſolle, dann zeigt ſich ihm gleich gegenüber ein Ritter, der ſich zum Zuſammenrennen gerüſtet hat, und in dem Zuſammenſtoße der Roſſe hebt derſelbe entweder ſeinen Gegner aus dem Sattel, oder wird ſelbſt zu Boden geworfen. Gleichwohl aber reitet der Ritter nur allein in die Oeffnung des Walles hinein, und kann von da aus Alles, was auswendig vorgeht, wohl überſehen. Um nun dieſer Sache, welche wirklich alſo vorgeht und vielen Perſonen bekannt iſt, Glauben zu verſchaffen, will ich hier beifügen, was ich darüber von den Einwohnern und Eingebornen vernommen habe, Es lebte vor einiger Zeit in Oberbritannien ein Ritter, Namens Albertus, ein äußerſt tapferer und kriegskundiger, und auch übrigens mit allen Tugenden gezierter Mann. Dieſer kam eines Tages in jene genannte Burg als Gaſt, und da bei dem rauhen Winterwetter Abends nach Tiſche die Familie des reichen Schloßherrn ſich am Heerde, wie es die Sitte der Großen iſt, mit Erzählung alter Begebenheiten unterhielt, ward zuletzt auch von einem der hier Geborenen dieſes wunderbare Ereigniß berichtet. Dieſer tapfere Mann nun, um ſich von dem, was er mit ſeinen Ohren vernommen hatte, auch durch eigene Erfahrung zu überzeugen, wählte ſich einen von den adligen Schildknap-

pen, der ſich daſelbſt befand, zum Begleiter aus, und begab ſich an jenen Ort. Als ihm aber der Platz gezeigt worden war, und der geharniſchte Ritter ſich demſelben genähert hatte, ritt er den Hügel hinan und begab ſich hierauf, nachdem er den Edelknaben entlaſſen hatte, allein auf jenes Feld. Nun rief der Ritter laut aus, er wünſche einen Gegner zu finden, und auf ſeinen Ruf kam von der entgegengeſetzten Seite ein Mann, der wie ein Ritter ausſah, angeſprengt. Kurz ſie hielten ihre Schilde vor, legten ihre Speere ein und rannten auf ihren Roſſen gegen einander, und die Reuter wurden bald durch ihre gegenſeitigen Stöße zum Wanken gebracht, endlich aber zerſplitterte die Lanze des Andern, nachdem er einen vergeblichen Stoß gethan hatte, und Albertus brachte dieſen ſeinen Gegner durch einen gewaltigen Anlauf zum Fallen. Dieſer war aber kaum niedergeſtürzt, als er auch wieder ohne Verzug aufſprang, und während Albertus ſich umſieht, um das Roß ſeines Gegners als Kampfpreis zu fangen, ſeinen Speer wieder an ſich zieht, und ihn wie einen Wurfſpieß nach dem Albertus ſchleudert, und deſſen Hüfte durch dieſen furchtbaren Wurf durchbohrt. Unſer Ritter dagegen, der entweder aus Freude über ſeinen Sieg weder Wurf noch Wunde fühlte, oder auch nur den Schmerz verbiß, verläßt, da mittlerweile ſein Gegner verſchwunden war, als Sieger den Kampfplatz, und übergiebt dem Schildknappen das erbeutete Roß, welches von hohem Bau, ſchlankem und gewandtem Körper und äußerlich ſehr ſchön war. Als aber der Ritter wieder nach dem Schloſſe zurückkehrte, kam ihm das ganze Burggeſinde entgegen, wun-

derte ſich über die Begebenheit, freute ſich, daß der feindliche Ritter niedergeworfen worden war, und prieß die Tapferkeit des edeln Barons. Als aber derſelbe ſeine eiſernen Beinſchienen abſchnallte, fand er die eine ganz mit geronnenem Blute angefüllt. Alle Anweſenden entſetzten ſich über die Wunde, allein der Ritter erzürnte ſich über ihre Furcht. Jetzt lief aber das ganze Volk, welches bisher der Schlaf gefeſſelt hatte, von dem Lärme aufgeweckt herbei, und ihre erwachende Verwunderung veranlaßte ſie bald das Stillſchweigen zu brechen, denn als Zeuge ſeines Triumphs ward das Roß aufgezäumt dem Anblicke Aller ausgeſetzt gehalten mit ſeinen feuerſprühenden Augen, hohem Nacken, ſchwarzen Mähnen und Ritterſattel. Kaum hatte ſich aber der erſte Hahnſchrei hören laſſen, als auch das Roß raſende Sprünge machte, die Nüſtern aufbließ, mit ſeinen Hufen in den Erdboden hieb, plötzlich die Riemen, an welchen man es hielt, ſprengte, ſeine natürliche Freiheit wieder gewann, entfloh und ſeinen Verfolgern bald aus den Augen kam. Indeſſen behielt unſer Ritter eine beſtändige Erinnerung an ſeiner ihm förmlich eingebrannten Wunde, denn alle Jahre, und zwar in derſelben Nacht, erneuerte ſich der Schmerz derſelben, und ſie brach jedesmal wieder auf der Oberfläche der Haut von Neuem auf. Daher kam es denn, daß der edle Ritter nach wenigen Jahren über das Meer fuhr und ſein Leben und ſeine Seele nach vielfachen, mannhaften Kämpfen gegen die Ungläubigen an den Herrn zurückgab.

Hundertundſechsundfunfzigſtes Capitel.

Von der Urſache der Zerſtörung Troja's.

Ovidius erzählt vom Trojanerkrieg, wie Helena vom Paris entführt ward, und die Prophezeihung ergangen war, die Stadt Troja werde nicht eher unterworfen werden, als Achilles gefallen ſey. Als ſeine Mutter das hörte, verſteckte ſie ihn in Weiberkleider gehüllt, in ein Gemach unter die Dienerinnen eines gewiſſen Königs. Wie das Ulixes erfuhr, rüſtete er ſich ein Schiff mit Waaren aus, ſchiffte auch Frauenputz und glänzende Waffen mit ein, und gelangte ſo zu der Burg, wo ſich Achilles mit den Mägden zuſammengeſperrt aufhielt. Kaum hatte dieſer aber das Schiff mit ſeinen Schmuckſachen und Waffen erblickt, als er auch mit ſeinen Gefährtinnen daſſelbe beſuchte, um einige Waaren einzuhandeln. Wie nun aber Ulixes die Waffenſtücke ſorgſam geordnet und ihn aufgefordert hatte dieſelben zu beſehen, da ergriff Achilles einen Speer, ſchwang ihn, und auf dieſe Weiſe kam die Sache an den Tag; worauf ihn Ulixes feſthielt und mit nach Troja nahm, die Griechen aber die Oberhand erhielten. Als jener nun aber gefallen war, ward Troja erobert und die Gefangenen der Gegenparthei wieder abgenommen.

Hundertundsiebenundfunfzigstes Capitel.

Von der Strafe der Sünder, welche in der Gegenwart für ihre Vergehungen nicht büßen.

Einst lebte ein Kaiser, der einen klugen Pförtner hatte, welcher einmal seinen Herrn inständig bat, daß er ihm erlauben möchte, einen Monat lang Thorwärter der Stadt zu seyn, um von einem jeden Buckligen, Einäugigen, Krätzigen, Grindkopfe und Brüchigen einen Denar einzufordern. Der Kaiser gestattete es ihm auch und bestätigte seine Erlaubniß durch sein Insiegel, worauf jener seinen Dienst übernahm, und sich an das Stadtthor stellte, um sich die Hinein- und Herausgehenden anzumerken und zuzusehen, ob er von dieser Stelle irgend einen Gewinn haben könnte. Eines Tages trat aber ein Bucklicher, der eine Kappe trug, unter das Thor, und der Thorwärter trat ihm in den Weg und verlangte nach dem Gesetze und dem Gebote des Kaisers einen Denar von ihm, allein der Bucklige weigerte sich und wollte nichts geben. Darauf legte der Thorwätter Hand an ihn und wollte ihm seine Kappe nehmen, allein als er dieselbe in die Höhe zog, fand er auch, daß derselbe nur ein Auge hatte, und forderte alsbald zwei Denare von ihm. Aber auch diese wollte der Andere nicht zahlen, sondern schickte sich an ihm zu entlaufen: indessen zog ihn der Pförtner bei seiner Kappe, und siehe da, als sein Haupt entblößt war, erschien

ſein Grindkopf, worauf jener ſogleich drei Denare verlangte. Als das der Bucklige merkte, fing er an ſich ihm zu widerſetzen, und da auf dieſe Weiſe auch ſeine Arme nackt wurden, zeigte er ſich als voll von Krätze. Nun verlangte der Thorwärter ihm auch einen vierten Denar ab, und da ſich jener gegen ihn vertheidigen wollte, riß er ihn an ſeiner Kappe, dieſe fiel herab, und es zeigte ſich ſogleich an ſeinem Leibe ein Bruch, weshalb jener nun auch den fünften Denar von ihm forderte, und es ſich alſo begab, daß der, welcher dem Rechte nach nicht einen einzigen hatte zahlen wollen, jetzt gezwungen fünf erlegen mußte.

Hundertundachtundfünfzigſtes Capitel.

Von der ewigen Fortdauer der Seele.

Man fand einſt zu Rom einen ganz unverſehrten Leichnam ziemlich tief unter der Stadtmauer: hier liegt im Tode Pallas, Evanders Sohn, den der Speer eines krummen Soldaten niedergeworfen hat. An ſeinem Haupte ſtand aber eine brennende Lampe, welche weder durch Waſſer noch Blaſen ausgelöſcht werden konnte, bis unter der Flamme mit einer Nadel ein Loch gemacht und durch dieſes Luft hineingelaſſen worden war. Die Wunde des Rieſen war aber vier und einen halben Fuß tief, und er hatte nach Trojas Zerſtörung hier gelegen zweitauſend zweihundert und vierzig Jahre.

Hundertundneunundfunfzigstes Capitel.

Von der Erfindung des Weinstocks.

Josephus berichtet in seinem Buche von den Ursachen der natürlichen Dinge, daß Noah den wilden Weinstock fand, selbigen aber **Labrusca** nannte, von den Gränzen (**Labra**) des Landes und der Straßen. Da nun dieser bitter war, so nahm er das Blut von vier Thieren, eines Löwen, Lammes, Schweines und Affen, und machte mit Erde eine Art Mist daraus, den er an die Wurzeln des Weinstocks legte. Also ward aber der Wein durch das Blut derselben süß gemacht, worauf sich Noah nachher von demselbigen Weine berauschte, und da er entblößt dalag, von seinem jüngeren Sohne verspottet wurde. Hierauf versammelte er alle seine Söhne und sagte, er habe das Blut der genannten Thiere dahin gethan, um die Menschheit zu belehren. Denn viele Menschen sind durch den Wein zu Löwen geworden, ihres Zornes wegen, und haben dann keine Besinnung mehr, Einige werden aus Schaam zu Lämmern, Andere aber werden zu Affen, dessen Neugierde und unschickliche Lustigkeit sie annehmen. Denn der Affe nimmt sich vor alle Handlungen der Menschen nachzuahmen, macht sie aber verkehrt. Will man ihn also fangen, muß man bleierne Schuhe haben, und wenn er sieht, daß man sie an- und auszieht, und sie wieder fest anbindet, macht er es ebenso, wenn er aber nachher zu laufen sucht, wird er durch ihre Schwere zu

Boden gedrückt und gefangen. Ebenſo geht es aber vielen Leuten, denn während ſie Vieles verſuchen, bringen ſie im Rauſche kaum etwas vor ſich, verderben aber und verwirren wie der Affe das Meiſte.

Hundertundſechzigſtes Capitel.

Wie uns der Teufel beſtändig abhält Gutes zu thun.

Es geſchieht häufig, daß die Engel des Satans ſich in Engel des Lichts verwandeln, um in den menſchlichen Herzen irgend eine teufliſche Eingebung zu nähren. Um dieſe nun kennen zu lernen, wird folgendes höchſt merkwürdiges Beiſpiel hier beigefügt. Es lag im Gebiete von Arles, wie Valentinus daſelbſt Biſchoff war, ein gewiſſes Schloß, deſſen Gebieterin die beſtändige Gewohnheit an ſich hatte, unter der Feier der Meſſe nach dem Evangelium die Kirche zu verlaſſen, weil ſie die Einſetzungsworte des Leibes unſeres Herrn nicht vertragen konnte. Obgleich nun viele Jahre lang ihr Mann, der Schloßherr, dieſe Sache bemerkt hatte, ſo hatte er trotz allem eifrigen Nachforſchen doch den Grund dieſer ſo großen Frechheit nicht erfahren können, ſie wurde alſo eines Tages, als das heilige Evangelium zu Ende gebracht worden war, da ſie eben im Begriff war hinwegzugehen, durch ihren Mann und ſeine Diener daran verhindert und aufgehalten, und ſobald der Prieſter die Einſetzungsworte ausſprach, ward die Dame von einem teufliſchen Geiſte in die Höhe gehoben, flog da-

von, und riß einen Theil der Kapelle mit sich fort, ward aber weiter in jenem Lande nicht wieder erblickt. Da indessen der Theil des Thurmes, an welchen sich die Kapelle lehnte, noch steht, so liefert er ein Zeugniß für diesen Vorgang.

Hundertundeinundsechzigstes Capitel.

Wie man Gott allezeit für seine Wohlthaten dankbar seyn muß.

In dem Königreiche Engelland liegt ein kleiner Berg in einer Waldschlucht, welcher sich in der Gestalt eines Menschen nach seinem Gipfel erhebt. Diesen pflegten nun die Ritter und Jäger zu besteigen, wenn sie von Hitze oder Durst erschöpft ein Mittel gegen die sie drängende Noth suchten, allein einstmals brachte es der Ort und die Umstände so mit sich, daß nur ein einzelner Mann, der von seinen Gesellen verlassen war, den Berg bestieg. Wie der nun allein für sich, als wenn er mit einem Andern spräche, sagte: ich habe rechten Durst, siehe, da stand gleich, ohne daß er es hätte vermuthen können, ein Mundschenk an seine Seite, der prächtig gekleidet war und eine heitere Miene zeigte und in seiner ausgestreckten Hand ein großes mit Gold und Edelsteinen verziertes Trinkhorn hielt, wie es heut zu Tage noch manche Leute anstatt eines Bechers zu brauchen pflegen, welches er ihm, angefüllt mit einem Göttertrank von unbekanntem, aber äußerst süßem Geschmack, anbot; worauf, als er daraus getrunken hatte,

die ganze Hitze ſeines warm gewordenen Leibes und die Müdigkeit wegging, ſo daß es ihm vorkam, als habe er keine Arbeit erduldet, ſondern müſſe jetzt erſt ſich ſolcher unterziehen. Wie Jener aber den Trank genommen hatte, da reichte ihm der Diener auch ein ganz reines Leinwandtuch, um ſich ſeinen Mund abzutrocknen, und wenn er ſeinen Dienſt erfüllt hatte, verſchwand er, und wartete weder auf Lohn für ſeine Dienſtleiſtung, noch auf weitere Unterredung oder Nachfrage. Dieſes that Jener aber ſeit langen Jahren bis in's graue Alterthum hinauf, und bei den Alten war es eine bekannte und alltägliche Sache, bis endlich ein gewiſſer Ritter auf der Jagd an dieſen Ort kam, und als er einen Trunk verlangt und erhalten hatte, das Horn nicht, wie es der Sitte und Artigkeit gemäß war, dem Mundſchenken wieder zurückgab, ſondern es zu ſeinem eigenen Gebrauche an ſich behielt. Als aber ſein Herr den Hergang der Sache erfuhr, verurtheilte er den Räuber zum Tode und ſchenkte das Horn dem engliſchen Könige Heinrich dem ältern, auf daß man von ihm nicht glauben möchte, wie er ein ſo großes Vergehen gut geheißen habe.

Hundertundzweiundſechzigſtes Capitel.

Wie man ſich vor dem Fluchen in Acht nehmen müſſe.

Gervaſius von Tilbury berichtet eine Begebenheit, die zwar neu und ungewöhnlich, aber voll guter Lehren iſt,

und Unvorſichtige auf leichte Weiſe lehrt, auf ihrer Huth zu ſeyn. Unter dem römiſchen Kaiſer Otto befand ſich in Catakonien, im Bisthum Girona, ein hoher Berg, deſſen Gipfel aber ſehr ſteil und beinahe unerſteiglich war, und auf deſſen Spitze ſich ein See befand, der ein ſchwarzes und in ſeiner Tiefe unergründliches Waſſer enthielt. Dort ſoll aber der Aufenthalt der böſen Geiſter ſich wie ein Palaſt weit ausdehnen, aber eine verſchloſſene Pforte enthalten. Das Aeußere dieſer Wohnung aber, ſo wie der Geiſter ſelbſt, hielt man gewöhnlich für unbekannt und unſichtbar. Wenn nun Jemand einen Stein oder irgend einen andern feſten Körper in die See warf, brach ſogleich, wie wenn die Geiſter erzürnt wären, ein Gewitterſturm los. Auf der einen Seite des Berges liegt aber beſtändig Schnee, dort iſt fortwährend Eis, eine Menge Criſtalle, aber niemals ein Sonnenſtrahl ſichtbar. Am Fuße dieſes Berges befindet ſich ein Fluß, der Goldſand enthält, und aus dieſem Sande wird das Gold, welches man gewöhnlich Waſchgold nennt, herausgezogen. Im Innern und Umkreis dieſes Berges wird aber Silber ausgegraben, und iſt derſelbe fruchtbar an vielerlei Dingen. Nun wohnte auf einem Gute, welches an dieſen Berg ſtieß, ein Landmann, der, wie er eines Tages mit häuslicher Arbeit dringend beſchäftigt war, und durch das fortwährende und nicht zu beruhigende Geheul ſeines kleinen Töchterchens geſtört wurde, endlich, wie es Zornige zu thun pflegen, ſein Kind dem Teufel befahl. Alsbald kam dieſem unbeſonnenen Wunſche der Empfänger bereitwillig entgegen, und ein Haufe von Teufeln trug, ohne daß man

ſie ſehen konnte, das Mägdlein hinweg. Als nun ein Zeitraum von ſieben Jahren ſeit jener Zeit vergangen war, erblickte ein Einwohner dieſes Landes, welcher am Fuße dieſes Berges ſeine Straße zog, einen Mann, der ſchnellen Laufes an ihm vorübereilte und mit weinerlicher Stimme klagend ausrief: o ich Elender, was ſoll ich anfangen, der ich von einer ſo großen Laſt zu Boden gedrückt werde. Als er nun von dem Wanderer gefragt wurde, was denn der Grund ſeiner ſo großen Betrübniß ſey, antwortete er, er ſey nun ſchon ſieben Jahre auf dem Berge herumgelaufen, weil er ſich den Teufeln befohlen habe, die ſich ſeiner täglich nun als ihres Reitpferdes bedienten. Um nun dem Zuhörer eine ſo unwahrſcheinliche Sache mehr glaublich zu machen, fügte er hinzu, die Tochter eines ſeiner Nachbarn, welche er kenne, befinde ſich in gleicher Lage, und ſey gleichſam dem Teufel befohlen worden, daß indeſſen die Teufel, welche der Erziehung dieſes Mädchens überdrüßig wären, dieſelbe längſt gern ihrem Verflucher zurückgegeben haben würden, wenn nur ihr Vater ſie auf dem Berge wieder in Empfang nehmen wollte. Der Helfer ſtutzte lange, ob er das Unglaubliche verſchweigen oder reden ſolle, wählte aber endlich das Letztere, nehmlich den Vater von dem Zuſtande ſeiner Tochter in Kenntniß zu ſetzen. Wie er nun zu dem Vater derſelben kommt, trifft er ihn laut klagend über den lange dauernden Verluſt ſeines Kindes, fragt ihn um den Grund ſeiner Wehklagen, und als er die Sache beſtätigt findet, fügt er das hinzu, wovon wir eben geſagt haben, daß er es von dem, welchen die Teufel als Saumroß gebrauchten,

gehört hatte. Als Jener ihn nun um ſeinen Rath bat, ſagte er, er ſolle an den bezeichneten Ort kommen, und unter Anrufung des Namens Gottes die Teufel beſchwören, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Als nun der Vater die Worte des Boten vernommen hatte, ſtaunte er ſehr, als er jedoch bedachte, was er machen ſolle, zog er es vor, ſich dem Rathe des Boten zu unterwerfen. Er ſtieg hierauf auf den Berg, und lief dem See entlang, indem er die Teufel beſchwor, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Auf einmal erſcheint ſeine Tochter vor ihm, wie durch einen plötzlichen Windſtoß hergebracht, von hoher Geſtalt, mit unſteten Augen und Knochen und Sehnen, die kaum in der Haut zu hängen ſchienen, ſchrecklich anzuſehen, ohne Begriffe und kaum etwas Menſchliches verſtehend und kennend. Der Vater aber wunderte ſich über das ihm wiedergeſchenkte Kind, und in Zweifel, ob er es erziehen und bei ſich behalten ſolle, begab er ſich zum Biſchoff von Girona, erzählte ihm die traurige Begebenheit und fragte ihn bekümmert, was er thun ſolle. Der Biſchoff aber, als ein frommer Herr, der die ihm anvertraute Heerde durch ſein gutes Beiſpiel belehrte, befragte das Mägdlein in Gegenwart Aller, und als er Alles, was ihr begegnet war, nach der Reihe erkundet hatte, lehrte er ſeine Untergebenen in einer Predigt, wie ſie künftighin nichts mehr den böſen Geiſtern befehlen ſollten, weil unſer Erbfeind, der Teufel, herumgeht, wie ein brüllender Löwe und ſieht, wen er verzehre, Einige aber, welche ſich ihm ergeben hätten, hinopfere und Andere, ohne Hoffnung auf Rückkehr, einge-

kerkert halte, auf daß ſie ihre Verwünſchung aufreibe und abzehre. Und nicht lange nachher kam auch der, welchen die Teufel zu ihrem Reitpferde gebrauchten, durch den Rathſchluß des himmliſchen Vaters aus ſeiner Verwünſchung an den Tag, und weil er bei ſeiner Entführung mehr und vollſtändiger ſeine Vernunft beſeſſen hatte, ſo erzählte er den Gläubigen und Verſtändigen, wie es bei den Teufeln hergeht. Er verſicherte aber, es befinde ſich neben dem genannten Platze in einer unterirdiſchen Höhle ein breiter Palaſt, an deſſen Eingange eine Pforte liege, und dort ſey Alles dunkel; dorthin kämen bei gegenſeitiger freudigen Begrüßung die Teufel zuſammen, wenn ſie alle Theile des Erdkreiſes durchwandelt hätten, und berichteten ihren Vorfahren, was ſie gethan hätten. Indeſſen betritt das Innere dieſes Palaſtes Keiner als ſie ſelbſt und diejenigen, welche durch das Joch ewiger Verdammniß den Teufeln zu eigen geworden ſind. Aus dem eben Geſagten, meine Lieben, können wir lernen, daß wenn wir bei unſern Handlungen durch aufſteigende Widerwärtigkeiten behindert werden, wir nicht gleich des Teufels oder Jemandes Hülfe anrufen müſſen, oder unſere Familie oder einen Andern, der irgend worin etwas verſehen hat, dem Teufel befehlen dürfen, weil das, was ihm einmal befohlen iſt, mehr auf den Leib denkt und von guten Werken abgehalten wird, die der Menſch in ſeinem Herzen vielleicht unternehmen könnte. Der aber, weil er hofft ſchon etwas Eigenes in ſeinem Herzen zu beſitzen, ſtellt ihm vorſichtig nach, um die arme Seele, die durch Sündhaftigkeit angeſteckt iſt, zu entführen, auf daß ſie ihn in Strafe

und ewige Verdammniß und in den See des Elends und den Moraſt des Schmutzes hinabziehn, weil dort beſtändiger Schnee und ewiges Eis iſt, wie der ſelige Hiob bezeugt, welcher ſagt: es geht über vom Schneewaſſer zu ungeheurer Hitze, und umgekehrt. Dort aber iſt eine Menge Kriſtall und ein Sonnenſchein, denn der Kriſtall bedeutet den Spiegel und das helle Bild der heiligen Dreifaltigkeit, den Spiegel, in welchem ſich das Herz freut, ohne Flecken das Heer der heiligen Engel zu ſchauen. In der Hölle aber wird ſie zu keiner Zeit zu unſerem Erbarmen ſcheinen, denn dort iſt der Schein des Kriſtalls, das heißt eine ewige Fülle von unerträglichem Feuer, in welchem die Tochter des Menſchen, das heißt die verdammte Menſchenſeele, nicht blos ſiebenjährigen, ſondern ewigen Foltern, um von ihnen gemartert zu werden, überliefert wird.

Hundertunddreiundſechzigſtes Capitel.

Von ungebührlicher Furchtſamkeit.

Einſt war ein König, Alexander genannt, der nur einen einzigen Sohn, Namens Celeſtinus, beſaß, welchen er ſehr lieb hatte: nun dachte er aber in ſeinem Herzen: es iſt gut meinen Sohn durch Jemanden unterrichten zu laſſen, berief alſo einen Philoſophen zu ſich und ſprach: Meiſter, nimm meinen Sohn in die Lehre, und ich will Dir reichlichen Lohn geben. Jener aber erwiderte: Herr, ich bin bereit Deinen Willen in allen Stücken zu erfüllen. Er nahm alſo den Knaben mit ſich und bekümmerte ſich

fleißig um denſelben. Es begab ſich aber, daß er eines Tages mit ſeinem Schüler Celeſtinus auf eine Wieſe kam, wo Beide ein räudiges Pferd liegen ſahen. Es waren aber neben dem Pferde zwei Schaafe einander gegenüber angebunden, welche graſeten. Nun begab es ſich aber, daß die Schaafe ſo neben dem Pferde weideten, daß eins auf der rechten und das andere auf der linken Seite des Pferdes ſtand, ſo daß ſie dem Pferde immer näher kamen, und das Seil, mit welchem ſie verbunden waren, über deſſen Rücken gezogen wurde, bis es auf die räudige Stelle in der Mitte deſſelben kam. Wie aber das Pferd das Seil auf ſeinem wunden Rücken fühlte, ſprang es auf, empfand aber immer mehr Beſchwerde, und ſo fing es denn vor großem Schmerz an gewaltiger zu rennen, und ſchleppte ſo die beiden Schaafe mit fort. Je ſchwerer ihm aber das Gewicht der Schaafe ward, deſto tiefer ſchnitt das Seil in die Wunde ein und vermehrte die Schmerzen derſelben. Nun ſtand aber an der Wieſe das Haus eines Müllers, und das Pferd lief, durch ſeine Schmerzen raſend gemacht, mit den beiden Schaafen in das Haus hinein, in welchem jedoch nichts als Feuer war. Nun ſtreute aber das Pferd das Feuer hier und dorthin auseinander, ſo daß das ganze Haus anfing in Feuer zu ſtehen und das Pferd ſich ſamt den Schaafen gänzlich verbrannte. Da ſprach der Meiſter zu Celeſtino, ſeinem Schüler: mein Lieber, Du haſt nunmehr den Beginn, den Verlauf und das Ende der ganzen Geſchichte ganz erfüllt geſehen, mache mir über dieſen Stoff ein fehlerloſes Gedicht, und zwar bevor das Haus durch den Brand ganz zerſtört iſt. So Du das aber nicht

thun wirſt, ſage ich Dir, wirſt Du eine große Strafe leiden müſſen. Celeſtinus ging nun, als ſich ſein Meiſter entfernt hatte, für ſich allein herum und gab ſich unendliche Mühe, wußte aber durchaus nicht, wie er die Sache in Verſe bringen ſollte. Wie nun Celeſtinus hierüber ſehr traurig war, erſchien ihm alsbald der Teufel in menſchlicher Geſtalt und ſprach zu ihm: mein Sohn, warum biſt Du ſo traurig? Jener aber erwiderte: es nützt mir nichts, es Dir zu ſagen. Und Jener verſetzte: rede ohne Sorgen, ich will Deiner Noth ſchon abhelfen. Gleich ſagte Celeſtinus: ich ſoll bei ſchwerer Strafe Verſe über ein räudiges Pferd und zwei Schaafe machen, und kann es doch gar nicht. Jener aber ſprach: ich bin der Teufel in Menſchengeſtalt und ein trefflicher Verſemacher, fürchte alſo Deinen Meiſter fürder nicht mehr, ſondern verſprich mir, daß Du mein getreuer Knecht ſeyn willſt, und ich will Dir Verſe machen, die beſſer ſind, als die Dein Meiſter ſelbſt macht. Celeſtinus aber willigte ein und verſprach ihm auf ſein Wort, er wolle ihm treulich dienen, wenn er ſein Verſprechen erfüllen würde. Jener aber ſagte ihm ſogleich folgende Verſe:

Es zog ein Seil zwei Schäfelein
Ueber eines Roſſes Rücken fein,
Verletzet ſprang das Roß hervor,
Riß beide Schaaf' mit ſich empor,
Zu einer Mühle ſchleppt es ſie,
Springt durch ein Feuer mit dem Vieh,
Verbrennt die Schäflein, ſich und ſie,
Zu zahlen macht dem Wächter Müh.

Wie nun der Knabe dieſe Verſe erhielt, freuete er ſich ſehr und begab ſich nach Hauſe, der Meiſter aber ſprach zu ihm: mein Sohn, haſt Du die Verſe irgendwo geleſen, oder ſelbſt gemacht? Jener antwortete jedoch: ei ja, Meiſter. Hierauf ſagte ihm derſelbe die Verſe her, wie wir ſie eben hergeſetzt haben. Als ſie nun der Meiſter vernommen hatte, verwunderte er ſich und ſprach: ſage mir, mein Sohn, wer ſie Dir verfertigt hat. Jener aber entgegnete: Niemand. Worauf Jener ſprach: ſo Du mir nicht gleich die Wahrheit ſagſt, wirſt Du bis aufs Blut gepeitſcht werden. Der Knabe, welcher Furcht hatte, erzählte ihm Alles von Anfang bis zu Ende, wie er ſich dem Teufel verpfändet hatte. Der Meiſter aber ward ſehr betrübt, ließ den Knaben kommen und ihn mit großer Zerknirſchung ſeine Beichte herſagen und den Teufel abſchwören. Nach dieſem ward aus ihm ein heiliger Mann, der nach einem tugendhaften Leben an Gott ſeine Seele zurückgab.

Hundertundvierundſechzigſtes Capitel.

Von der Welt Verkehrtheit.

Man lieſt in einem Buche von einer Unterredung Petri mit unſerem Herrn Jeſus Chriſtus. Ich ſah einſt fünf Leute, welche ich für toll hielt. Einen ſah ich Meerſand ſo gierig verzehren, daß er ihm auf beiden Seiten wieder herausquoll, einen Andern, der über einer mit Pech und Schwefel angefüllten Grube ſtand, aus welcher ein unerträglicher Geſtank kam, und mit allen ſeinen Kräften

sich bestrebte jenen Geruch mit seinem Munde einzuziehen. Hierauf erschaute ich einen Dritten, der auf einem heißen Ofen lag, und dem diese fürchterliche Gluth noch nicht genug zu seyn schien, denn er bemühte sich die aus dem Ofen hervorsprühenden Funken zu haschen, um sie zu verzehren. Einen Vierten sah ich, der auf der Zinne eines Tempels saß, um den Wind aufzufangen, und den Mund beständig offen hatte, auf daß der Wind durch ihn durch gehen konnte. Einen Fünften endlich gewahrte ich, der jedes einzelne Glied seines Körpers, so gut es ging, in den Mund nahm, verzehrte, und Andere dabei verspottete. Jene fünf Menschen haben Viele gesehen und sich sehr verwundert, wie sie dergleichen Sachen machen konnten. Mein Lieber, bei dem ersten Mann, der Meersand verzehrte, können wir uns einen Habsüchtigen denken; bei dem Zweiten, der über der Schwefelgrube stand, die Schlemmer und Wollüstigen; bei dem Dritten, den Du auf einem Ofen liegen sahst, und dem eine solche Hitze noch nicht genug war, sondern der auch noch Feuer verschluckte, aber die, welche an Reichthum und Ehre alle Andern übertreffen, aber damit noch nicht zufrieden auch die Armen des Ihrigen berauben und sie durch Wucher auspressen; bei dem Vierten, der auf der Tempelzinne stand, aber die, welche das Gute nur thun, damit es die Leute sehen, und die Heuchler, die unter dem Scheine des Guten alles Böse verüben; und bei dem Fünften, der seine eigenen Gliedmaßen verzehrte, die, welche alle guten Werke der Geistlichen und heiligen Lehrer herabsetzen, und so viel an ihnen ist mißdeuten und falsch auslegen.

Hundertundfünfundsechzigstes Capitel.

Ein anderes Beispiel von der Welt Verkehrtheit.

Man liest in dem Leben der Väter, daß ein Engel einem heiligen Manne drei Personen zeigte, die an dreifacher Albernheit litten. Der erste Mann machte ein Bündel Holz, und da er es wegen der allzugroßen Schwere nicht ertragen konnte, band er immer mehr auf. Der Zweite schöpfte mit vieler Mühe Wasser aus einem tiefen Brunnen vermittelst eines durchlöcherten siebartigen Gefäßes, und ruhte doch nicht es voll zu füllen. Der Dritte fuhr einen Balken auf einem Wagen, und wollte in ein Haus hinein, dessen Thor so eng und niedrig war, daß es durchaus unmöglich war, und doch hörte er nicht auf, sein Pferd zu schlagen und in die Seiten zu stechen, bis sie zusammen in einen tiefen Graben stürzten. Darauf sprach der Engel zu ihm: unter dem ersten Manne, den Du gesehen hast, kannst Du Dir die Leute vorstellen, welche Sünden begehen und von Tage zu Tage bis an ihr Ende meinen, daß sie dieselben noch ertragen können, und darum täglich mehrere, und immer mehrere hinzufügen, welche sie durchaus nicht mehr fortbringen können, bis der Tod plötzlich über sie kommt und ihre Seele zur ewigen Pein entführt und in den tiefen Höllenpfuhl taucht. Bei dem Zweiten, den Du Wasser aus einem tiefen Brunnen in ein Sieb schöpfen sahst, denke Dir die, welche gute Werke thun und

doch mit ihnen ſich kein Verdienſt erwerben, weil ſie voller Löcher, d. h. Sünden, ſind, und was ſie Gutes gethan haben, durch ihre Sündhaftigkeit wiederum zerſtören. Durch den Dritten, der den Balken fuhr, werden die Machthaber der Erde bezeichnet, welche glauben, ſie können mit weltlicher Hoffarth und Pracht in die Pforte des Himmelreichs kommen, aber behindert werden und der Hölle verfallen.

Hundertundſechsundſechzigſtes Capitel.

Vom Schachſpiele.

Das Schachbret enthält vierundſechzig Punkte in acht Felder vertheilt, einen Mann und eine Frau, Bräutigame und Bräute, Kleriker und Laien. Es ſpielen aber dieſes Spiel ſechs Perſonen. Daß erſte Bild iſt der Roche und zwar von doppelter Art, weiß und ſchwarz, denn der rechte iſt weiß, der linke aber ſchwarz. Seine Eigenheit aber iſt, daß, wenn alle Figuren aufgeſetzt ſind, die Offiziere und Bauern durch ihren Vorzug gewiſſe Grenzen haben, bis zu welchen ſie vordringen können, die Rochen aber, wenn ſie eingeſchloſſen ſind, nicht die Macht haben vorwärts zu gehen, wenn ihnen nicht durch die Offiziere und Bauern ein Weg gebahnt iſt. Und er geht immer gerade aus und nie in einen Winkel, mag er nun vor oder rückwärts gehen, und wenn er ſeitwärts geht, fängt er auf der andern Seite einen Stein und wird ein Räuber. So geht es dem wirklich Armen, der nur den einzigen Weg ſeiner Ar-

muth hat, auf welchem er gerade auf den Herrn aller armen Leute, den Herrn Jeſus Chriſtus, zupilgert und die Stelle der Königin neben dem König der Könige einnimmt. Wenn er aber über ſeine Lage murrend ſeitwärts vom Wege abgeht, wird er ein Räuber, ſtiehlt was er kann und kümmert ſich nicht um den Königsthron. Die zweite Figur iſt aber der Springer, der über drei Punkte geht. Auf ſeinem eigenen Platze ſteht aber der, welcher ſchwarz iſt, zur Rechten des Königs, und der weiße zu ſeiner Linken. Man nennt ſie aber weiß und ſchwarz, nicht nach ihrer Farbe, ſondern nach ihrer Stellung. Denn der rechte, welcher ſchwarz iſt, marſchirt immer rechts oder ſtellt ſich auf einem ſchwarzen und leeren Punkte vor dem Bauer auf. Der linke aber macht nach ſeiner Eigenheit zwei Schritte vorwärts, einen nach der rechten Seite auf einen weißen Raum, und den andern links auf einen weißen und leeren Platz, und ſo gehen ſie immer von drei zu drei Quadraten, indem ſie ihre erſte Stellung ſtets feſthalten, daß der ſchwarze immer auf dem ſchwarzen Felde, und der weiße umgekehrt auf dem weißen, aber immer in einem Winkel vorwärts geht. Dieſe Springer nun, die bald hinauf und bald hinabgehen, bezeichnen die Weltweiſen, welche drei Eigenſchaften beſitzen, nehmlich Verſtand, Vernunft und Mannhaftigkeit. Sie ſollten nun ihren Lauf durch Werke der Barmherzigkeit immer aufwärts nehmen, allein ſie gehen abwärts durch ihre Beredtſamkeit und menſchlichen Trug, und laufen ſeitwärts in einem Winkel durch drei Punkte, welche die Schlemmer bedeuten, die tagtäglich im Rauſche leben, die Räuber, welche fremdes

Eigenthum ohne Erlaubniß ſeines Herrn plündern und fortſchleppen, und Hoffärtige, welche mit ihrer Abſtammung, Schönheit und Ueberfluß an Reichthum prahlen, bezeichnen. Alle dieſe aber laufen ſeitwärts von der rechten Straße ab und werden endlich durch den König, d. h. den Teufel, fortgeſchleppt und nach dem gerechten Gericht Gottes in die Hölle hinabgeſtoßen. Die dritte Klaſſe iſt die der Ritter oder Läufer, von denen der rechte weiß und der linke ſchwarz iſt. Der weiße thut aber ſechs Schritte, die an ſeinem eigenen Platze liegen, einen nach rechts zu auf die ſchwarze Stelle vor den Bauer, den zweiten auf den ſchwarzen und leeren Raum vor den Wollweber, und den dritten links an die Stelle des Handelsmanns. Wenn er aber bei dem König ſteht, dann kann er ſechs Quadrate durchſchreiten, ſteht er aber in der Mitte, ſogar acht. Gerade ſo iſt es mit dem linken. Denn wenn der ſchwarze dem König gegenüber ſteht, marſchirt der weiße vor ihm vorbei, und einer ſtellt ſich dann links vor der Königin, die andere rechts vor dem König auf. Ebenſo ſollen die Ritter, wenn ſie auf das Schlachtfeld hinabſteigen und einen Kampfplatz ſuchen, wacker und tapfer ſtreiten und ihren König wie eine Mauer umgeben und ihn beſchützen. Denn wir alle ſind Streiter und müſſen gegen den Teufel auf dem Wahlplatze dieſer Welt ſtreiten und unſern König, d. h. unſere Seele, vertheidigen. Denn unſer Widerſacher iſt tapfer, indem er uns verſucht und böſe und unerlaubte Dinge gegen uns aufwirft, allein ſchwach, wenn wir ihn wirklich überwinden wollen, denn, ſagt Petrus, tapfer im Glauben müſſen wir ihm widerſtehen und uns

nicht an Furcht gewöhnen. Denn tapfere und erprobte Krieger pflegen zu Anfange, wenn sie die Waffen ergriffen haben, zu zittern, die Farbe zu wechseln und Blut aus der Nase zu schießen. Allein dieses Zeichen spricht eher für ihre Bravheit, als umgekehrt: denn es ist glaublich, daß derjenige, welcher zu Anfange der Schlacht von Furcht geschüttelt wird, wenn er wieder in den Kampf kommt, desto standhafter ficht und nicht den Rücken wendet, wenn es so weit gekommen ist, daß der Todesschrecken, den er vorher nur in der Ferne erblickt hatte, ihm jetzt gegenwärtig in seinem Angesichte zu drohen scheint. Denn beständig droht uns die Furcht vor dem bevorstehenden Tode und es wäre gut, wenn es nur der zeitliche wäre; darum müssen wir wacker und ohne alle Furcht die Waffen des Glaubens ergreifen und den Schild der guten Werke vorhaltend kämpfend, auf daß wir den zweiten Tod, d. h. den ewigen tapfer überwinden, von dem Boethius sagt: Ihr liegt ganz unbewußt hier, schon lauert der zweite Tod auf Euch. Jene Läufer aber, wenn sie nach der Schlacht an die Gränzen rücken, gehen als hätten sie wieder Herz und Tapferkeit bekommen, über acht Quadrate vorwärts und jagen ihre Gegner in die vier Winde. Ebenso ist es mit jeglichem Menschen, der in sich seine Niedrigkeit fühlt und über nichts hochmüthig ist; er wird die acht Quadrate der acht Seligkeiten überspringen, denn ein Jeglicher, der sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden. Die vierte Klasse ist aber die der Bauern, welche alle zusammen nur einen einzigen Schritt vorwärts thun dürfen. Denn sie können zwar auf dem einen Quadrate, auf

welchem ſie aufgeſtellt ſind, bis zu dem dritten ausſchreiten, weil ſie gewiſſermaßen ſicher an den Gränzen des Königs ſtehen, wenn ſie aber über das Gebiet deſſelben hinausgeſchritten ſind, dann begnügen ſie ſich mit einem einzigen Schritte, gehen immer gerade aus, kehren aber niemals gerade wieder um, damit ſie durch ihren Marſch, vermittelſt ihrer Tapferkeit, zu gewinnen ſuchen, was die Offiziere, vermöge ihrer Würde, in Beſitz haben. Darum, wenn ſie durch die Läufer und andere Offiziere unterſtützt bis an die Linie der feindlichen Quadrate gelangt ſind, erobern ſie, was ihnen die Gnade der Könige zugeſteht. Man muß aber wiſſen, daß, wenn die Bauern gerade vorwärts marſchiren, wenn ſie einen feindlichen Offizier oder Bauer treffen, ſo können ſie ihn in einem Winkel rechts oder links fangen und ſchlagen, nie geht aber ein Bauer außerhalb der geraden Linie rechts oder links vorwärts, er müßte denn die Würde der Königin in Beſitz genommen haben. Dieſe Bauern bedeuten aber Leute von verſchiedenem Range und Geſchlecht, zwiſchen welchen Könige, Machthaber, Edelleute und andere Vornehme aufgeſtellt ſind, um ſie zu regieren und ſie zu commandiren. Wenn ſie nun aber ihre Pflichten nicht nach Geſetz und Vernunft ausüben, büßen ſie den Vorzug des Adels ein und treten in die Lage und Stellung der Bauern. Denn wir Alle ſind von einem Vater Adam geboren und gezeuget, unter denen die durch Tugenden Ausgezeichneten mit Recht die Namen von Königen und Edelleuten erhalten. Während aber die Bauern, d. h. die gemeinen einfältigen Leute, nach den Rathſchlägen ihrer klugen Beichtväter lebend

und den Befehlen der Kirche gehorsamend die Linie des richtigen und geraden Lebenswandels erreichen, erlangen sie mit Recht durch die Pflichtmäßigkeit ihres vervollkommneten Lebens im Himmelreiche den Titel von heiligen Königen und Edeln. Niemand verachte also die Bauern, weil wir lesen, daß sie zu Herrschaft und päpstlicher Würde, wenn sie voller Vorzüge und Gnaden waren, gelangt sind. Wie nehmlich ein Riese, Namens Arius, durch seine Schätze und sein von Tage zu Tage wohlhabender werdendes Reich aufgeblasen wurde, und überhaupt einen gar gottlosen König spielte, kam er einmal zur Wohnung Apollo's, um ihn zu fragen, ob irgend einer der Sterblichen glücklicher sey als er: siehe da erscholl aus einer verborgenen Höhle des Heiligthums eine Stimme, welche ihm einen gemeinen Landmann Agalaus vorzog, denn dieser besaß zwar fast nichts im Vermögen, allein er war reich in seinem Gemüthe, und trotz seinem hohen Alter noch nie über die Grenzen seines Gütchens hinaus gekommen. Also schätzte Apollo die rohe Hütte des Agalaus mit ihrer sorgenlosen Ruhe weit höher, als den traurigen und mit Kümmernissen reich gefüllten Hof des reichen Riesen. Denn er schlug seine wenigen, aber von Furcht freien Schollen Erde höher an, als die fette Küste von Lydien, die beständig voller Furcht vor Feinden war. Es war aber dieser arme Agalaus ein höchst tugendhafter Mann gewesen, denn je niedriger ein Mensch seinem Stande nach ist, desto höher steht er durch seine Tugend und Frömmigkeit, und desto berühmter und geehrter wird er dadurch. So war Virgilius, von Geburt ein Longobarde und seinem Geschlechte

nach aus Mantua zwar von niederer Herkunft, allein durch ſeine Weisheit doch der größte und ausgezeichnetſte unter den Dichtern. Wie ihm nun Jemand zuredete, er ſolle doch homeriſche Verſe in ſein Werk aufnehmen, antwortete er, es bedürfe einer großen Stärke dem Herkules ſeine Keule aus der Hand zu ſchlagen. Die fünfte Perſon aber, welche auf dem Schachbrete mitſpielt und einen Namen trägt, iſt die Königin. Ihr Gang iſt aber von weiß auf ſchwarz, man ſtellt ſie neben den König, und wenn ſie von ihm geht, wird er gefangen. Wenn ſie ſich aber von ihrem eigenen ſchwarzen Quadrat, wo ſie zuerſt ihren Stand hatte, wegbewegt, ſo kann ſie nur von einem Quadrat zum andern vorrücken, und zwar in Winkeln, mag ſie nun vor oder zurück gehen, fangen oder gefangen werden. Wenn man aber fragt, warum gerade die Königin dem Kampfe ausgeſetzt wird, da doch das weibliche Geſchlecht ſchwach und gebrechlich iſt, ſo muß man ſagen, wenn wir es durchaus wiſſen wollen, daß ſie der Sitte derjenigen Frauen folgt, wo, wenn die Männer in den Krieg ziehen, die Frauen und Gattinnen derſelben ſamt ihrer ganzen Familie mit ins Lager genommen werden, wie dieſes die Thartaren thun. Und wenn ſie auch von dem Bogen nicht vermieden werden, ſo können ſie doch mehr Leute behindern, als durch Körperkraft zu Boden werfen. Indeſſen iſt das zum Troſt des Königs geſchehen, und um ein Zeugniß ihrer Liebe zu geben, angeſtellt worden, daß die Königin dem König in den Kampf folgt. Wir verſtehen aber unter der Königin unſere Seele, welche in dem Himmel auf der Straße der guten Werke zur Königin beſtellt wird.

Dieſe Königin iſt aber weiß und ſchwarz: weiß wird ſie durch die Beichte und Abſolution, wenn ihr Knecht, d. h. der Körper, Alles rein bekennt, und wenn er für ſeine Sünden Buße gethan hat, losgeſprochen wird, dann bekommt ſie eine ſo glänzende Weiße, daß ſie zehn Mal mehr leuchtet, als die Sonne. Schwarz wird ſie aber durch den Ruß und die Häßlichkeit der Sünden. Sie muß aber ſtets neben dem König ſtehen, denn wenn ſie das nicht thut, wird er gefangen und verletzt. Denn darum iſt unſere Seele in unſeren Körper gegoſſen worden, daß durch ſeine Wiedereroberung und Rettung das Heer der Engel, welches einen großen Verluſt durch den Lucifer erlitten hat, vollſtändig wieder ergänzt. und ſie als Königin neben den König des Ruhms geſtellt werde. Wenn ſie aber vom Könige, der durch ihre Sorge geleitet und regiert wird, ſich entfernt hat, wird er gefangen und durch ſterbliche Thaten zur Hölle hingeſchlachtet und dort auf Nimmerwiederkehr hinabgeſtürzt, und dieſe Königin, d. h. unſere Seele, möge nie im Auslande Krieg führen lernen, ſondern von innen unſern Körper antreiben gute Werke zu thun, denn unſere Seele, d. h. die Vernunft, ſoll unſern Leib, wie der Reiter das Pferd, zur Tugend hinlenken und ihn unterrichten, nicht über die Gränzen der Lehren der Kirche hinaus zu ſpringen, ſondern ſie muß von dem Quadrat einer Tugend auf das der anderen fortſchreiten, und darum muß auch die Königin auf dem Schachbrete langſam gehen und nicht ſpringen, ſondern in die ihr geſteckten Grenzen bleiben. Denn Dyna, die Tochter Jacobs, erhielt ihre Jungfräulichkeit, ſo lange ſie ſich in

Hauſe ihres Bruders ruhig aufhielt, ſobald ſie aber aus Neugierde ausgezogen war, ſich in fremden Gegenden umzuſehen, ward ſie vom Sohne Sichem entehrt. Seneca ſagt, daß Frauen, welche ein häßliches Geſicht haben, leichtſinnig und ſchamlos ſind, denn es fehlt ihnen nicht an einem verführeriſchen Geiſte. Solinus erzählt, daß das Weib ausgenommen, nur wenige Geſchöpfe, wenn ſie einmal empfangen haben, ſich wieder vermiſchen. Die Frauen ſollen aber vor den Augen aller Männer ein ſchwarzes Geſicht haben, damit ſie nicht von Andern zur Wolluſt verführt in übeln Geruch kommen. Ovidius ſagt: ſie mögen nun ihre Einwilligung geben oder ſie verweigern, immer werden ſie ſich freuen geſucht worden zu ſeyn: alle Schönen lieben dieſes Spiel, und nur die iſt keuſch, die Keiner begehrt hat. Die ſechſte Klaſſe aber, welche dieſes Spiel treibt, ſind und heißen die Könige. Denn daß der König über Alle hervorragt, zeigt die Natur ſeiner Bewegung und ſeines Schrittes an. Wenn er nehmlich auf dem vierten weißen Quadrat ſteht, ſo hat er, wenn er ſelbſt ſchwarz iſt, auf dem nächſten weißen Flecke rechts einen Springer, Läufer und Rochen aber auf dem ſchwarzen. Auf der linken Seite nimmt er jedoch die entgegengeſetzte Stelle ein, denn da der König über Alle, rückſichtlich ſeiner Würde, Macht und Herrſchaft ausübt, geziemt es ſich nicht, daß er ſich durch einen weiten Raum von ſeinem Königsthrone entfernt; darum, wenn er ſich von ſeinem weißen Quadrat aus in Bewegung zu ſetzen anfängt, folgt er ſowohl rechts als links dem Naturell der Rochen. Indeſſen iſt der Rochen ſo beſchaffen, daß er ſich linker

Hand nicht auf einen ſchwarzen Punkt neben dem auf einen weißen ſtehenden Rochen ſtellen kann, wohl aber auf einen weißen Fleck, jedoch in einem Winkel zu dem genannten Rochen, wo die Wächter ſeines Staates aufgeſtellt ſind und er bei dieſem Vorwärtsgehen die Natur eines Laufers annimmt. Dieſe zwei Schritte macht er für die Königin. Es iſt aber dieſer König unſer Herr Jeſus Chriſtus, der der König der Könige iſt im Himmel und auf Erden, was auch die Art und Weiſe ſeiner Bewegung und ſeines Vorrückens andeutet. Denn während ihn alle Chöre der heiligen Engel bei ſeinem Vorrücken wie ihren Herrn verehrungsvoll begleiten, hat er den Springer und Rochen und die andern Schachfiguren bei ſich, und hat den Platz des Weltalls gerades Wegs in Beſchlag genommen, bei welchem es heißt, wie Petrus ſpricht: wenn ich gen Himmel hinaufſteige, biſt Du da, und wenn ich zur Hölle hinabführe, biſt Du auch da. Endlich hat er auch die Königin mit ſich genommen, das heißt die fromme Mutter des Erbarmens, unſere Frau Maria. Denn um ihrer Willen thut er einen Schritt des Erbarmens zu dem Quadrat der Bauern, d. h. der auf Erden lebenden Menſchen, weshalb er mit Recht jenen ruhmvollen Namen durch des Propheten Mund erhalten hat, wo er ihn den Vater alles Erbarmens und den göttlichen Tröſter nennt. Denn während keiner der heiligen oder auserwählten Männer uns aus unſerer Betrübniß und Verrath wegen der Sündhaftigkeit des erſten Menſchen erlöſen konnte, würdigte uns der barmherzige König ſeiner Gnade, indem er, um die Heerde und Zahl ſeiner Bauern wieder zu ero-

bern, von seinem himmlischen Wohnsitze auf das Quadrat dieser jämmerlichen Welt herabstieg, und uns von des Bösen Gewalt erlösen wird. Dafür wollen wir ihm aber unsern Dank unendliche Zeiten hindurch bringen.

Hundertundsiebenundsechzigstes Capitel.

Wie man auf guten Rath hören soll.

Einst hatte ein Bogenschütze ein Vöglein, Philomela genannt, gefangen und wollte es tödten, siehe, da ward demselben das Vermögen zu reden verliehen, und es sprach: Mensch, was nützt es Dir, wenn Du mich tödtest, Du könntest nicht einmal Deinen Magen mit mir füllen, wogegen, wenn Du mich fortlassen wolltest, ich Dir drei Lehren geben würde, aus denen Du, wenn Du sie fleißig bewahrtest, großen Nutzen ziehen könntest. Der aber erstaunte, als er sie reden hörte, und versprach, er wolle sie fliegen lassen, wenn sie ihm diese drei nützlichen Sprüchlein lehren wolle. Hierauf versetzte sie: höre zu! Der erste ist: suche nie einen Gegenstand zu erhaschen, der unerreichbar ist. Höre den zweiten: gräme Dich nie über eine Sache, die Du einmal verloren hast und nicht wieder bekommen kannst. Endlich vernimm den dritten: glaube nie einer Rede, die Dir unglaublich scheint. Diese drei Stücke bewahre wohl bei Dir, und es wird Dir wohl gehen. Hierauf ließ sie Jener, seinem Versprechen gemäß, fliegen. Die Philomela flog nun durch die Luft, sang lieblich, und als ihr Lied zu Ende war, sprach sie zu ihm: wehe mir,

daß Du einem böſen Rathe gefolgt biſt, denn Du haſt heute einen großen Schatz eingebüßt: es befindet ſich nehmlich in meinen Eingeweiden eine Perle, welche an Größe ein Straußenei übertrifft. Wie Jener das hörte, ward er ſehr betrübt, daß er ſie fortgelaſſen hatte, ſpannte ſein Netz aus und verſuchte ſie wieder zu fangen, indem er alſo ſprach: komm in mein Haus, ich will Dir jeden Liebesdienſt erzeigen, Dich mit meinen eigenen Händen füttern und nach Deinem Belieben ausfliegen laſſen. Da ſprach die Nachtigall zu ihm: jetzt weiß ich, daß Du ein Narr biſt, denn aus dem, was ich Dir geſagt habe, haſt Du gar keinen Nutzen gezogen, weil Du Dich über etwas grämſt, was Du einmal verloren haſt und doch nicht wieder bekommen kannſt, und trotz dem, daß Du mich nicht zu fangen vermagſt, dein Netz ausgeſpannt haſt. Ueberdieß haſt Du geglaubt, daß ſich in meinen Eingeweiden eine Perle befindet, während ich doch ganz, wie ich bin, noch nicht die Größe eines Straußeneies erreichen kann. Du biſt ein Dummkopf, und wirſt immer dumm bleiben. Mit dieſen Worten flog ſie davon, der Mann aber kehrte betrübt und traurig in ſein Haus zurück und ſah die Philomela nicht wieder.

Hundertundachtundſechzigſtes Capitel.

Von der ewigen Verdammniß.

Barlaam erzählt, wie der Sünder ihm vorkommt wie ein Menſch, der, während er ſich vor einem Eichhorn

fürchtet, in einen Abgrund ſtürzt. Wie er aber im Fallen iſt, packt er mit den Händen einen Strauch, der aus der Tiefe emporragt, und indem er hinunter ſchaut, erblickt er am Fuße des Baumes einen ſcheußlichen Brunnen und einen ſchrecklichen Drachen, der ſich um den Baum ſchlingt und mit offenem Rachen auf ſeinen Fall lauert. Da aber zwei Mäuſe, von denen die eine weiß, die andere ſchwarz iſt, den Baum ohne Aufhören an ſeiner Wurzel benagen, fühlt er ihn ſchwanken, und vier weiße Vipern, welche an dem Vorſprunge, wo er ſeinen Fuß feſt eingeſtemmt hatte, hervorkamen, verpeſteten die ganze Grube mit ihrem tödtlichen Athem. Da hob er die Augen auf und erblickte einen Honigſtrom, der aus den Aeſten des Baumes hervorquoll, vergaß die Gefahr, welche ihn auf allen Seiten umgab, und gab ſich ganz dem ſüßen Getränk hin. Wie ihm aber einer ſeiner Freunde eine Leiter hinhielt, um ſich herauszuhelfen, verſchob er es von der Süßigkeit des Honigs verlockt, und ſtürzte, indem der Baum umfiel, in den Rachen des Drachen, der ihn, auf den Boden des Brunnen hinabſteigend, verzehrte, und alſo ſtarb er eines jämmerlichen Todes.

Hundertundneunundſechzigſtes Capitel.

Von den zwölf Geboten, und wie man leben ſoll.

Trogus Pompejus erzählt von einem edeln Ritter, Namens Ligurius, der eine gewiſſe Stadt ſamt dem Volke

zu einem Schwure veranlaßt hatte, daß sie gewisse und nützliche Gesetze, die freilich anfänglich drückend schienen, aufrecht erhalten wollten, bis er selbst von dem Gott Apollo, den er für den Verfasser der besagten Artikel ausgab, eine Antwort geholt hätte. Er begab sich hierauf nach Kreta und in eine ewige Verbannung. Wie er aber sterben sollte, befahl er, damit seine Gebeine nie wieder in jene Stadt zurück kommen könnten, sie ins Meer zu werfen, auf daß die Menschen nicht, indem sie dächten nun ihres Eides entbunden zu seyn, die Beobachtung jener Gesetze verletzen möchten. Es waren aber dieser Gesetze der Zahl nach zwölf. Durch das erste Gebot lehrte er das Volk Gehorsam gegen seine Fürsten, aber die Fürsten das Volk bewachen und die Gottlosen im Zaume halten. Durch das zweite Gesetz überredete er Alle sparsam und mäßig zu seyn, weil er meinte, daß man bei Mäßigkeit besser Krieg führen könne, als unter Schlemmerei. Durch das dritte Gebot befahl er jede Sache nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Verdienst zu schätzen. Durch das vierte zeigte er, wie Gold und Silber schlechter seyen, denn alle andern Stoffe. Durch das fünfte theilte er die Staatsverwaltung ordentlich ein, indem er dem König die Macht im Kriege verlieh, den Magistratspersonen die Gerichte und alle Vertheidigungen, dem Senat die Bewachung der Gesetze, und dem Volke die Gewalt Magistratspersonen zu wählen und einzusetzen. Durch das sechste theilte er den Grundbesitz an Alle auf gleiche Weise aus, so daß sich alle Erbgüter gleich waren, damit Keiner mächtiger werde als der Andere. Durch das siebente gebot er, daß Alle zusammen

ſpeiſen ſollten, auf daß Keiner dem Andern Grund zum Wohlleben geben könnte. In dem achten ſetzte er ein, daß die Jünglinge das ganze Jahr hindurch nur ein einziges Kleid tragen ſollten. In dem neunten befahl er, daß die armen Kinder aufs Land, nicht auf den Markt gebracht würden, auf daß ſie die erſten Jahre ihres Lebens in Arbeit, nicht in Leichtſinn zubrächten. Durch das zehnte Geſetz ſetzte er feſt, daß die Jungfrauen ohne Mitgift heirathen ſollten. In dem eilften Geſetze gebot er, es ſollten die Weiber nicht des Geldes wegen gewählt werden, und im zwölften beſtimmte er, daß die größte Ehre nicht den Reichen, ſondern vielmehr denen, die auf einer hohen Stufe des Alters ſtünden, zu Theil werden ſolle. Alles aber, was er in ſeinen Geſetzen anordnete, hat er ſelbſt zum Muſter für Andere zuerſt gehalten.

Hundertundſiebzigſtes Capitel.

Von der Berufung des Sünders auf den Weg der Buße.

Einſt begegnete ein Spieler dem heiligen Bernhard, der zu Pferde ſaß, und ſprach zu ihm: Vater, ich will mit Dir ein Spiel machen und meine Seele gegen Dein Pferd ſetzen. Wie das der heilige Bernhard hörte, ſtieg er gleich vom Pferde und ſprach: wenn Du mehr Augen als ich wirfſt, ſoll mein Pferd Dein ſeyn, wenn ich aber mehr werfe, ſo muß Deine Seele mir angehören. Das war der Spieler zufrieden, nahm gleich drei Würfel und warf acht

Augen. Hierauf faßte er den Zügel des Pferdes, als wenn es bereits ihm gehöre, allein der heilige Bernhard sprach: mein Sohn, auf diesen drei Würfeln steht noch mehr als das. Hierauf nahm er sie und warf achtzehn Augen, also mehr wie der Spieler. Kaum hatte der das gesehen, als er sich auch gehorsam seinem Vater Bernhard übergab und nach einem heiligen Lebenswandel durch ein seliges Ende zum Herrn einging.

Hundertundeinundsiebzigstes Capitel.

Von allzugroßer Liebe und Treue, und wie die Wahrheit beim Sterben frei macht.

Petrus Alphonsus berichtet, daß einst zwei Ritter lebten, der eine in Aegypten, der andere in Baldach. Zwischen diesen zwei Leuten gingen aber öfters Boten hin und her, denn was nur in Aegyptenland vorging, das berichtete der Ritter aus Aegypten durch Boten an den Ritter von Baldach, und so umgekehrt, und also war zwischen ihnen eine treue Liebe entstanden, und doch hatte noch Keiner den Andern gesehen. Wie aber einmal der Ritter von Baldach auf seinem Bette lag, dachte er bei sich: mein Geselle aus Aegyptenland erzeigt mir viel Freundschaft, und gleichwohl habe ich ihn noch nie mit meinen leiblichen Augen geschaut, ich will mich zu ihm aufmachen und ihn besuchen. Er miethete hierauf ein Schiff und kam nach Aegypten, und als sein Freund von ihm hörte, kam er ihm

entgegen und führte ihn voller Freude in sein Haus. Nun hatte aber jener Ritter ein sehr schönes Mägdlein in seinem Hause, und wie sie der Ritter von Baldach erblickt hatte, ward er von ihren Augen gefangen und krank vor allzugroßer Liebe zu ihr. Wie aber der Ritter aus Aegyptenland Solches gewahr wurde, sprach er zu ihm: mein Lieber, sage was fehlt Dir denn? Jener aber erwiderte: in Deinem Hause ist ein Mägdlein, nach welchem mein Herz von ganzer Seele begehrt, so daß, wenn ich es nicht bekomme, ich ein Kind des Todes seyn werde. Als das der Ritter hörte, zeigte er ihm alle Frauen seines Hauses, jenes Mägdlein ausgenommen. Wie aber Jener alle in Augenschein genommen hatte, sprach er: um alle diese kümmere ich mich wenig oder nichts, allein es giebt noch eine andere, die ich hier nicht sehe, welche meine Seele liebt. Endlich zeigte er ihm auch dieses Mädchen, und als der dasselbe betrachtet hatte, sprach er: auf sie allein beruht mein Leben oder Tod. Der Ritter aber entgegnete: auch ich sage Dir, daß ich diese von ihrer Kindheit an in meinem Hause erzogen habe, auf daß sie meine Gemahlin würde und ich mit ihr unendliche Schätze erhielte; indessen habe ich Dich so lieb, daß, ehe ich Dich sterben lasse, ich sie Dir lieber zur Frau abtrete samt allem ihren Reichthum, welchen ich hätte erhalten sollen. Wie das der andere Ritter hörte, freute er sich sehr, nahm sie zur Frau, erhielt mit ihr große Reichthümer und machte sich also mit dieser seiner Gemahlin nach seiner Vaterstadt Baldach auf. Nach diesem gerieth auf einmal der Ritter aus Aegypten in große Dürftigkeit, so daß er weder ein Haus, noch

ſonſt etwas Anderes mehr beſaß. Er dachte alſo bei ſich: zu wem kann ich mich beſſer begeben, als zu meinem Geſellen von Baldach, den ich zu Reichthum verholfen habe, auf daß er ſelbſt nun in meiner Armuth auf mich Rückſicht nehme. Er beſtieg alſo ein Schiff und kam nach Baldach nach Sonnenuntergang in eine Stadt, in welcher ſein reicher Geſelle wohnte. Er dachte aber bei ſich: es iſt jetzt Nacht, wenn ich in dieſem Augenblicke in das Haus meines Genoſſen komme, wird er mich nicht erkennen, weil ich ſchlecht gekleidet bin und Niemand bei mir habe, da ich doch gewohnt war eine große Dienerſchaft mit mir zu führen und an Allem Ueberfluß zu haben. Er ſprach alſo bei ſich: ich will dieſe Nacht ausruhen und morgenden Tages zu ihm gehen, ſah ſich um, erblickte den Kirchhof, ſah die Kirchthüren offen und trat hinein, um daſelbſt die Nacht hinzubringen. Wie er aber eine Weile daſelbſt geweſen war und eben einſchlafen wollte, fochten Einige auf der Straße mit einander, und einer tödtete den andern. Der Mörder aber floh auf den Kirchhof und lief auf der andern Seite wieder hinaus. Nach dieſem erhob ſich aber in der Stadt ein Geſchrei: wo iſt der Mörder, wo iſt der Verräther, der einen Menſchen umgebracht hat? Jener aber ſprach: ich bin der Mörder, der jenen Mann erſchlagen hat, nehmt mich und hängt mich an den Galgen. Jene legten nun Hand an ihn und ſperrten ihn die ganze Nacht hindurch in ein Gefängniß. Frühe aber ward mit der Glocke der Stadt geläutet, der Richter fällte ſeinen Spruch gegen ihn, und man führte ihn zum Galgen. Unter den Zuſchauern aber befand ſich auch ſein Geſelle, der Ritter, zu dem

er gekommen war. Wie ihn der aber zum Galgen ſchleppen ſah, ſprach er bei ſich: das iſt mein Genoſſe aus Aegypten, der mir meine Frau ſamt vielen Schätzen gegeben hat, und der geht zum Galgen und ich ſoll leben? Er rief alſo mit lauter Stimme und ſprach: Ihr lieben Leute, wollet nicht einen unſchuldigen Menſchen hinrichten: der, welchen Ihr zum Tode führet, hat keine Schuld, ich bin der Verräther, der den Mann erſchlagen hat, nicht er. Wie das jene hörten, legten ſie Hand an ihn und führten Beide zum Galgen. Wie nun aber Beide ſchon nahe am Galgen waren, da dachte der wahrhaft Schuldige bei ſich: da ich Schuld an dieſer That bin, ſoll ich zugeben, daß dieſe Unſchuldigen ſterben? Es kann nicht anders kommen, als daß Gott einmal Rache an mir dafür nimmt, es iſt beſſer für mich, hier eine kurze Strafe auszuſtehen, als die ewige Pein in der Hölle zu leiden. Er rief alſo mit lauter Stimme: lieben Leute, wollet um Gottes Willen nicht Unſchuldige hinrichten, denn keiner von dieſen hat durch ein Zeichen, Wort oder That die Veranlaſſung gegeben, daß der, welcher getödtet worden iſt, erſchlagen wurde, ſondern ich bin der, welcher ihn mit eigener Hand ermordet hat: alſo richtet mich hin und laſſet die Unſchuldigen frei ihre Straße ziehen. Wie jene das vernahmen, griffen ſie auch dieſen, verwunderten ſich aber und führten ſie vor den Richter. Wie ſie aber der Richter erblickte, wunderte auch er ſich und ſprach: weshalb ſeid Ihr wieder umgekehrt? Jene aber erzählten den ganzen Hergang der Sache von Anfang bis ans Ende, und der Richter ſprach zu dem erſten Ritter: mein Beſter, aus welchem Grunde haſt Du

geſagt, daß Du den Menſchen erſchlagen haſt? Jener aber erwiderte: das will ich Euch ohne Falſch ſagen. In meinem Vaterlande Aegypten war ich reich und hatte Ueberfluß an Allem, nachher bin ich in große Dürftigkeit gerathen und beſaß weder ein Haus, noch einen Ort, noch irgend Etwas mehr, aus Sehnſucht habe ich mich alſo in dieſes Land begeben, ob ich vielleicht eine Unterſtützung erhalten könnte. Darum habe ich geſagt, daß ich den Mann getödtet hätte, denn ich will lieber ſterben als leben, und in dieſem Augenblicke noch bitte ich Dich um Gottes Willen, mich hinrichten zu laſſen. Hierauf ſprach der Richter zu dem zweiten Ritter von Baldach: und Du mein Lieber, weshalb haſt Du geſagt, daß Du den Mann umgebracht haſt? Der antwortete aber: Herr, dieſer Ritter hat mir mein Weib mit ihren vielen Schätzen gegeben, die er für ſich aufgehoben hatte, und durch ihn bin ich in Allem reich geworden. Wie ich nun dieſen meinen lieben Geſellen, durch den ich zu ſo Großem und ſo Vielem gelangt bin, zum Galgen führen ſah, habe ich mit lauter Stimme gerufen: ich bin Schuld an dem Tode jenes Mannes, nicht er, weil ich gern aus Liebe zu ihm für ihn zu ſterben wünſchte. Nun ſprach der Richter zu dem Mörder: weshalb haſt Du aber behauptet, den Mann ermordet zu haben? Der aber entgegnete: Herr, ich habe nur die Wahrheit geſagt, denn es wäre eine ſchwere Sünde geweſen, wenn ich Unſchuldige hätte ſterben laſſen und am Leben geblieben wäre. Deshalb habe ich es vorgezogen die Wahrheit zu ſagen und hier Strafe zu leiden, als daß Schuldloſe verurtheilt würden, und ich in der Hölle oder an

derswo dafür bestraft werden sollte. Da sprach der Richter: weil Du die Wahrheit bekannt und Unschuldige gerettet hast, schenke ich Dir das Leben, sofern Du nur künftig Deinen Lebenswandel zu bessern trachtest: gehe hin im Frieden. Alle aber, welche die Worte des Richters vernahmen, lobten ihn, daß er ein so gutes Urtheil gefällt hatte, weil der Schuldige die Wahrheit gestanden hatte.

Hundertundzweiundsiebzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit eines treuen Gemüthes.

Es gab einen gewissen König in England, in dessen Reiche zwei Ritter lebten: der eine hieß Guido, der andere Tyrius. Dieser Guido nun hatte in vielen Schlachten gekämpft und in jedem Kriege den Sieg davon getragen, liebte aber ein Mägdlein von edler Geburt gar sehr, welches er jedoch nicht eher bekommen konnte, als bis er aus Liebe zu ihr einige schwere Kämpfe bestanden hatte. Endlich erlangte er sie durch einen Zweikampf und vermählte sich mit ihr mit großen Ehren. In der dritten Nacht darauf stand er nach dem Hahnschrei von seinem Lager auf und schaute das Firmament scharf an und erblickte unsern Herrn Jesus Christus mitten unter den Sternen, der also zu ihm redete: Guido, Guido, gleichwie Du oft einem einzigen Mägdlein zu Liebe Fehden unternommen hast, so ist es nun an der Zeit, daß Du Dich um meiner Willen bemühest männiglich gegen meine Feinde

zu ſtreiten. Als Jeſus Chriſtus ſo geſprochen hatte, verſchwand er. Wie aber Jener merkte, daß es der Wille Gottes ſey, daß er nach dem gelobten Lande zöge, und Jeſum Chriſtum an den Ungläubigen rächte, da ſprach er zu ſeiner Gattin: ich denke, daß Du ſchon von mir ein Kindlein empfangen haſt, das ziehe Du auf, bis ich wieder komme, weil ich geſonnen bin nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Wie aber jene Solches hörte, ſprang ſie wie raſend aus dem Bette, nahm einen Dolch, der am Kopfende ihres Bettes lag, und ſprach: o Herr, ich habe Dich ſtets geliebt, und nur aus Liebe zu Dir, damit Du erſt viele Fehden beſtehen konnteſt, um Deinen Ruhm in der ganzen Welt zu verbreiten, habe ich ſo lange gewartet, bis ich mit Dir durch das Band der Ehe verbunden ward. Nun aber bin ich von Dir ſchwanger worden, und Du willſt Dich jetzt von mir entfernen. Eher will ich mich ſelbſt mit dieſem Dolche umbringen. Jener ſtand aber auf, entwand ihr den Dolch und ſprach: meine Liebe, Deine Worte jagen mir Furcht ein, denn ich habe Gott ein Gelübde gethan, das heilige Grab zu beſuchen, und jetzt iſt es weit paſſendere Zeit ein Gelübde zu erfüllen, als im Alter: ich werde mit Gottes Hülfe bald wieder zu Dir zurückkommen. Jene aber, durch ſeine Worte ermuthigt, reichte ihm einen Ring und ſprach: nimm dieſen Ring und gedenke meiner in der Fremde, ſo oft Du ihn anſiehſt, ich aber will geduldig Deine Rückkunft abwarten. Der Ritter nahm alſo Abſchied von ihr und nahm den Ritter Tyrius mit ſich, ſie aber weinte viele Tage lang und konnte ſich nicht zufrieden geben; als aber ihre Zeit gekommen war, gebar

ſie einen ſehr ſchönen Knaben und erzog ihn aufs Zärtlichſte. Wie aber Guido und Tyrius durch vieler Herren Länder gezogen waren, war zuletzt auch das Reich Dacia durch die Ungläubigen verwüſtet worden, und Guido ſprach zu ſeinem Geſellen: mein Lieber, Du mußt Dich in jenes Land begeben und mit allen Kräften dem König gegen die Ungläubigen beiſtehen, weil er ein Chriſt iſt, ich aber will in das gelobte Land ziehen und gegen die Feinde Chriſti kämpfen, hierauf aber wieder zu Dir zurückkehren, und alſo werden wir ſodann mit Freuden wieder nach England gehen. Tyrius aber entgegnete: was Dir recht iſt, gefällt mir auch: ich will in jenes Reich ziehen, und wenn Du am Leben bleibſt, komm wieder zu mir, und wir können dann nach unſerem Vaterlande zurückkehren. Jener aber antwortete: das verſpreche ich Dir treulich. Hierauf küßten ſie einander, weinten beim Scheiden bitterlich, und Guido zog nach dem heiligen Lande, Tyrius aber nach Dacien. Guido kämpfte aber in vielen Schlachten gegen die Saracenen und Heiden, und erhielt in jedem Kampfe den Sieg, ſo daß ſein Ruhm durch den ganzen Erdkreis flog, aber auch Tyrius trieb auf gleiche Weiſe alle Ungläubigen aus dem Königreiche Dacia, ſchlug viele Schlachten und blieb immer Sieger. Darum gewann ihn der König vor Allen lieb und ehrte ihn, und vom Volke ward er ſo hoch geſchätzt, daß ihm der König viele Schätze gab. Es gab aber zu dieſer Zeit in jenem Reiche einen ſehr tapfern Raubritter, Namens Plebeus, der neidiſch auf den Tyrius war, weil er ſo ſchnell zu Reichthum und Ehre gelangt war: der klagte ihn bei dem Könige des Verraths an, wie er

im Schilde führe den König der Herrſchaft zu berauben. Der König aber, der ſeinen Worten trauete, weil er ein mächtiger und tapferer Mann war, nahm dem Tyrius alle ſeine Ehrenſtellen wieder, ſo daß derſelbe in große Dürftigkeit verſank und kaum ſeinen täglichen Unterhalt hatte. Tyrius aber war ſehr traurig, weil er ſo allein und verlaſſen und in Dürftigkeit gerathen war, weinte bitterlich und ſprach: weh mir, was ſoll ich anfangen? Wie er aber einſtmals traurig einherwandelte, begegnete ihm Guido in einem Pilgerkleide. Als ihn Tyrius gewahr wurde, erkannte er ihn nicht. Guido aber kannte ihn gleich, wollte ihm aber nicht entdecken, wer er ſey, und ſprach zu ihm: mein Beſter, wo biſt Du her? Jener aber erwiderte: aus weiter Ferne, allein ich habe ſchon mehrere Jahre in dieſem Lande gelebt, und hatte einen Geſellen, der nach dem gelobten Lande gezogen iſt, weiß aber freilich nicht, ob er lebt oder geſtorben iſt, oder wie es ihm geht. Guido verſetzte darauf: um Deines Geſellen Willen erlaube mir in Deinem Schooße ein wenig zu ruhen, ob ich vielleicht etwas ſchlafen kann, weil ich von meiner Reiſe ermüdet bin. Jener gab ihm aber die Erlaubniß dazu, und wie Guido jetzt in ſeinem Schooße eingeſchlafen war, ſah Tyrius, wie ſich ſein Mund öffnete und ein weißes Wieſel herauskam und nach einem Berge, der in jener Nähe war, hinlief; wie es aber daſelbſt einige Zeit zugebracht hatte, kam es wieder und lief wieder in deſſen Mund hinein. Hierauf erwachte Guido aus dem Schlafe auf und ſprach: mein Lieber, ich habe einen wunderlichen Traum gehabt: es kam mir vor, als wenn ein Wieſel aus meinem Munde käme,

in jenem Berg liefe und dann wieder in meinen Mund zurückkehrte. Tyrius aber entgegnete: mein Bester, gerade wie Du es in dem Gesichte geschaut hast, habe ich es mit meinen Augen gesehen, weiß jedoch durchaus nicht, was das Wiesel in jenem Berge gemacht hat. Hierauf sprach jener: wir wollen Beide in den Berg gehen, vielleich finden wir daselbst etwas Nutzbares. Sie begaben sich also in den Berg, und sie fanden einen todten Drachen, dessen Bauch ganz mit Gold gefüllt war, mit einem schön geschliffenen Schwerte, auf welchem folgende Inschrift stand: durch dieses Schwert wird der Ritter Guido den Feind des Tyrius überwinden. Wie aber Guido diesen Drachen gefunden hatte, freuete er sich sehr und sprach zu Tyrius: mein Lieber, ich schenke Dir den ganzen Schatz, allein das Schwert will ich für mich behalten. Tyrius aber erwiderte: o Herr, ich habe es um Dich nicht verdient, daß Du mir ein solches Geschenk machst. Und jener sprach: schlage Deine Augen auf und schaue mich an, ich bin ja Dein Geselle Guido. Wie aber jener das hörte, schaute er ihn genau an und erkannte ihn sogleich, fiel vor Freude zur Erde nieder, weinte bitterlich und sprach: nun habe ich genug gelebt, da ich Dich wieder gesehen habe. Jener aber versetzte: stehe schnell auf, Du solltest Dich lieber über meine Ankunft freuen als weinen, denn ich werde gegen Deinen Widersacher für Dich kämpfen, und wir Beide werden mit Ehren nach England ziehen; siehe nur vor allen Dingen zu, daß Du keinem Menschen sagst, wer ich bin. Hierauf stand Tyrius auf, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, begab sich aber nachher mit dem Golde in sein Haus, in-

dessen Guido sich nach dem königlichen Palast verfügte und an die Pforte desselben klopfte. Der Thürhüter fragte sogleich nach dem Grunde seines Klopfens, jener aber sprach: ich bin ein Pilger, der neulich vom heiligen Grabe gekommen ist; gleich ließ man ihn ein und stellte ihn dem Könige vor. Es saß aber an der Seite des König jener Raubritter, der den Tyrius um Ehre und Gut gebracht hatte, und der König fragte: wie stehts jetzt mit dem gelobten Lande? Jener aber sprach: jetzt herrscht tiefer Friede daselbst, und Viele sind zum Christenthume bekehrt worden. Der aber fragte weiter: hast Du vielleicht jenen englischen Ritter Guido gesehen, der so viele Schlachten gewonnen hat? Jener aber antwortete: o ja Herr, den habe ich oft gesehen und sogar mit ihm gespeist. Darauf sagte jener: spricht man dort auch von den Königen der Christenheit? Der Pilger entgegnete: o ja Herr, auch über Deine Person, wie die Saracenen und andere Ungläubigen Dein Reich viele Jahre lang in Besitz gehabt haben, und wie Du durch einen Ritter Namens Plebeus jenen edeln Tyrius aller seiner Ehren und Schätze beraubt hast, und man spricht, das sey ungerecht von Dir gehandelt gewesen. Wie das Plebeus gehört hatte, sprach er: Du falscher Pilger, der Du solche Lügen erzählst, Du verdientest wohl ihn vertheidigen zu müssen, falls ich gegen Dich kämpfen wollte, denn Tyrius wollte den König, unsern Herrn vom Throne stoßen. Da sprach Guido zum König: mein Herr, weil jener spricht, ich sey ein falscher Pilger und der Ritter Tyrius ein Verräther, so will ich mit Eurer Erlaubniß mit ihm kämpfen und an seinem Leibe beweisen, daß er ein fal-

ſcher Verleumder iſt. Der König aber entgegnete: mit iſt's ganz recht, ich bitte Dich ſogar Dein Vorhaben auszuführen. Hierauf ſprach jener: Herr gieb mir Waffen. Der König verſetzte: Alles, was Du bedarfſt, ſollſt Du bereit finden. Hierauf beſtimmte er den Tag des Zweikampfes zwiſchen ihnen, weil er aber fürchtete, der Pilger Guido möchte indeſſen durch Hinterliſt umgebracht werden, ſo rief er ſeine Tochter, die noch Jungfrau war, zu ſich und ſprach zu ihr: mein Kind, wenn Du Dein Leben lieb haſt, ſo bewache dieſen Fremdling ſorgfältig, und Du ſollſt Alles haben, was Du brauchſt. Hierauf führte ſie den Pilger in ihre Kammer, ließ ihn ein Bad nehmen und behielt ihn nach Gefallen bei ſich. Wie aber der Tag des Kampfes gekommen war, da ſtellte ſich früh Plebeus gewappnet ans Thor und ſchrie: wo iſt jener falſche Pilger, warum zaudert er ſo lange? Wie aber jener das gehört hatte, legte er ſeine Waffen an, und Beide begaben ſich auf den Kampfplatz. Sie ſtießen nun Beide ſo mit ihren Lanzen zuſammen, daß Plebeus beinahe ſeinen Geiſt hätte aufgeben müſſen, wenn er nicht einmal trinken konnte, er ſprach alſo: o guter Pilger, erlaube mir nur einmal Waſſer zu trinken. Der aber verſetzte: wenn Du mir verſprichſt getreulich mir dieſelbe Gefälligkeit erzeigen zu wollen, wenn es die Noth erfordert, ſo erlaube ich es. Der aber entgegnete: ich verſpreche Dir das auf mein Wort. Hierauf begab er ſich zu einer Quelle und trank ſich ſatt, rannte aber ſodann mit ſeiner ganzen Kraft wider den Guido an, und Beide kämpften nun mannhaft gegen einander, bis auch Guido Durſt bekam und ſprach: mein Beſter, erzeige mir jetzt dieſelbe Ge-

fälligkeit, die ich Dir erzeigt habe, denn ich habe unglaublichen Durſt. Jener aber erwiderte: ich ſchwöre zu Gott, daß Du nur an meiner tapfern Fauſt Deinen Durſt ſtillen ſollſt. Wie aber Guido Solches hörte, vertheidigte er ſich ſo, daß er der Quelle zu nahe kam, und als er ganz nahe an dem Gewäſſer war, ſprang er auf einmal hinein und trank ſo viel er Luſt hatte. Hierauf verließ er das Waſſer wieder, ſtürzte auf jenen wie ein brüllender Löwe los, und der Andere ſuchte ſein Heil in der Flucht, der König aber, als er dieß gewahr ward, ließ ſie von einander trennen und dieſe Nacht ausruhen, damit ſie Beide am morgenden Tage zum Kampfe bereit wären. Der Pilger aber begab ſich wieder in das Gemach der Königstochter, welche ihm jede Erquickung verabreichte, ſeine Wunden verband, und nachdem er eine Mahlzeit gehalten, auf einem ſehr feſten hölzernen Bette ſeine Ruheſtätte aufſchlagen ließ; jener aber, der vom Kampfe ermüdet war, begann einzuſchlafen. Nun hatte aber Plebeus ſieben tapfere Söhne, dieſe rief er zu ſich und ſprach zu ihnen: Ihr Lieben, Ihr ſeid meine Söhne, ich ſage Euch, daß, wenn dieſer Fremdling nicht noch in dieſer Nacht getödtet wird, ich morgenden Tages werde unter die Todten gezählt werden, denn einen tapferern Mann, als er iſt, habe ich noch nicht geſehen. Jene aber ſprachen: Vater, in dieſer Nacht ſoll er alſo abgethan werden. Um Mitternacht aber, als Jedermann ſchlief, drangen ſie in das Gemach der Prinzeſſin, welches nahe am Meere gebaut war, ſo daß das Meerwaſſer unter dem Zimmer dahin ſtrömte. Sie ſprachen aber zu einander: wenn wir ihn in ſeinem Bette

ermorden, ſind wir wieder des Todes, wir wollen ihn alſo zuſammen ſamt ſeinem Bette ins Meer ſtürzen, denn dann wird es beim Volke heißen, daß er die Flucht genommen hat. Hierauf ergriffen ſie den ſchlafenden Pilger und warfen ihn ins Meer. Der Fremde ſchlief aber feſt und merkte nichts. Es befand ſich aber zur ſelbigen Nachtzeit ein Fiſcher auf dem Meere, der, als er das Getöſe, welches das Bett beim Herabſtürzen machte, hörte und daſſelbe beim Mondenlichte erblickte, ſich wunderte und mit lauter Stimme rief: ſage mir um Gottes Willen, wer Du biſt, auf daß ich Dich retten kann, ehe Du unterſinkſt. Wie aber Guido das Schreien hörte, erwachte er aus ſeinem Schlafe, und weil er die Sterne am Firmamente erblickte, wunderte er ſich, wo er ſey, und da er bald erkannte, daß er ſich im Waſſer befinde, rief er dem Fiſcher zu: Lieber hilf mir und ich will Dich belohnen, denn ich bin der Pilger, der geſtern auf dem öffentlichen Kampfplatze focht, wie ich aber hierher gekommen bin, davon weiß ich auch gar nichts. Als das der Fiſcher hörte, nahm er ihn in ſeinen Kahn auf, führte ihn mit ſich in ſein Haus und hieß ihn in einem Bette der Ruhe pflegen. Es kamen aber die Söhne des Plebeus zu ihrem Vater und meldeten ihm, wie jener im Meere begraben liege, und er ſich fürder nicht mehr fürchten ſolle. Plebeus aber freuete ſich nicht wenig, ſtand bei Zeiten auf, wappnete ſich und begab ſich an die Pforte des Palaſtes und rief: führet jenen Pilger heraus, auf daß ich mich an ihm rächen kann. Wie das der König gehört hatte, gebot er ſeiner Tochter ihn zu wecken, damit er ſich zum Kampfe rüſten könne, jene aber begab ſich zu ſeinem

Lager und fand ihn nicht. Das Mägdlein aber weinte bitterlich und sprach: weh mir, mein Schatz ist fort; und meldete es ihrem Vater, wie sie ihn nicht mehr angetroffen habe. Aber auch der König ward sehr traurig, sie wunderten sich aber, als sie auch das Bett nicht mehr fanden. Hierauf meinten Einige, er sey geflohen, Andere aber, man habe ihn ermordet, und Plebeus schrie beständig an der Pforte: führet diesen Fremdling heraus, denn ich will heute seinen Kopf dem Könige überreichen. Während man aber im Schlosse noch Nachforschungen anstellte, was aus dem Pilger geworden sey, kam der Fischer zum Könige und sprach: Herr, trauert nicht länger, denn als ich diese Nacht mit Fischen auf dem Meere beschäftigt war, fand ich den in's Wasser gestürzten Pilgrim, nahm ihn auf, führte ihn in mein Haus und habe ihn daselbst schlafend verlassen. Wie das der König hörte, freuete er sich sehr und schickte nach ihm, daß er sich zum Kampfe rüsten sollte. Als aber Plebeus vernahm, daß jener nicht todt sey, fürchtete er sich sehr und begehrte vom Könige einen Aufschub des Kampfes. Der König wollte ihm aber auch nicht eine einzige Stunde lang Waffenstillestand zugestehen, sie begaben sich also Beide auf den Kampfplatz und hieben auf einander los, allein schon beim dritten Hiebe schlug ihm Guido den Arm ab, nachher auch das Haupt und überreichte es dem König. Der König aber freuete sich sehr, daß der Fremde einen so rühmlichen Triumph erhalten hatte, und wie er vernahm, daß ihn die Söhne des Plebeus ins Meer gestürzt hatten, ließ er sie an den Galgen hängen, der Pilger aber beurlaubte sich beim Könige. Der

bot ihm aber viele Geschenke, wenn er bei ihm bleiben wolle, allein dieser willigte nicht ein. Hierauf gab ihm jener viel Gold und Silber, was er aber alles seinem Tyrius gab, und er, samt dem Könige, setzte diesen nun in seine frühere Würde und große Güter wieder ein, und er nahm dann Abschied vom Könige. Der König aber sprach zu ihm: mein Lieber, ich habe bei Gott eine Bitte an Dich, nehmlich daß Du mir, ehe Du fortziehest, Deinen Namen sagst. Jener aber entgegnete: Herr ich heiße und bin jener Guido, von dem Du schon gehört hast. Als das der König hörte, fiel er ihm um den Hals und verhieß ihm einen großen Theil seines Reiches, so er bei ihm bleiben wolle. Der aber wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, sondern küßte den König und begab sich hinweg. Guido aber langte bald in England an und kam an seine Burg; er fand aber eine große Menge Bettler vor dem Thore derselben sitzend, und die Gräfin, seine Gemahlin, saß als Pilgerin gekleidet mitten unter ihnen, wartete ihnen in Person alle Tage auf und gab jedem Armen einen Heller mit den Worten: betet für meinen Herrn Guido, daß ich, ehe ich sterbe, mich noch an ihm letzen kann, und er glücklich wieder nach Hause kommt, denn er ist nach dem heiligen Grabe ausgezogen. Nun begab es sich aber am selbigen Tage, daß ihr Sohn, welcher jetzt sieben Jahre alt war, in prächtigen Kleidern seine Mutter unter die armen Leute begleitete: wie nun das Kind hörte, daß seine Mutter jedem Bettler den Namen ihres Herrn Guido nannte, sprach er: o Mutter, ist das mein Vater, den Du den armen Leuten so empfiehlst? Jene aber erwiderte: ja mein Sohn. Da

der dritten Nacht, nachdem ich Dich empfangen hatte, ist er von mir gegangen, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Wie aber die Frau der Reihe nach durch die Bettler schritt, kam sie auch zu ihrem Manne Guido und gab ihm Almosen, wußte aber durchaus nicht, wer er war. Er aber neigte sein Haupt zur Erde, um nicht erkannt zu werden, und wie nun die Dame auch zu den andern Armen weiter ging, folgte ihr ihr Sohn, und wie Guido seine Augen wieder aufschlug und seinen Sohn erblickte, den er vorher noch nie gesehen hatte, konnte er sich nicht mehr halten, sondern nahm sein Kind auf den Arm, küßte es und sprach: meln süßes Kind, möge Dir unser Herrgott die Gnade verleihen, ihm stets wohlgefällig zu seyn. Als aber die Mägde sahen, daß er ihn geküßt hatte, rief man ihm zu, er solle nicht länger da stehen bleiben. Guido aber trat zu seiner Gemahlin und bat sie um einen Platz im Walde, wo er immer bleiben könnte, sie aber, welche ihn für einen Pilger hielt, ließ ihm um Gottes und ihres Mannes Willen eine Einsiedelei bauen, wo er lange Zeit blieb. Als nun aber die Stunde seines Todes nahe war, ließ er seinen Diener rufen und sprach: gehe schnell, mein Lieber, zur Gräfin hin, gieb ihr diesen Ring und sage ihr, daß wenn sie mich zu sehen wünscht, sie sogleich ohne Verzug zu mir kommen soll. Der Bote begab sich aber zu seiner Gebieterin und zeigte ihr den Ring. Kaum hatte sie aber denselben erblickt, so rief sie mit lauter Stimme: das ist der Ring meines Mannes, machte sich schnellen Laufes nach dem Forste auf, allein ehe sie noch anlangte, war Guido schon gestorben. Sie warf sich aber über sei-

nen Leichnam und ſchrie mit lauter Stimme: weh mir, meine Hoffnung iſt dahin, und indem ſie Seufzer und Wehklagen ausſtieß, fügte ſie hinzu: wo iſt jetzt das Almoſen, welches ich jeden Tag für meinen Herrn geſpendet habe? Ich ſah meinen Herrn Almoſen empfangen und habe ihn nicht erkannt: Du haſt Deinen Sohn vor Deinen Augen erblickt, ihn geſtreichelt und geküßt, und Dich doch weder mir noch ihm zu erkennen gegeben. Was haſt Du Guido gethan, Guido, nun werde ich Dich nie wieder ſehen. Sie übergab alſo ſeinen Leib mit großen Ehren dem Grabe, und betrauerte ſeinen Tod viele Jahre lang.

Hundertunddreiundſiebzigſtes Capitel.

Von der Laſt und Bürde dieſer Welt und den Freuden des Himmelreichs.

Es begab ſich einmal, daß ein König auf eine Meſſe zog und einen Meiſter mit ſeinem Schüler bei ſich hatte. Sie erblickten aber acht Päckte, die auf dem Markte zum Verkaufe ausgeſtellt waren. Der Schüler fragte nun ſeinen Meiſter über das erſte, für wie viel die Armuth verkauft werde und wie viel Trübſale man um Gottes Willen leiden müſſe? Jener aber erwiderte: für das Himmelreich. Der Schüler aber ſprach: das iſt ein großer Preis. Laß aber das zweite öffnen, damit wir ſehen können, was darin iſt. Der Meiſter aber ſprach: Sanftmuth, denn ſelig ſind die Sanftmüthigen. Der Schüler aber ſprach: dieſe herrliche und Gottes würdige Sache, die Sanftmuth, wie viel koſtet ſie?

Der Meiſter erwiderte: man zahlt zum Hohn der Welt kein Gold für ſie, noch wird Silber gewogen ſie einzutauſchen, ſondern Erde, denn nur Erde verlange ich für ſie. Der Schüler aber ſprach: von Indien bis Britannien liegt viel Land, das keine Bebauer hat, nimm Dir ſo viel Du willſt. Der Meiſter entgegnete: keineswegs. Das iſt das Land der Todten, welches ſeine Einwohner verſchlingen, denn auf demſelben ſterben die Menſchen, ich aber begehre Erde der Lebendigen. Der Schüler aber ſprach: was kümmert mich, daß ſie ſterben, auch Du wirſt, wenn Du es auch nicht willſt, ſterben: willſt Du denn ewig leben? Siehe, ſelig ſind die Sanftmüthigen, denn dort oben werden ſie ein Land haben. Was enthält aber das dritte? Der Meiſter ſprach: Hunger und Durſt. Der Schüler fragte: wie theuer kann man ſie haben? Der Meiſter ſprach: der Preis heißt Gerechtigkeit. Selig ſind die nach Gerechtigkeit hungern und dürſten, denn ſie werden ſatt gemacht werden. Der Schüler verſetzte: alſo wirſt Du ſatt werden, wenn aber keine Gerechtigkeit in Dir iſt, wird man Dich nicht achten. Was enthält aber das vierte? Der Meiſter ſprach: Thränen, Weinen, Wehklagen pflegt man nicht zu kaufen, indeſſen kaufe ich es, weil dieſer Preis von dem Heiligen gefordert wird, denn ſelig ſind die Traurigen, weil ſie werden getröſtet werden. Was enthält aber der fünfte Sack? Der Lehrer erwiderte: eine koſtbare Sache, das Erbarmen, von welchem ich glaube, daß es Dir gefallen wird. Daß ich Dich aber nicht aufhalte, ich begehre Erbarmen für Erbarmen, Ewiges für Zeitliches. Der Schüler aber ſprach: Du biſt kein guter Kenner Deiner Wa-

ren, denn nie wirſt Du für Zeitliches Ewiges einhandeln, wenn nicht das Erbarmen für Dich handelt. Dieſes wird Dir aber für Deinen Glauben werden, denn ſelig ſind die Mitleidigen, denn auch ſie werden Mitleiden finden. Allein bereits haben wir Ueberfluß an Armuth, Elend und Drangſalen, packe alſo das ſechſte aus, ob es vielleicht etwas Beſſeres enthält. Der Meiſter entgegnete: der Sack iſt ganz voll, aber dieſe Waare liebt nicht, wie der Purpur, die Augen der Welt, ſondern will im geheimen Kämmerlein geſehen ſeyn, und da ſoll über ihren Preis gefeilſcht werden. Der Schüler ſprach: wir haben es geprüft, was iſt aber das hier? Der Lehrer entgegnete: hierin ſind enthalten Reinheit des Herzens, Frömmigkeit, Güte, Mitleid, Liebe und Freude im heiligen Geiſte, lauter koſtbare, goldne und ſilberne Gefäße. Hier werden koſtbare Gewänder ausgelegt, als da ſind Leſen, Nachdenken, Predigten, Betrachtungen, Gerichte des Herrn an ſich ſelbſt gerecht worden, weit wünſchenswerther als Gold und Edelgeſtein. Der Schüler ſprach: wenn man dieſe bewahrt, wird die Vergeltung groß ſeyn, fordere alſo was Du willſt. Der Meiſter entgegnete: Gott zu ſchauen. Der Schüler verſetzte: ſelig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Packe jetzt auch das ſiebente aus. Der Meiſter ſprach: Frieden iſt darin, und der Schüler verſetzte: willſt Du mir Deinen Frieden verkaufen? Da ſagte der Meiſter: es kommt meiner Armuth nicht zu, noch paßt es ſich für Deine Gerechtigkeit, noch ſchickt es ſich für Deinen Reichthum, daß Du von mir etwas umſonſt annimmſt, allein durch Deine Gaben habe ich bereits an Allem Ueberfluß, was iſt alſo

noch übrig? Ich bin ein Landmann von niedriger Herkunft, aus Koth gemacht und aus einem Erdenklos geformt, ich bin meiner Niedrigkeit überdrüßig und will nicht, daß mir weiter noch geſagt werde: Du biſt Erde und wirſt wieder Erde ſeyn, ſondern ich wünſche, daß man vielmehr zu mir ſpricht: Du biſt Himmel und wirſt in den Himmel eingehen. Ich begehre das Loos der Söhne Gottes zu theilen, ich wünſche ein Kind Gottes zu ſeyn. Der Schüler ſprach: ich habe es geſagt, das geſtehe ich und leugne es nicht, ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Kinder Gottes heißen. Wenn Du alſo die kindliche Liebe bewahrſt, wirſt Du das Erbe Deines Vaters erhalten. Nun iſt aber noch ein Packt übrig, rolle daher auch dieſes auf. Der Meiſter ſprach: es iſt nichts darin als Trübſal und Verfolgungen um der Gerechtigkeit Willen. Der Schüler: und was forderſt Du dafür? Der Meiſter: das Himmelreich. Der Schüler: ich habe Dir ja ſchon als Bezahlung oder Preis der Armuth daſſelbe zugeſtanden? Der Meiſter aber ſprach: freilich, aber Monat für Monat, Sabbath für Sabbath vergeht, und Deine Wünſche gehen immer fort, ich will alſo warten, was Dir in dieſer Woche oder Monat noch übrig iſt. Der Schüler verſetzte: ich bewunderte Deine Klugheit im Handel, höre aber jetzt: ei Du guter und getreuer Knecht, weil Du über Wenig treu geweſen biſt, werde ich Dich über Viel ſetzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude.

Hundertundvierundſiebzigſtes Capitel.

Wie das, was die Natur lehrt, Niemand aufheben kann, und von der Vergeltung der Undankbarkeit.

Einſt ritt ein Kaiſer nach Mittag auf die Jagd, es begab ſich aber, daß er durch einen Wald kam und eine von Hirten gefangene und an einen Baum gebundene Schlange antraf; die Schlange aber brüllte gräßlich, und der Kaiſer, von Mitleid gerührt, machte ſie los und ſteckte ſie in ſeinen Buſen, um ſie wieder zu erwärmen. Sobald ſie aber warm geworden war, begann ſie ihn zu ſtechen und ihr Gift auf ihn zu ſchießen, und der Kaiſer ſprach: was thuſt Du, warum vergiltſt Du Gutes mit Böſem? Die Schlange aber bekam, wie einſt Bileams Eſelin, das Vermögen zu reden und ſprach: Niemand kann ändern, was die Natur uns gelehrt hat: Du haſt gethan, was Du mußteſt, ich aber habe meiner Natur gemäß gehandelt. Du haſt ſo viel Menſchlichkeit bewieſen, als Du vermochteſt, ich aber dafür gethan, was mich mein Inſtinct gelehrt hat. Ich habe Dir Gift gegeben, weil ich nichts als Gift hatte, und immer ein Feind des Menſchen ſeyn werde, weil ich um eines Menſchen Willen beſtraft und verflucht worden bin. Wie ſie nun alſo mit einander ſtritten, ward ein gewiſſer Philoſoph herbeigerufen, auf daß er zwiſchen ihnen Richter wäre, und ein gerechtes Urtheil fällte. Der Weiſe aber ſprach: alles Dieſes höre ich nur durch Eure

Worte und Erzählung. Wenn ich aber die Sache selbst sehen könnte, über die Ihr redet, wollte ich wohl ein Urtheil sprechen. Ich wünsche also, daß die Schlange wie vorher an den Baum gebunden werde, und der Herr Kaiser sich jetzt von ihr freimache, alsdann will ich beide Theile richten. Wie das geschehen war, sprach der Weise zur Schlange: jetzt bist Du wieder angebunden, mache Dich selbst los, wenn Du kannst, und entferne Dich. Die Schlange erwiderte: das kann ich nicht, weil ich so fest gebunden bin, daß ich mich kaum zu rühren vermag. Der Weise sprach: also wirst Du sterben müssen, denn Du bist immer und von je her undankbar gegen die Menschen gewesen, und wirst es stets seyn. Hierauf wendete er sich zum Kaiser und sprach: Herr, jetzt bist Du frei, drücke das Gift aus Deinem Busen und ziehe Deine Straße, laß Dich aber künftig nie wieder in eine solche Thorheit ein, weil die Schlange nichts Anders machen kann, als was sie die Natur gelehrt hat. Wie das der Kaiser hörte, dankte er dem Weisen, daß er ein so gerechtes Urtheil gefällt hatte und ging davon.

Hundertundfünfundsiebzigstes Capitel.

Von der Sonderbarkeit und den Wundern der Welt.

Plinius erzählt uns, daß einige Menschen Hundsköpfe haben, welche mit Gebell reden und in Thierfelle gekleidet sind. Darunter sind aber die Priester zu verstehen,

welche alle mit Thierfellen bekleidet ſeyn ſollen, d. h. mit ſtrenger Buße, um Anderen ein gutes Beiſpiel zu geben. So ſind in Indien gewiſſe Leute, die nur ein Auge über der Naſe mitten auf der Stirn haben und das Fleiſch der Thiere eſſen. Darunter werden aber die Menſchen gemeint, die nur das eine Auge der Vernunft beſitzen, welches ſie auf der Stirn tragen, aber nicht freien Willen haben. Es ſind in Lybien gewiſſe Frauenzimmer, die keinen Kopf, aber Maul und Augen auf der Bruſt haben. Dieſe Weiber aber bedeuten die Menſchen, welche demüthig Gehorſam mit der Bruſt leiſten wollen, aber kein leichtfertiges Herz haben und Alles, was ſie äußerlich thun wollen, vorher wohl und klüglich in ihrem Herzen bedenken. Im Morgenlande, nahe am irdiſchen Paradieſe, wohnen Leute, die gar nichts eſſen und einen ſo kleinen Mund haben, daß ſie durch einen Strohhalm trinken; ſie leben aber vom Geruche des Obſtes und der Blumen, und ſterben plötzlich an einem übeln Geruche. Dieſe Menſchen nun bezeichnen die Kloſterleute, die vorzüglich im Eſſen und Trinken mäßig ſeyn ſollen, d. h. einen kleinen Mund haben, um mit einem Strohhalm, d. h. mit Beſonnenheit Eſſen und Trinken zu ſich zu nehmen. Solche Leute ſollen aber vom Geruch der Früchte und Pflanzen, d. h. geiſtig von guten Lehren und Tugenden leben, und ſo andern Menſchen ein Muſter in Keuſchheit, Sparſamkeit und den andern Tugenden zu leben geben. Sie ſterben aber an einem üblen Geruche, d. h. an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn ſobald Jemand eine Sünde begangen hat, ſtirbt der Menſch unſerem Heilande, Chriſto Jeſu. Allda ſind auch Menſchen ohne Naſe mit einem vollen

und runden Geſicht, die, was ſie ſehen, Alles für gut halten. Das ſind aber die Thoren, denen die Spürnaſe des Unterſcheidungsvermögens abgeht, ſo daß ihnen Alles, was ſie ſehen und thun, gut zu ſeyn dünkt. Es giebt aber auch Leute, welche eine ſo lange Naſe und Unterlippe haben, daß ſie, wenn ſie ſchlafen, das ganze Geſicht damit zudecken. Dieſe bedeuten die gerechten Leute, die nach unten, d. h. nach der Welt zu die Lippe der Ueberlegung gar groß haben, indem ſie die Eitelkeit der Welt, den Neid und die Lügenhaftigkeit derſelben betrachten, jedoch mit der Lippe der Wachſamkeit ihr ganzes Geſicht beſchirmen, d. h. ihren ganzen Lebenswandel durch lebendiges Nachdenken, auf daß er nicht in Sündhaftigkeit einſchlafe. In Scythien giebt es Leute, welche ſo lange und ſo große Ohren haben, daß ſie mit ihnen ihren ganzen Körper zudecken können. Darunter ſind die zu verſtehen, welche gern das Wort Gottes hören, durch welches ſie ihren Leib und Seele vor Sünden behüten können. Es giebt auch Andere daſelbſt, welche wie die Thiere einherlaufen. Das ſind diejenigen, welche weder Gott noch ſeine Heiligen in Ehren halten, ſondern wie das unvernünftige Vieh von Sünden zu Sünden ſchreiten; gegen welche Petrus ſagt: wollet nicht ſeyn wie das Pferd und das Maulthier, in welchem nicht iſt ꝛc. Ebenſo ſind auch Leute allda mit Hörnern, kleinen Naſen und Bocksbeinen. Das ſind die Hochmüthigen, welche überall die Hörner des Hochmuthes zeigen, zu ihrem perſönlichen Heil die Spürnaſe der Beſonnenheit ſehr klein, im Rennen nach der Wolluſt die Beine eines Bockes haben. Denn die Ziege iſt ſehr ſchnell im Laufen und geſchickt zum Klet-

tern: dieß wende auf die Hoffährtigen an. In Aethiopien giebt es Leute, welche zwar nur ein Bein haben, allein von ſo großer Schnelligkeit ſind, daß ſie die wilden Thiere im Laufen jagen. Das ſind die Leute, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächſten haben, d. h. das Bein der Liebe. Dieſe laufen ſchnell dem Himmelreich zu. In Indien wohnen die Pygmäer, die nur zwei Ellen lang ſind, auf Böcken reiten und mit den Kranichen fechten. Darunter hat man die zu verſtehen, welche klein ſind, ein langes Leben zwar gut begonnen, aber nicht darin ausgehalten haben, und nicht mannhaft gegen die Kraniche, d. h. der Laſter Schmutz ankämpfen. Es befinden ſich in Indien auch einige Leute, welche ſechs Hände haben, nackt und behaart ſind und ſich an einem Strome aufhalten. Die Menſchen mit den ſechs Händen, bedeuten aber die Eifrigen, welche arbeiten, auf daß ſie das ewige Leben erringen, wie Petrus ſagt: meine Seele iſt immer in meinen Händen. Unter den nackten Menſchen muß man ſich die der Tugend beraubten Sünder denken, welche am Strome dieſer Welt wohnen. Dort wohnen auch Menſchen, die an den Händen ſechs Finger und an den Füßen ſechs Zehen haben, ſieben Tage lang ſich vor jedem Flecke der Sünde hüten und den ſiebenten Tag feiern und heilig halten. Man findet daſelbſt auch Weiber mit Bärten, die bis auf die Bruſt gehen, deren Kopf aber ganz kahl iſt. Das ſind die gerechten Menſchen, welche die gerade Straße der Lehre der Kirche beobachten, und ſich weder durch Liebe noch Haß davon abbringen laſſen. In Antiochien ſind auch Leute mit vier Augen: das ſind

die, welche Gott, die Welt, den Teufel und das Fleisch fürchten. Ein Auge richten sie auf Gott hin, um recht zu leben und wie sie ihm gefallen sollen, das zweite auf die Welt, wie sie dieselbe fliehen müssen, das dritte auf den Teufel, wie sie ihm Widerstand leisten können, das vierte auf das Fleisch, wie sie es kreuzigen sollen. In Europa leben irgendwo schöne Leute, die aber den Kopf, Hals und Schnabel von Kranichen haben. Das sind die Richter, welche wie der Kranich einen langen Hals haben sollen, damit sie eher in ihrem Herzen klüglich überlegen, als sie das Urtheil auf der Zunge haben, und wären alle Richter so, hätten wir nicht so viele schlechte Urtheilssprüche.

Hundertundsechsundsiebzigstes Capitel.

Von der Seelen Arznei.

Es gab einst einen Knaben, der vom Nabel aufwärts in zwei Hälften gespalten war, so daß er zwei Köpfe und eine doppelte Brust besaß, und ebenso ein jeder seine eigenen Sinnwerkzeuge, so daß, wenn der eine aß oder schlief, der andere dieses nicht that. Nachdem sie so zwei Jahre mit einander gelebt hatten, starb der eine, indem ihn der andere noch drei Tage überlebte. So erzählt Plinius, daß in Indien ein Baum war, dessen Blüthen einen süßen Geruch und dessen Früchte einen lieblichen Geschmack hatten. Neben diesem Baume lag aber eine Schlange, welche Jacorlus hieß und den Geruch dieses Baumes haßte.

Darum begab ſie ſich, um Blüthen und Früchte zu vernichten, an die Wurzel des Baumes und ſpritzte ihr Gift auf ſie; wie das der Gärtner ſah, nahm er Theriak aus dieſem Lande und träufelte ihn durch die Spitze eines Rüthchens auf das Ende der Aeſte. Dieſer aber warf bald das Gift aus der verpeſteten Wurzel und machte den unfruchtbaren Baum wieder Früchte tragend.

Hundertundſiebenundſiebzigſtes Capitel.

Von der Verfolgung.

Einſt richtete der König Aßverus allen Fürſten und Völkern ſeines Reiches ein großes Gaſtmahl aus, wie das erſte Buch Eſther ſagt. Er befahl aber die Königin Waſti zu dieſem Male zuzulaſſen, auf daß das Volk ihre Schönheit erblickte, und als ſie ſich weigerte herein zu kommen, nahm ihr der König die Krone ab, und Eſther bekam an ihrer Statt das Scepter. Nach dieſem erhob der König einen gewiſſen Aman zur Herrſchaft und machte ihm alle Fürſten unterthan. Als ſich aber alle angeſchickt hatten ihre Knie zu beugen, wollte allein Mardocheus, der Onkel der Königin, ſich vor ihm nicht niederwerfen. Darüber ward er zornig und beſchloß ihn mit ſeinem ganzen Stamme hinrichten zu laſſen. Er befahl mit ſeinem königlichen Inſiegel alle Juden in ſeinem, des Aßverus Reiche, zu vertilgen, und ließ einen hohen Galgen errichten, an welchen er den Mardocheus henken laſſen wollte. Unterdeſſen kamen zwei Männer auf den Gedanken, den König zu ermorden, die

klagte Mardocheus an, und der König befahl die Verrathenen zu verderben, den Mardocheus in Purpur zu kleiden, ihm eine Krone aufzusetzen und auf einem königlichen Rosse durch die Stadt zu führen. Aman aber mußte mit Soldaten vorausgehen und sein Lob singen. Nun sagte Mardocheus der Königin, daß Aman sie mit ihrem Volke und ihrer Verwandtschaft dem Tode geweiht hätte, denn er habe dem ganzen Volke ein Fasten angesagt und peinige sich selbst mit Fasten und Beten. Hierauf stellte sie ein Gastmal an und lud den König dazu ein, befahl auch dem Aman sich einzufinden, und über Tische bat sie den König um ihres Volkes Leben und berichtete, wie alle die Ihrigen vom Aman zum Tode verdammt seyen. Hierauf ließ ihn der König voller Wuth an denselben Galgen hängen, den er für Mardocheus hatte zurichten lassen, machte dann den Mardocheus selbst zu einem Fürsten, der die ganze Verwandtschaft des Aman vernichtete; indessen ist durch die Fügung Gottes das unschuldige Volk erlöst und der böse Saamen gänzlich vertilgt worden.

Hundertundachtundsiebzigstes Capitel.

Von der Vorsehung, die die Mutter alles Reichthums ist.

Ein gewisser König wünschte zu wissen, wie er sich und sein Reich regieren solle, er berief also einen Mann zu sich, der Andere an Weisheit übertraf und sprach: mein Lieber, gieb mir doch ein Bild an, nach welchem ich mich

und mein Land regieren kann. Jener aber entgegnete: Herr, sehr gern. Er ließ hierauf sogleich an der Wand einen König mit einer Krone auf dem Haupte in folgender Gestalt abmalen. Ein König, in Purpur gekleidet, saß auf einem Throne, hielt in seiner linken Hand einen Ball, in der Rechten trug er einen Scepter, und über seinem Kopfe hatte er eine brennende Leuchte. Links von ihm saß die Königin, eine sehr schöne Dame mit einer Krone und einem goldgestickten bunten Gewande bekleidet. Auf der andern Seite waren Räthe, die auf Sesseln saßen und vor sich ein offenes Buch hatten. Ganz vorn unter dem Könige war ein Ritter zu Pferde, mit Waffen geschmückt, einen Helm auf dem Haupte, einen Speer in der Rechten, an der Linken durch einen Schild geschützt, ein Schwert an seiner rechten Seite, seinen Leib geharnischt, Spangen auf der Brust, eiserne Beinschienen an seinen Lenden, Sporen an seinen Füßen, eiserne Handschuhe an seinen Fäusten und ein zum Kampfe abgerichtetes Roß mit seinem Geschirre. Unter dem König waren auch seine Stellvertreter abgebildet, der eine saß wie ein Ritter zu Rosse, mit einem Mantel und einer Kappe, mit verschiedenen Pelzen angethan, und in der rechten Hand eine Ruthe ausgestreckt haltend. Auf gleiche Weise standen auch unter den Stellvertretern gemeine Leute, deren Gestalt folgende war: ein Mann, ganz wie ein anderer Mensch anzusehen, hielt in seiner rechten Hand eine Hacke, mit der man die Erde aufgräbt, mit der linken einen Stab, mit welchem eine Heerde Rindvieh getrieben wird, in seinem Gürtel stack eine Sichel, mit welcher man Korn mäht und

die unnützen Ranken der Weinstöcke und Bäume beschneidet. Auf der rechten Seite des Königs vor dem Ritter war ein Handwerksmann dargestellt, dessen Abbildung so war, daß er in Menschengestalt in seiner Rechten einen Hammer führte, in seiner Linken eine Axt und in seinem Gürtel einen Topf mit Kitt hängen hatte. Ebenso stand vor den Landleuten ein Mann, der in seiner Rechten eine Zange hielt, in seiner Linken ein großes und hohes Schwert, an seinem Gürtel eine Schreibtafel und ein Tintefaß mit Encaustum, hinter seinem rechten Ohre stack aber eine Schreibfeder. Ebenso stand vor dem Bauer auch ein Mann, der abgebildet war, wie er eine Wage mit Gewichten in der Rechten hielt, in der Linken eine Elle, am Gürtel einen Beutel mit mancherlei Münzsorten hatte. Ebenso standen vor der Königin Aerzte und Specereihändler in folgender Gestalt: ein Mann stand auf einer Lehrkanzel, ein Buch in der Rechten und einen Topf samt einer Büchse in der Linken, am Gürtel hatte er eiserne Instrumente, um Geschwüre und Wunden zu sondiren. Ebenso stand neben ihm ein Mann, der so abgebildet war: er hielt seine rechte Hand erhoben, um die Vorübergehenden in seine Herberge einzuladen, seine Linke aber war ganz voll gestopft durch ein schönes Brod, und über sich hatte er ein Weinfaß, an seinem Gürtel aber hingen Schlüssel. Auf der linken Seite aber vor dem Ritter befand sich ebenfalls ein Mann, der folgender Maßen aussah: in der rechten Hand hielt er ein großes Schlüsselbund, in seiner linken eine Elle, und an seinem Gürtel hing ein Beutel mit Hellern. Endlich stand vor dem Könige noch ein Mann mit struppigen und ver-

worrenen Haaren, in der Rechten hielt derselbe etwas Geld, in der Linken drei Würfel, an seinem Gürtel hing eine Büchse mit Schriften angefüllt. Wie nun der König das Gemälde betrachtet hatte, gab er sich so viel Mühe, daß er endlich weise ward.

Hundertundneunundsiebzigstes Capitel.

Von Schlemmerei und Trunkenheit.

Cäsarius spricht über das verabscheuungswürdige Laster der Schlemmerei und Trunksucht. Es ist aber der Gaum allein im Körper die unmäßige und verlockende Begierde nach Speise und Trank. Seine Töchter sind Unreinlichkeit, läppisches Wesen, ungeschicktes Frohlocken, Schwätzerei, und Stumpfheit der Sinne des Verstandes. Es liegen aber im Gaume und der Kehle fünf Grade zum Sündigen: der erste ist, kostbare und delicate Speisen aufzusinden, der zweite, solche Speisen sorgfältig zuzubereiten, der dritte, sie vor der Zeit zu sich zu nehmen, der vierte, sie allzugierig, und der fünfte, sie in zu großer Quantität zu verzehren. Durch seinen Gaum überwunden unterlag Adam, der erste Mensch im Paradiese, derselbe entriß dem Esau die Erstgeburt, die Kehle verlockte die Sodomiter zur Sünde, sie streckte die Kinder Israel in der Wüste zu Boden, wie der Psalmist sagt: noch waren Leckerbissen in ihrem Munde, als der Zorn Gottes über sie kam. Die Gottlosigkeit Sodoms hatte ihren Grund darin, daß sie allzuviel Brod hatten und desselben satt waren. Der Mann

Gottes Abdo, welcher nach Bethel geſandt war, ward wegen ſeiner Gefräßigkeit von einem Löwen verſchlungen. Denn der Reiche, wie es im Evangelio heißt, der täglich ſpeiſte, liegt jetzt in der Hölle begraben. Nabuſardan, der Oberkoch, d. h. der Gaum, hat Jeruſalem zerſtört. Du ſiehſt, wie viel Gefahren in ihm ſind. Wir wollen auch das Zeugniß der Schrift zu Hülfe nehmen. Salomo ſagt nehmlich: wehe dem Lande, deſſen Fürſten früh Morgens eſſen. Derſelbe ſpricht: alle Arbeit liegt im Munde des Menſchen, und doch wird ſeine Seele nicht voll werden. Seine Tochter iſt aber die Trunkenheit, weil das Laſter des Gaumes die Ueppigkeit gebiert, das iſt aber die ſcheußlichſte Peſt, denn was kann häßlicher ſeyn, als dieſes Laſter? Was iſt verdammenswerther als dieſes, durch welches die Tugend durch einen langſamen Sieg aufgerieben wird, die eingeſchläferte Ruhmſucht verkehrt ſich in Tollheit, und die Kräfte der Seele und des Leibes werden zerſtört. Weil Baſilius ſagt: wenn wir dem Bauche und unſerem Gaume dienen, ſind wir Thiere und bemühen uns dem Vieh ähnlich zu werden, welchem die Natur verſtattet hat, zu ſolchen Dingen Neigung zu empfinden, auf den Boden nieder zu blicken und dem Bauche zu gehorſamen. So ſagt Boethius im vierten Buche über den Troſt: wer die Tugend verlaſſen hat, hört auf ein Menſch zu ſeyn, denn da er in die göttliche Natur nicht übergehen kann, bleibt ihm nur noch übrig, ſich in ein Vieh zu verwandeln. Und der Herr ſpricht im Evangelium: ſehet zu, daß Euere Herzen nicht ſchwer werden vom Rauſche und Trunkenheit. O wie viel und was für Menſchen hätten große

Weisheit und einen festen Sinn erlangt, wenn sich ihnen nicht die Gluth der Gefräßigkeit und des Weines in den Weg gestellt hätte. Wie gefährlich ist es, daß ein Hausvater oder Staatsbeamter durch Wein warm wird, weil durch diesen der Jähzorn entbrennt, die Besonnenheit verdunkelt wird, die Wollust entsteht und so entflammt wird, daß die böse Lust, wenn die Vernunft des Menschen eingeschlummert ist, sich in gottloses Thun einläßt. Weshalb Ovidius sagt: „wenn viel Wein Du nimmst zu Dir, Muth zur Lieb' er bringt herfür." O Du schändlicher Wein der Trunkenheit, durch welche die Jungfräulichkeit zu Grunde geht, welche die Schwester der Engel ist, der Besitz aller Guten und die Ruhe der ewigen Freuden. Noah, von Wein erhitzt, entblößte sich und zeigte seinen Söhnen etwas, worüber er sich hätte schämen sollen. Der keusche Loth, von allzu starkem Wein eingeschläfert, floh auf einen Berg und erkannte seine Töchter in fleischlicher Vereinigung wie seine Frauen. Wir lesen, daß Personen durch Wein so zum Zorn entflammt wurden, daß sie, welche eine so enge Freundschaft verband, daß nüchtern einer sich des andern Gefahren würde ausgesetzt haben, sich gegenseitig mit dem Schwerte umbrachten. Herodes Antipas hätte dem heiligen Johannes nicht das Haupt abschlagen lassen, wenn das Mahl des Rausches und der Trunkenheit nicht gewesen wäre. Balthasar, der König von Babilonien wäre, nicht seines Lebens und Landes beraubt worden, wäre er in der Nacht, wo ihn die Könige Cyrus und Darius samt seinem Volke, einen Rausch ausschlafend, tödteten, nüchtern geblieben. Darum mahnt uns der Apostel ab von der Trunken-

heit, wenn er spricht: seyd nüchtern und wachet. Wir wollen also den Herrn bitten, daß wir auf Erden so die Nüchternheit bewahren, daß wir im Himmel zu seinem Mahle geladen werden.

Hundertundachtzigstes Capitel.

Von der Treue.

Paulus, der Longobarden Geschichtschreiber, erzählt, daß ein gewisser Krieger Onulphus aus Pavia seinem Könige Portaticus solche Beweise seiner Treue gegeben hatte, daß er sich für die Rettung seines Herrn sogar dem Tode preis gab. Da denn Grimmoaldus, der Beneventaner Herzog, durch den Genebaldus, den ersten Herzog von Ravenna und Verräther an der königlichen Krone, nachdem Godobertus, der Longobardenkönig, getödtet worden war, mit Gewalt und List bis zum Zelte des Königs vorgedrungen war, nachdem der leibliche Bruder dieses genannten Königs Godobertus bis zu den Ungarn auf seiner Flucht gejagt worden war, suchte der genannte Ritter Onulphus den Portaticus mit dem Grimmoaldus zu versöhnen, damit er von Ungarn, wohin er nicht einmal aus Furcht vor Grimmoaldus gelangen konnte, um Verzeihung vor den Füßen des Königs bitten, und so ein sicheres Leben, wenn auch ohne Königswürde, die ihm eigentlich zukam, mit Anstand führen durfte. Als aber die Versöhnung vollständig erfolgt war, beschloß Grimmoaldus, nach einigen Tagen, weil er bösen Zungen allzuviel traute, den Portaticus selbst,

mit dem er ſich doch verſöhnt hatte, am folgenden Tage zu ermorden, und befahl ihm Wein, der ihn betrunken machen ſollte, damit er auf keine Weiſe an ſeine Rettung denken konnte, vorzuſetzen. Dieß blieb jedoch dem Onulphus, dem Ritter des Portaticus, nicht verborgen, weshalb er mit ſeinem Waffenträger in das Haus des Portaticus ging, daſelbſt ſeinen Schildknappen in deſſen Schlafgemach ließ, den Portaticus aber in einer verdeckten Sänfte wie ſeinen eigenen Waffenträger mit Drohungen, Schimpfen und Schlägen aus dem Hauſe führte und in ſein eigenes Haus brachte, obgleich die Wächter oder Trabanten des Königs vor dem Hauſe des Portaticus aufgeſtellt waren und meinten, der genannte Schildknappe des Onulphus ſey betrunken herausgetragen worden. In derſelbigen Nacht, zur Zeit des Hahnſchreis, ließ aber Onulphus ſeinen geliebten Herrn, den Portaticus, von der Stadtmauer, an welche ſein Haus ſtieß, an einem Seile hinab, der ſich dann einige weidende Pferde einfing, und nach der Stadt Aſti floh, von wo aus er zum fränkiſchen König eilte. Wie nun am Morgen der genannte Onulphus und ſein Schildknappe vom Könige feſtgehalten, und über die Art und Weiſe befragt wurden, wie ſie ihren Herrn Portaticus befreit hätten, jene aber mit der einfachen Wahrheit antworteten, ſprach der König zu ſeinen Räthen: welche Strafe verdienen die, welche alſo gegen unſern königlichen Willen gethan haben? Und da nun einer antwortete, man müſſe ſie hinrichten, der andere ſie lebendig zu ſchinden, und ein dritter ſie heimlich zu kreuzigen rieth, antwortete der König: bei dem, der mich hat geboren werden laſſen, ſage

ich: dieſe Männer verdienen den Tod nicht, ſondern jegliche Ehre, weil ſie ihrem Herrn ſo treu geweſen ſind. Alſo belohnte ſie der König Grimmoaldus mit vielen Ehren und Geſchenken, Genebaldus aber, der verrätheriſche Herzog der Canimenter, ward durch die Hand des Waffenträgers ſeines ehemaligen Königs Godobert, dem er durch ſeine Verrätherei Krone und Leben geraubt hatte, am Feſte Johannis des Täufers, elendiglich aber mit Recht bei Turin umgebracht.

Hundertundeinundachtzigſtes Capitel.

Vom Ehebruch.

Man lieſt, daß ſich einſt ein König einen Löwen, eine Löwin und einen Leoparden hielt, die er ſehr lieb hatte. Wenn aber der Löwe nicht da war, beging die Löwin mit dem Leoparden Ehebruch, und pflegte, damit der Löwe ihre Treuloſigkeit nicht ſpüren möchte, ſich in einer Quelle in der Nähe des königlichen Schloſſes zu baden. Wie aber der König das öfters bemerkt hatte, ließ er einſtmals, als die Löwin wiederum treulos gegen ihren Mann geweſen war, den Brunnen verſchließen. Als nun der Löwe zurückkam und den geſchehenen Ehebruch ſpürte, hat er ſie in Gegenwart Aller, wie ein Richter, nach geſprochenem Urtheile zerriſſen.

Erſter Anhang.

Die in der lateiniſchen Redaction der Gesta Romanorum nicht enthaltenen, aber entweder in der altdeutſchen gedruckten Bearbeitung oder in der Grimmſchen Handſchrift befindlichen Geſchichten *).

Erſte Erzählung.

* (18).

Von Alexander und Diogenes.

Saturnus, der Philoſoph, ſchreibt uns, daß Diogenes freiwillig ſo arm war, daß er nichts beſaß als eine Tonne: dieſe ſtand in einem Walde, er aber wohnte darin und hatte ſie ſo geſtellt, daß die Sonne den ganzen Tag hineinſchien: darinnen ſaß er aber den ganzen Tag lang. Nun begab es ſich eines Tags, daß der große Alexander mit ſeinem Gefolge zu ihm ging und ſich mit ihm unterreden wollte, ſich aber dabei ſo vor ihn hinſtellte, daß ihn die Sonne nicht mehr beſcheinen konnte, und alſo zu ihm ſagte,

---

*) Der Kürze wegen wird ein † andeuten, daß eine Erzählung nach dem altdeutſchen Drucke, ein *, daß ſie nach der Grimmſchen Handſchrift bearbeitet worden iſt. Steht noch eine Ziffer in () dabei, ſo bezeichnet dieſe, ob die Erzählung auch im deutſchen Drucke (nach der Kellerſchen Ausgabe) enthalten, und das wievielſte Capitel ſie darin iſt.

er möge von ihm bitten, was er nur wolle, es ſolle ihm gewährt ſeyn. Da antwortete ihm Diogenes und ſprach: ſo bitte ich Dich denn um weiter nichts, als daß Du mir nicht nimmſt, was Du mir doch nicht geben kannſt. Da fragte ihn Alexander, was das ſey, was er ihm nicht zu geben vermöge, und Diogenes ſprach zu ihm: meine Bitte beſteht darin, daß Du nicht zwiſchen mich und die Sonne trittſt, ſo daß Du mir ihren Schein entziehſt, den Du mir doch nicht zu geben im Stande biſt. Und alſo ſchied Alexander von ihm.

Zweite Erzählung.

✱ (26).

Von vier Einſiedlern.

Es wohnten einſt in einem Hauſe vier Einſiedler gar reinen und ſeligen Lebenswandels, und ſprachen eines Tages unter einander von gar gottſeligen Dingen: unter andern kamen ſie aber darin überein, daß ein Jeder ſeine Tugend ſagen ſollte. Da ſprach der erſte: er ſey, wie ihm dünke, gar demüthig, der andere ſagte, er ſey geduldig, der dritte verſicherte, er höre gern von Gott reden, und der vierte, er bete gern. Da wurden alle vier darüber einig, ſie wollten Gott bitten, daß er ihnen zu wiſſen thäte, welcher unter ihnen der Vollkommenſte ſey. Und ſie hörten eine Stimme, die ſprach: der erſte, der fängt mich, der zweite, der hält mich, der dritte, der bindet mich, der vierte, der trägt mich hin, wohin er nur will: alſo hat jeder von Euch Gewalt über mich.

Dritte Erzählung.

✱ (30).

Von zwei leiblichen Brüdern.

Es waren einſt zwei leibliche Brüder, der eine war ein Pfaffe, der andere ein Laie, und waren doch alle Beide

in einem und demſelben Kloſter bei einander: der gelehrte vertrieb aber ſeine Zeit mit ſingen, leſen und ſchreiben. Nun ſprach er eines Tages zu ſeinem Bruder, dem Laien, wie er ſich die Zeit vertreibe, da er doch nicht gelehrt ſey. Der antwortete aber und ſprach: ich habe meine Tage nur drei Buchſtaben gelernt, die ich aller Wegen in meinem Herzen und Gedächtniß habe, und iſt einer von ihnen ſchwarz, der andere roth, der dritte weiß. Der erſte iſt das Gedächtniß meiner Sünden und iſt ſchwarz und kreuzigt mein Herz, wenn ich bedenke, welcher Lohn denſelben folgt, und die Seelenpein in der Hölle. Der andere iſt roth, und iſt das Gedächtniß des roſenfarbenen Blutes meines Schöpfers, welches er in ſeiner Gütigkeit an dem heiligen Kreuze für mich armen Sünder vergoſſen hat. Der dritte iſt weiß, das iſt die Begierde die himmliſchen Freuden zu ſchauen, und den, der dem Lamme nachgeht mit weißem Kleide angethan. Da das der Bruder hörte, ſo nahm er ein Abbild der drei Buchſtaben ſeines Bruders, und dachte fürder ſeiner Kunſt nicht mehr, davon er ſich vorher ſo gut getröſtet hatte.

Vierte Erzählung.

✻ (38).

Von dem großen Alexander.

Man lieſt, daß der große König Alexander an des Königs Pori von India Hof kam, und zwar in der Geſtalt eines ſchlichten Ritters, und wollte deſſen Macht kennen lernen. Nun wähnte Porus, es ſey Antiochus, einer der Ritter Alexanders, und nahm ihn würdiglich auf. Es ſaß aber einſt Alexander mit an ſeinem Tiſche, und ſo oft man eine ſilberne Schüſſel oder Kanne vor ihm geſetzt und er ſie geleert hatte, ſo ſteckte er ſie in ſeinen Aermel.

Das ward dem Könige Poro angezeigt, und der fragte ihn mitten unter den Andern, wie er das meine. Der aber sprach: Herr König, ich habe Dich doch aller Wegen weit über Alexander ob Deiner Ritterlichkeit und Prachtliebe rühmen hören: nun ist aber die Sitte am Hofe Alexandri so, daß alle Ritter, die an seinem Tische sitzen, was man ihnen vorsetzt, Töpfe oder Schüsseln, sie seyen gülden oder silbern, diese behalten als ihr Eigenthum. Nun habe ich Dich weit mildthätiger mit Deiner Habe geschätzt denn Alexandern und gemeint, dasselbe Recht auch an Deinem Hofe zu erhalten. Da das die Ritter Pori hörten, zogen sie alle mit Alexander von dannen, und er gab ihnen viele Geschenke und Sold, und sie fochten mit ihm wider König Porum, erschlugen ihn und gewannen das ganze Land India.

Fünfte Erzählung.

* (37).

Von Josia dem Kaiser zu Rom.

Einst herrschte der gewaltige Josias zu Rom, der hatte drei Söhne, die ihm gar lieb waren. Nun hatte aber derselbige König beständig Krieg wider den König von Aegypten, und dabei alle seine Habe aufgezehrt bis auf einen Baum, der solche Kraft hatte, daß seine Frucht alle Gebreste heilte, ausgenommen den Aussatz. Da nun derselbige König schwer darnieder lag bis auf den Tod, und nicht davon kommen konnte, da rief er seinen Erstgebornen zu sich und sprach: ich habe Dich und Deine Brüder so lieb gehabt, daß ich Alles, was ich gehabt habe, im Kriege verzehrt habe, denn allein diesen Baum, und da Du nun mein Erstgeborner bist, so schenke ich Dir an dem Baume Alles, was in der Erden ist und darob: gehe nun

und rufe mir meinen anderen Sohn. Und also geschah es. Zu diesem sprach er aber also: mein lieber Sohn, ich habe Dir nichts Anderes zu schenken, denn von dem Baume, daran schaffe ich Dir die Länge, die Breite und die Tiefe. Hierauf sprach er zu ihm: gehe hin und rufe Deinen dritten Bruder. Zu diesem sagte er: lieber Sohn, Du weißt wohl, daß ich über nichts mehr zu gebieten und Alles verkriegt habe, was ich jemals besessen habe, bis auf diesen Baum. An dem schenke ich Dir alles Grüne und Dürre, was an ihm ist. Und da er nun alle seine Geschäfte vollbracht hatte, da kehrte er sich nach der Wand zu und gab seinen Geist auf. Darnach ward er würdiglich bestattet und begraben. Nun unterwand sich der erste Sohn des Baumes, und that, als ob er sein wäre. Das vernahm der andere und sprach: weshalb unterwindest Du Dich dieses Baumes? Der sprach: darum, weil mir mein Vater an ihm geschenkt hat Alles, was in der Erde ist und darob; darum weiß ich nicht anders, denn daß er mein ist. Der andere sprach: nun hat mir doch mein Vater geschafft an dem Baume die Höhe, die Breite und die Tiefe, und darum ist er auch allein mein. Das hörte der jüngste Bruder und sprach: lieben Brüder, warum unterwindet Ihr Euch dieses Baumes? Mir hat nun doch mein Vater das Alles geschafft, Grünes und Dürres, was an dem Baume ist, daher ist er billiger Weise mein und nicht Euer. Allein höret doch meinen Rath, auf daß sich nicht ein Irrsal oder Zorn unter uns begebe, da wir doch einmal Brüder sind. So laßt uns also zu dem König hingehen, der hier in unserer Nähe wohnt, und wie nun der König nach unser aller Vorgeben richten wird, des sollen wir alle willig seyn und ihm darin folgen. Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und sie kamen zu dem König und ein jeder legte dem König seine Sache vor, wie oben geschrieben ist. Da sie nun der König vernahm, sandte er nach einem Bader, und ließ dem ältesten der

Brüder am Arme zur Ader. Darnach fragte sie der König, wenn ihr Vater begraben worden sey. Das ward ihm gesagt. Da sandte der König einen Boten, der brachte ihm ein Bein aus dem Sarge des Vaters, das legte der König in das Blut, das von dem ältesten Bruder gekommen war, und da es eine gute Weile darin gelegen hatte, da legte er es an die Sonne und ließ es trocknen, und da es wohl getrocknet war, da ließ er es mit Wasser waschen. Und da man es wusch, ging das Blut von dem Beine, gerade als wenn es nie da gewesen wäre. Da hieß der König dem andern Bruder auch am Arme Ader zu lassen, und that das Bein des Vaters in dasselbe Blut, und that damit gerade als wie mit dem ersten. Und da man es mit Wasser wusch, da ging das Blut ganz davon weg, und das Bein blieb bei seiner ersten Gestalt. Da befahl der König, daß man dem jüngsten Bruder auch an dem Arme Blut lassen solle, und that mit dem Blute und dem Beine des Vaters gerade wie zuvor. Und da es an der Sonne und an der Luft nun wohl getrocknet war, da ließ er es wie zuvor mit Wasser abwaschen. Da konnte er aber das Blut mit Wischen und Schaben und mit keinerlei Sache von dem Beine herunter bringen, und das Bein blieb durchweg blutig. Wie das der König sah, da merkte er dabei, daß der des Königs Sohn war und die andern nicht, und machte ihn zum Herrn des Baumes, und der König ward um seiner Weisheit Willen sehr gelobt.

Sechste Erzählung.

✻

Von einem edlen Manne zu Rom.

Man liest von einem edeln Manne, der in einer Stadt einen Sitz hatte und ein schönes Weib besaß, das er sehr

lieb hatte. Der diente aber ein anderer Ritter ſo eifrig und mit ſolchem Fleiße, daß ihm die Frau gar günſtig und hold ward. Nun begab es ſich aber, daß der Ritter ſeinen Knecht zu ihr ſandte und ſie fragen ließ, ob ſie es ihm geſtatten wolle, daß er den Abend zu ihr käme. Und da nun der Knecht die Botſchaft an die Frau gebracht hatte, da ward ſie ſehr erzürnt, daß er einem Knechte ſolche Botſchaft anvertraut hätte, und wollte dem Knechte keine andere Antwort geben. Und da der Knecht den Zorn der Frau vernahm, da fing er an um ſie für ſich ſelbſt zu werben, und überredete die Frau in Kurzem, daß ſie ihm Alles gewährte und ihm zu Willen war. Da nun der Knecht alſo lange ausblieb, da ward der Ritter ſehr verdrüßlich und kam ſelber nach der Frauen Hauſe und klopfte an. Und da der Knecht des Herrn Kommen vernahm, da kam über ihn dermaßen Furcht, und er wußte nicht, wie er ſich gebärden ſollte, und fragte die Frau um Rath. Die hieß ihn unter das Bett ſchlüpfen, und ließ darnach den Ritter ein, und der fragte die Frau, ob ſein Knecht nicht bei ihr geweſen wäre. Da ſprach ſie: er iſt hier geweſen und habe ich ihn im Zorn von mir abgefertigt, daß er eine ſolche Botſchaft an mich fürbaß getragen hat. Auch hätte ich Euch nicht zugetraut, daß Ihr eine ſolche Sache einem Knechte anvertrauen würdet. Da der Ritter der Frauen Ernſt vernahm, da kam ihm der Gedanke ein, daß er ſie beruhigen möchte, und in der Zeit, daß der Ritter bei der Frau war, kam auch ihr Mann an das Thor, und jener wußte nicht, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Da ſprach die Frau: ziehet Euer Schwert und laufet gegen meinen Mann an, als ob Ihr ſehr zornig ſeyet, und gebt ihm keine Antwort. Das that der Ritter alſo. Des nahm den Ritter Wunder und er fragte, was der Ritter geſucht habe. Da ſprach ſie: ſein Knecht iſt auf meine Erlaubniß hereingelaufen, den habe ich unter meinem Bette ver-

borgen und den hat er gesucht. Und da das ihr Ehemann vernahm, da dankte er seiner Frau, daß sie dem Knechte also das Leben gefristet hatte.

Siebente Erzählung.

✱

Von einem Manne, der nur einen Sohn hatte.

Es war zu Rom ein Mann, der hatte nur einen Sohn, und da er starb, da ließ er dem Sohne nichts weiter als ein Haus, das gar wohl gelegen war. Nun hatte der Knabe einen Nachbar, der hätte das Haus gern gehabt, aber der Knabe wollte es nicht verkaufen und lebte desto kümmerlicher. Da das der Nachbar sah, dachte er nach, wie er einen Grund fände, daß er den Knaben von dem Hause brächte, und kam eines Tages und bat den Knaben, daß er ihm gönnte, daß er zehn Tonnen Oels in seinem Hause auf eine kleine Zeit in einem Winkel stehen lassen könnte. Der Knabe versah sich aber dabei keiner Gefahr und erlaubte ihm das. Des ward der Ungetreue froh und schickte bald, daß man das Oel brächte. Nun hatte der falsche Ungetreue die Tonnen nicht ganz gefüllt und waren sie halb leer, und er setzte sie in eine Kammer und behielt dazu den Schlüssel. Und das stand nun allda nachher wohl über ein halbes Jahr. Da brachte er denn alte Leute mit, die das Oel kaufen sollten, und da er zu dem Oele kam, da schrie er mit lauter Stimme: Waffen herbei gegen den Böswicht, dem ich meine Habe anvertraut habe. Und er eilte alsbald zu dem Richter und klagte ihm, wie ihm der Knabe sein Oel gestohlen habe, das er auf Treue und Glauben in sein Haus gelegt. Der Richter

ging nun den Knaben an, der bat ihn aber um einen Tag Frist, die ihm auch gewähret ward. Darauf ging der Knabe mit großem Leid zu einem weisen Manne, der in der Stadt seinen Wohnsitz hatte, und klagte ihm seine Noth. Der verhieß ihm Hilfe und sprach, er solle sich freiwillig stellen. Von ihm ging aber der Knabe zum Richter, der ihn gefangen legte. Am folgenden Morgen früh führte man ihn vor Gericht, zu welchem auch der weise Mann kam, der ihn so wohl getröstet hatte, und als nun auch die Frage an diesen kam, da sprach er: mir scheint es gut zu seyn, daß Ihr hinschickt und das Oel beschauen laßt. Ist dieses nun so, daß man in den halbvollen Fässern mehr trübes Oel findet, als in den vollen und die Spuren desselben bis an den Rand hinauf gehen, so ist das Oel gestohlen worden, sind aber dagegen in denselbigen Fässern nur so weit Spuren des Oels zu sehen, als dessen Oberfläche bis jetzt noch reicht, so besteht der Knabe und der Andere ist als falsch erfunden. Darin folgte man ihm sogleich, und da fand man, daß die halben Fässer nur so weit Ränder zeigten, als ihr Maaß noch ging; und wie das der Richter vernahm, da urtheilte er, daß man den Kläger hinge, und den Knaben machte er zum Herrn aller seiner Habe.

Achte Erzählung.

✻

Vom Kaiser Octavianus.

Einst herrschte der gewaltige Octavianus zu Rom, der hatte sein Weib um dreierlei Sachen Willen, die sie an sich hatte, lieb. Zum ersten, weil sie ihm getreu war, zum andern, weil sie schön war, und zum dritten, weil sie beständig und gehorsam war. Nun geschah es in einer

Nacht, als sie zu Bette lag, daß er gedachte nach dem heiligen Grabe zu ziehen, und des Morgens früh rief er die Kaiserin und seinen Bruder vor sich und sprach: Frau, ich habe mir vorgenommen eine kleine Zeit von hinnen zu ziehen: nun traue ich Dir so wohl, daß ich Dir Alles, was ich habe, befehle, und will Dir dazu keinen Obmann setzen, als meinen Bruder, der soll thun nach Deinem Gebot Alles, was Du nicht selbst magst, und er soll Dir gehorsam und unterthänig seyn. Und er schickte sich nachher in der Kürze darzu an, und zog mit einem schönen Gefolge seine Straße, und seine Frau hielt das Reich indessen alle Zeit gar ordentlich zusammen. Nun ward des Kaisers Bruder aber von der Liebe zu dieser Frau so sehr gefangen, daß er sich versah, es müsse sein Tod werden, so er nicht an ihr seine Lust büßen könnte. Nun kam es eines Tages, daß er die Frau allein fand, so daß Niemand bei ihr war: da hub er an und sagte ihr sein Leiden. Und da nun die Frau seine ungetreue Bitte vernahm, da ward sie davon erzürnet und sprach, wie er so ungetreu und falsch sey, daß er seinem Bruder die Treue brechen wolle, der ihm doch so wohl getrauet, und an sie ein solches Begehren gerichtet habe, das an ihm nicht ungerochen bleiben könne. Wie er das hörte, da schied er traurig und niedergeschlagen von ihr, ließ jedoch nicht von ihr ab, und wie er doch seinem Wunsche eine Statt bereit machte, so kam er wieder zu ihr und sagte ihr, was Leidens er habe. Und da nun die Frau fand, daß er von seiner Thorheit nicht lassen wolle, da legte sie ihn gefangen und behielt ihn da bis an des Kaisers Ankunft. Und da er nun vernahm, daß der Kaiser sein Bruder kommen solle, da gedachte er bei sich selbst: so mich mein Bruder hier gefangen findet und meine Schuld an seiner Frau erfährt, so bin ich ein Kind des Todes. Und er überzeugte sich davon und sandte nach der Frau, daß sie zu ihm käme,

er habe ein klein wenig mit ihr zu reden. Das gewährte ihm die Frau und kam, und da er ſie ſah, da ſprach er: O Frau, um Gott bitte ich Euch, mir Erbarmen widerfahren zu laſſen, laßt mich aus dieſer Noth, denn wenn mich mein Herr findet und meine Schuld an Euch erfährt, ſo bin ich ein Kind des Todes. Da die Frau nun ſein heißes Flehen erhört hatte, ſo befahl ſie, man ſolle ihn loslaſſen, ſchickte ihn in's Bad und ſandte ihm darnach ſogar neue Kleider zu. Hierauf ſprach ſie zu ihm: wohlan, der Kaiſer iſt in der Nähe, wir wollen ihm entgegenreiten. Da machte er ſich auf, und als ſie ſo mit einander ritten, da kam ihnen ein Hirſch zu Geſichte und lief an ihnen vorüber, und ſobald ſie ihn erblickt hatten, eilte ihm das ganze Gefolge nach, ſo daß bei der Dame Niemand zurückblieb, als des Kaiſers Bruder. Wie der aber ſah, daß er nun allein bei ſeiner Schwägerin ſey, da erwachte ſeine alte Bosheit in ihm und er ſprach alſo zu der Frau: Frau, Du ſiehſt wohl, daß jetzund Niemand bei uns iſt, darum bitte ich Dich, daß Du mir meine Bitte jetzt noch gewähren mögeſt. Als das die Frau hörte, da überkam ſie gar großer Zorn und ſie ſprach: ich hoffe zu Gott, daß mein Leib keinem andern Manne zu Dienſten ſey, denn meinem Herrn allein. Kaum hatte aber des Kaiſers Bruder dieſes vernommen, ſo ward er ſehr erzürnt, zog ihr alle Kleider bis auf das Hemde vom Leibe und hing ſie bei den Haaren an einem Baume auf, worauf er das Pferd, welches die Frau geritten hatte, laufen ließ und ſeinem Bruder entgegen ritt. Nun fügte es ſich, daß an ſelbigem Tage ein Herzog in der heißen Mittagszeit durch denſelben Wald ritt und ſeine Hunde, wie ſie die Frau erblickten, vor ihr ſtanden und ſie anbellten, bis der Herzog dazu kam. Und da er die Frau alſo hängen ſah, da fragte er ſie, wer ſie wäre und wie ſie in dieſe Lage gekommen ſey. Da antwortete die Frau: wer ich bin und wie ich hier-

herkam, das weiß Gott wohl, aber Eins bitte ich Dich, daß Du mich von diesem Baume losmachen mögest. Darauf sprach der Herzog: das will ich gern thun, und befahl, daß man die Frau löse, und als sie los gemacht worden war, schickte er sie heim in sein Haus und empfahl ihr seine Tochter, daß sie diese unterrichten und erziehen solle. Nun hatte der Herzog an seinem Hofe einen Ritter, der war sein Hofmeister und diente der Frau Tag und Nacht in der Absicht, daß sie ihm zu Willen seyn sollte. Und da er solches nun einstmal von ihr begehrt hatte, versagte sie es ihm zorniglich mit folgenden Worten, wie sie es Gott zugeschworen habe, keinen Mann zu erkennen, als den sie mit Recht erkannt hätte, und er möge sie also solcher Bitten überheben. Wie das der Hofmeister hörte, schämte er sich, daß sie es ihm so trocken abgeschlagen hatte, und er dachte nun Tag und Nacht darüber nach, wie er sie einmal in Schaden bringen könnte. Nun schlief die Frau des Nachts bei des Herzogs Tochter in derselben Kammer, worin der Herzog bei seiner Frau lag. Nun kam der Ritter einmal des Nachts in die Kammer geschlichen und sah, daß sie alle schliefen, da nahm er ein scharfes Messer und schnitt dem Kinde die Kehle ab, und gab das blutige Messer der Frau in die Hand, damit man davon abnehmen könnte, daß sie dieses Kind getödtet hätte, und ging damit seine Straße. Nun brannte aber eine Ampel alle Nächte in der Kammer, und da die Herzogin erwachte, sah sie das blutige Messer in der Hand der Frau, die neben dem Kinde lag, da sie den Arm auf die Decke gelegt hatte, und wie das die Herzogin sah, erschrack sie sehr und weckte ihren Herrn. Der sprang schnell auf und schaute nach seiner Tochter und sah, daß sie todt und ihre Kehle abgeschnitten war und das ganze Bett voller Blut. Da schrieen Vater und Mutter sehr, und da die Frau von dem Geschrei erwachte, da

sprach der Herzog zu ihr: o Du gottloses Weib, was für einen Lohn läßt Du mich für meine Treue genießen, daß ich Dich von dem Tode gerettet habe. Wozu hast Du mein armes Kind aufgezogen, daß Du dasselbe also unschuldig getödtet hast? Darüber entsetzte sich die Frau sehr und sprach: mir ist die ganze Sache durchaus unbekannt, und ich bin mir nichts bewußt. Auch ist das Messer, so lange ich lebe, nie mein gewesen, welches ich in meiner Hand gefunden habe, und ich weiß auch nicht, wie es dahin gekommen ist; darum möget Ihr mit mir thun, wie Ihr wollt. Die Herzogin bat nun ihren Herrn recht sehr, er möge sie tödten lassen, der aber sprach: ich will mich an ihr nicht schuldig machen, und hieß sie schnell von dannen gehen, auf daß sie aus seinen Augen käme. Das that nun auch die Frau mit großen Wehklagen, setzte sich auf ein Pferd und kam vor eine Stadt. Da führte man ihr einen Mann entgegen, der war ein Straßenräuber gewesen, den schleppte man nach dem Galgen, auf daß man ihn henken sollte. Da das die Frau ersah, so eilte sie hin zu ihm und fragte den Richter, ob er den Gefangenen um Geld losgeben wolle, der aber sprach, ja er sey bereit dazu. Darauf machte ihn die Frau mit Geld, was sie in Bereitschaft hatte, los, nahm ihn mit sich hinweg und sprach: Du weißt wohl, daß ich Dich vom Tode erlöset habe, darum sey mir nunmehr getreu, und das verhieß er ihr. Und da sie nun wiederum in die Nähe einer Stadt kamen, da sandte ihn die Frau voraus, daß er ihr eine Herberge bestellte, und das that der Knecht. Und als sie nun dahin kamen, da blieb sie da und hieß ihm, daß er ihr Schiffer kommen ließe, da sie über das Meer fahren wolle. Da kam nun einer, der dieselbe Straße fahren wollte, wohin sie mußte, und da sie das vernahm, da ging sie zu ihm in das Schiff und wollte mit ihm dingen. Und da der Mann ihre Schönheit sah, da bestach er den Knecht

heimlich mit Geld, daß er aus dem Schiffe ging, und da das geschehen war, da stieß er vom Lande und fuhr auf die weite See. Wie das die Frau ersah, da kam große Bestürzung über sie, und sie fragte ihn, was er im Sinne habe, der aber sprach zu ihr: entweder ich schlafe bei Dir, oder ich werfe Dich in's Meer, wo Du eines bittern Todes sterben mußt. Darüber erschrak die Frau gar sehr, und fiel an ihrem Bett auf ihre Knie und bat Gott, daß er sie behüte vor diesem sündlichen Falle. Und alsbald kam ein starker Regenschauer und ein großes Ungewitter, und riß das Schiff auseinander, doch wollte Gott Keins verderben, so daß ein Jedes auf einem Theile des Schiffes entkam, aber Eins wußte von dem Andern nichts. Da kam nun die Frau zu einer Abtei, in welcher Klosterfrauen waren, und bat daselbst um Herberge, und die Frauen nahmen sie auf und freueten sich über sie. Da blieb denn die Frau eine Zeit lang allein und studierte alle Zeit in einem Buche, das von den Kräften der Kräuter handelte, und ward darin so klug, daß ihre Kunst durch alle Länder erscholl, also daß alle Sieche nach ihr fragten, und wessen sie sich annahm, der war genesen. Nun wollte aber Gott dem Leiden, das sie lange gehabt hatte, ein Ziel setzen und sie wiederum zu Freuden bringen. Darum focht des Kaisers Bruder ein großes Gebreste an, und da das der Kaiser vernahm, da machte er sich samt seinem Hofe auf und ritt zu dem Kloster, darin er die Frau wußte. Nun begab es sich auch, daß der Ritter, der des Herzogs Kind getödtet hatte, gichtbrüchig ward an Händen und Füßen und auch zu dem Kloster kam. Dahin kam auch der Meerfahrer, der war wassersüchtig worden, und der Knecht, den sie mit ihrem Gelde vom Tode erlöst hatte, der war blind und hörte nicht mehr und kam auch in das Kloster. Und da sie nun alle dort zusammen kamen und die Hilfe der Frau begehrten, da kam die Frau, und es erkannte

ſie Keiner, und ſie ſprach, nur ſobald Jeder von ihnen vor allem Volke alle ſeine Miſſethat beichte, anders könne ſie keinen geſund machen. Da das der Kaiſer hörte, da ſprach er: damit ſoll mein Bruder anheben, und befahl ihm ſolches. Der aber ſprach: wenn dem ſo iſt, daß ich anders nicht geſund werden mag, es ſey denn daß ich alle meine Sünden verrathen habe, ſo verſehe ich mich langer Krankheit, denn wenn ich meines Bruders Sicherheit verrathen habe, wollte ich lieber dieſes Gebreſtes wirkliche Leiden ertragen. Da das der Kaiſer hörte, ward er ſehr zornig und ſprach: o Du Böſewicht, was haſt Du gethan, daß Du Dich ſo ſehr fürchteſt, daß Du lieber dieſes Gebreſtes Leiden ertragen wollteſt? Der ſprach aber: nur in dem Falle, daß Ihr mich ſicher ſtellet, anders ſage ich nichts. Da ſprach der Kaiſer: wohl, ich verſpreche Dir Sicherheit für Alles, was Du wider mich und die Meinen gethan haſt. Da das der Bruder hörte, da ſagte er, wie er der Ehre der Frau des Kaiſers nachgeſtellt habe und wie ſie ihn, da er das lange Zeit von ihr begehrt, gefangen gehalten hätte, und er ſagte alles, wie oben geſchrieben ſteht, und wie er ſie zuletzt aufgehangen habe, wo ſie aber darnach hingekommen ſey, das wiſſe er nicht. Wie das der Kaiſer hörte, da gerieth er gar ſehr in Zorn und es gereuete ihn, daß er ihm Sicherheit gewährt hatte. Und wie der Ritter, der des Herzogs Hofmeiſter geweſen war, das hörte, was des Kaiſers Bruder geſagt hatte, da ſprach er: wie ich von dieſem gehört habe, daß er Euere Frau in dem Forſte aufgehangen hat, gerade ſo hat mein Herr, der Herzog, Euere Frau gefunden und ſie ſeiner Tochter zur Erzieherin geſetzt, und da ſie mir nicht gewähren wollte, was ich von ihr begehrte, da ſchnitt ich meines Herrn Tochter die Kehle ab, daß es ſo heraus kam, als ob ſie es gethan hätte, und brachte es alſo dahin, daß ſie vom Hofe getrieben wurde. Und da ſolches der Räuber vernahm, da ſagte

er, wie ihm eine schöne Frau begegnet sey, da man ihn zu dem Galgen führte, und die habe ihn für ihr eignes Geld ausgelöset, und sagte auch, wie er ihr seine Treue gebrochen hätte. Wie das Alles der Meerfahrer hörte, da sagte er auch, wie er an der Frau auf dem Schiffe gehandelt hätte, und wie solches die Frau gehört hatte, sprach sie: sie haben Alle recht gebeichtet, und legte ihnen Arzneimittel auf, und sie wurden zur Stelle gesund. Und als solches geschehen war, da sprach sie zum Kaiser: Herr, was meinst Du, ob Du nicht wieder froh werden würdest, so Du die Frau sähest, die so viel um ihrer Keuschheit Willen erlitten hat? Der aber sprach: Ja, sicher über alle Freuden der Welt hinaus würde ich mich freuen! Da nahm sie sogleich das Tüchlein ab, mit welchem sie das Haupt umbunden hatte, und da erkannte er sie und umhalste sie mit großer Freude und führte sie darnach mit sich heim, und verbrachten sie von nun an ihre Tage seliglich mit einander.

Neunte Erzählung.

✱

Vom König Herodes, der eine schöne Tochter hatte.

Herodes war ein gewaltiger Kaiser zu Rom, der hatte eine schöne Tochter, die ihm gar lieb war, der dienete ein Ritter lange Zeit. Das verstand die Jungfrau gar wohl, und er ging eines Tages zu ihr und sprach zu ihr: edle Jungfrau, wollet mir meine Rede nicht übel vermerken, ich sagte Euch gern eine Kleinigkeit von meiner Noth, die ich wohl nicht mehr allein für mich tragen mag. Die aber sprach: sagt mir ohne alle Furcht, was Ihr wollt. Da sprach der Ritter: lange Zeit habe ich mein Leid ge-

duldig ertragen, das ich Euch nun zu wiſſen thue, da mein einziger Wunſch, daß die Treue, die ich Euch lange bewährt habe, mit Treue vergolten werde. Ich trage aber in meinem Sinn, in das Land Hiſpania zu reiten, und will meinen Leib und mein Gut dort in die Schanze ſchlagen, damit ich durch meine Tapferkeit ſo viel verdiene, daß ich Eurer würdig werde, da ich mich dermalen noch unfähig fühle, Euere Hand erhalten zu können. Nun möchte ich aber von Euch verſichert ſeyn, daß Ihr in meinem Dienſt ſieben Jahre auf mich wartet, und ſo es der Fall wäre, daß ich in dieſer Zeit nicht wieder in dieſes Land zurück käme, ſo würde das ein Zeichen meines Todes ſeyn, und thuet ſodann mit mir nach Euerem Gefallen. Die Rede gefiel aber der Jungfrau gar wohl, und ſie war bereit in ſeinen Wunſch zu willigen und verſprach ihm das bei ihrem Worte. Darnach ſchickte ſich der Ritter zu ſeinem Zuge an und zog ſeine Straße. Nicht lange darauf kam aber der König von Apulien mit großem Gefolge und bat um die Hand der Jungfrau; ihr Vater aber verhieß ſie ihm, ſandte nach ſeiner Tochter, und fragte ſie um ihren Willen. Die aber ſprach: mein Vater, Du ſollſt wiſſen, daß ich Gott gelobt habe, in ſieben Jahren keinen Mann zu nehmen, und nach der Zeit geſchehe, was Gott über mich beſchließen will. Da das ihr Vater hörte, ſo wollte er ihr nichts dawider einwenden, und ſagte es dem Könige von Apulien: der war aber bereit die ſieben Jahre auf ſie zu warten, und ſchied unter dieſer Bedingung von dannen. Und da die Zeit kam, daß die ſieben Jahre nun ſchier ein Ende nehmen ſollten, da ſchickte er ſich wiederum mit allem ſeinen Gefolge feierlich zu ſeiner Fahrt an und zog ſeine Straße auf dem Wege gen Rom. Nun kam aber der Ritter unſerer Geſchichte auf dieſer Fahrt zu dem König, und ſie ritten mit einander dahin: es begab ſich aber eines Tages, daß es gar ſehr regnete und der Ritter hatte einen

guten Mantel und einen Hut. Allein der König ward durch und durch naß, da er weder Mantel noch Hut hatte, und da das der Ritter gewahr wurde, da ſprach er: Ihr ſeyd nicht ſehr klug geweſen, daß Ihr Euer Haus nicht mit Euch genommen habt, da wäret Ihr nicht naß geworden. Wie das der König hörte, da däuchte ihm die Rede wunderlich, und er ſprach: ich höre wohl, daß Du ſonderbar redeſt, da mein Haus wohl etwas zu groß ſeyn dürfte, alſo daß ich es nicht mit mir hinwegführen mag. Und ſie ritten alſo ihres Weges dahin und kamen an eine große Lache: da ritt der König voran hindurch, und wie er hinein kam, war die Lache ſo tief, daß das Pferd mit ihm bis auf den Grund ging, und er ſich gar ſehr beſudelte. Wie das der Ritter ſah, ritt er ganz trocken um die Lache herum und ſprach zu dem König: Ihr habt unweiſe gehandelt, daß Ihr Euere Brücke nicht mit Euch hierher geführt habt, dann hättet Ihr Euch jetzt nicht beſchmutzt. Die Rede ſchien Jenem ganz unnütz zu ſeyn, und er ſprach zu ihm: Du biſt ein Thor und willſt mich als ſolcher tadeln: wie möchte ich meine Brücke mit mir führen? Die iſt ja eine halbe Meile lang und von Steinen gemauert. Jedoch verantwortete er ſich weiter nicht gegen ihn und ſie ritten weiter. Da konnten ſie aber kein Haus finden, wo ſie etwas hätten zu eſſen bekommen können, und der Ritter bat den König bei ſich zu Tiſche, und ſie ſetzten ſich auf die Erde nieder, und der Ritter gab dem König Käſe und Brot, welches er in einem Ranzen bei ſich geführt hatte, und gab ihm auch aus einer Flaſche zu trinken. Wie nun der König zur Genüge gegeſſen hatte, da ſprach der Ritter: Ihr thut gar nicht wohl, daß Ihr nicht aller Wegen Vater und Mutter mit Euch führt. Da ſprach der König: meine Mutter iſt ſo alt, daß ich ſie ihrer hohen Jahre wegen nirgends mitnehmen kann, und mein Vater iſt ſchon ſeit langer Zeit todt, ſo daß ich ihn auch nicht bei mir

ter und Mutter mit sich nehme, wenn er über Land reite. Das deutete ihm der Kaiser auch und sprach: er hat damit gemeint, er solle nicht ausziehen, wenn er nicht Wein und Brot bei sich führe. Als er also gesprochen hatte, lobte er den Ritter um seiner Weisheit Willen und fragte jenen, wo er ihn gelassen habe. Da sagte der König, er habe sich nahe bei der Stadt mit folgenden Worten bei ihm beurlaubt, es seyen nun sieben Jahre, daß er in einem Netze gefangen liege, er wolle also zu demselben hinreiten, und wenn er es noch in eben dem Zustande finden werde, als er es hingelegt habe, so wolle er es mit sich hinweg führen, so es aber zerrissen und zerbrochen sey, so wolle er es liegen lassen und sein nicht mehr achten. Da das der Kaiser hörte, schrie er mit lauter Stimme: weh mir über mein Herzeleid. Dieses Netz ist meine Tochter, ich fürchte, ich habe sie verloren. Er eilte also hinweg und sandte nach ihr, allein sie ward nicht gefunden, denn sie war schon lange mit dem Ritter von dannen gezogen. Wie aber die Boten kamen und das dem Kaiser sagten, da sprach derselbe: merkt auf, dieser Ritter hat mich und Euch betrogen, darum sehet Euch nach einem andern Weibe um. Da schied der König traurig von dannen und der Ritter behielt die Jungfrau in allen Frieden.

Zehnte Erzählung.

✱

Von dem Kaiser Lucio.

Einst herrschte der gewaltige König Lucius zu Rom, der eine schöne Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Nun war ein Ritter an seinem Hofe, der alle seine Dienste der Jungfrau weihete; nun kam es aber eines Tages, daß er sie allein in einem Fenster sitzen fand, und er sprach also

zu ihr: edle Jungfrau, lange Zeit habe ich meine Liebe für Euch dem Wind und Wetter ausgeſetzt, und Ihr habt das Alles nicht bedenken wollen. Nun will ich aber auch mein Gut um deſſelbigen Willen auf's Spiel ſetzen, damit ich Euere Gunſt verdienen möge, und bitte Euch, daß Ihr mir ſaget, was ich darum thun ſoll, auf daß Ihr mir geſtattet, daß ich eine Nacht bei Euch ſchlafen darf. Da vertröſtete ſich die Jungfrau auf ihre Kunſt und forderte tausend Mark. Des war der Ritter froh und brachte ihr das Geld. Da führte ihn die Jungfrau verſtohlen in ihre Kammer und hieß ihn ſich niederlegen, und ſo wie er in das Bett kam, da ſchlief er ein und ſchlief die ganze Nacht hindurch. Am Morgen aber ſtand die Jungfrau auf und weckte den Ritter; der aber erſchrak ſehr, daß er alſo Alles verſchlafen hatte, und bat die Jungfrau, daß ſie ſich wieder zu ihm legen ſolle, die aber wollte ihm ſolches nicht gewähren. Da dung er mit ihr um die andere Nacht und gab ihr abermals tauſend Mark, und da er des Nachts in ihr Bett kam, entſchlief er abermals und Alles ging wie zuvor. Da ſie ihn aber des Morgens früh aufweckte, erſchrack er gar ſehr und that ſehr kläglich und bat die Jungfrau, daß ſie ſich wieder zu ihm legte. Das verſagte ſie ihm aber gar zorniglich, und da er merkte, daß ihm all ſein Bitten nichts half, dung er wiederum um die dritte Nacht für tauſend Gulden, und ſchied alſo traurig von ihr und ging zu einem Kaufmann und bat ihn, er ſolle ihm tauſend Mark auf ſeine Habe leihen. Das wollte der Kaufmann jedoch nicht, aber Eins, wenn ihm das gefiele, wolle er für ihn machen, daß er ihm das Verſprechen gäbe, wenn er innerhalb drei Tagen ihm die tauſend Mark nicht entrichten könne, ihm alsdann ein ſchwer Stück Fleiſch von ſeinem Leibe ſchneiden zu laſſen, wo er es nur haben wolle, und er ſolle ihm einen Brief darüber geben, der mit ſeinem Blute geſchrieben ſey. Dieſes Pfand

und Gelübde nahm der Ritter an und gab ihm darüber einen Brief, ſo wie er begehrt hatte. Hierauf gab ihm der Kaufmann das Geld, und er ging mit demſelben gen Hofe und begab ſich zu der Jungfrau. Unterwegs aber begegnete ihm ein weiſer Philoſophus, der ſprach alſo zu zu ihm: es nimmt mich Wunder, daß Ihr alſo einfältig ſeyd, dem zu trauen, der Euch ſchon zweimal betrogen hat. Da fragte ihn der Ritter, wie er das meine. Da ſprach jener: die Jungfrau, bei welcher Ihr zwei Nächte geſchlafen habt, hat einen Brief in ihrem Bette, durch welchen Ihr alle Nächte eingeſchlafen ſeyd, und doch geht Ihr abermals zu ihr. Nun rathe ich Euch aber ungebeten, wenn Ihr nicht verderben wollt, daß Ihr dieſe Nacht, wenn Ihr Euch ſchlafen legen ſollt, unter das Kopfkiſſen in dem Bette greifen möget, da findet Ihr einen Brief, den ziehet heraus und werft ihn von Euch, ſo weit Ihr könnt; darauf leget Euch nieder und thut, als ob Ihr auf der Stelle eingeſchlafen wäret, da wird ſich die Jungfrau ſogleich zu Euch legen. Wie das der Ritter vernahm, dankte er dem Meiſter gar ſehr und ging zu der Jungfrau und gab ihr das Geld. Da wieß ſie ihn in ihre Kammer und hieß ihn ſich niederlegen. Das that er, vergaß aber das nicht, was ihn der Meiſter gelehrt hatte, und wie die Jungfrau das gewahr worden war, daß er eingeſchlafen ſey, da legte ſie ſich zu ihm, er aber griff ſie an und drückte ſie an ſich und ſprach: Frau, es ziemt ſich, daß ich mein Geld nicht alſo unnütz verlieren ſoll. Des erſchrack die Jungfrau gar ſehr und bat ihn mit heißen Zähren, er ſolle ſein Geld alles wieder nehmen, ſie aber in Frieden laſſen. Des wollte er ſie aber nicht erhören und ſprach: nicht allein mein Geld, ja alle Habe Eueres Vaters nähme ich darum nicht an. Und alsbald überwältigte er ſie und vollbrachte ſeinen Willen an ihr. Aber in demſelben Augenblicke ward auch das Herz der Jung-

frau so verwandelt, daß er ihr gar hold wurde, und sie behielt ihn eine ganze Woche bei sich in ihrer Kammer, ohne daß Jemand darum wußte. Aber mitten unter diesen Freuden vergaß er das Gelübde, welches er dem Kaufmanne gethan hatte, und als er daran gedachte, da erschrack er sehr und begann kläglich zu weinen. Da fragte ihn die Jungfrau, warum er also thue und was ihm geschehen sey. Da sagte er ihr, wie er sich gegen den Kaufmann verpflichtet und wie er nun den Tag versäumt habe, und das sey die Ursache seiner Klagen. Da tröstete ihn die Frau und sprach: gehe zu ihm und biete ihm sein Geld an, und ist es, daß er es nicht nehmen will, so frage ihn, was er denn von Dir haben will und komme dann zu mir, daß ich es Dir geben kann. Das that der Ritter und ging zu dem Kaufmann und bat ihn, er solle sein Geld nehmen, der aber wollte ihn schlechterdings nicht erhören und sprach, er wolle sich an seinen Brief halten und nicht anders thun, und führte ihn sogleich vor den Richter. Nun war aber das Recht des Gesetzes, daß wozu sich einer willig verbunden hatte, das mußte er also ausrichten. Es hatte aber die Frau Boten ausgesandt, die nachsehen und sich erkundigen sollten, wie es ihm erginge. Die kamen aber zu ihr zurück und sagten ihr, er stehe gefangen vor Gericht. Das erschreckte sie sehr und sie legte eilig Mannskleider an, setzte sich auf ein Pferd und ritt zu dem Gerichte und ward von Jedermann für einen Ritter gehalten. Da ging sie zu dem Kaufmann und fragte ihn, ob er Geld nehmen und sich seines Zornes gegen den Ritter abthun wolle. Das wollte der Kaufmann aber nicht erhören, und da die Frau vernahm, daß ihr kein Gut bei ihm helfen möge, da sprach sie: wohlan, da sich dieser Ritter des verbunden hat, so soll er seinem Versprechen also nachkommen. Nun wisset Ihr wohl, daß des Gesetzes Recht ist, wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut

ſoll wieder vergoſſen werden. Nun hat ſich dieſer Ritter verbunden, daß, ſo er den geſetzten Tag verſähe, man ihm dann ein ſchwer Stück Fleiſch von ſeinem Leibe ſchneiden könnte, wo Ihr es haben wolltet. Nun iſt der Ritter bereit ſeinem Gelübde nachzukommen, aber Du mußt das ſo machen, daß Du ſein Blut nicht vergießeſt. So Du aber doch ſein Blut vergießen wirſt, ſo wird billig erkannt, was Du ihm dafür ſchuldig biſt. Da das der Kaufmann vernahm, hätte er ſein Geld gern genommen. Da ſprach aber die Frau: nein, das geſchieht nun nicht, da Du es vorher nicht haſt annehmen wollen, und rufte den Richter darum an, daß er ſage, was Rechtens wäre. Die entſchieden aber allerſeits, daß der Kaufmann ſchneiden dürfe, vom Blutvergießen aber nicht die Rede ſeyn könne, und der Ritter alſo billig zu entlaſſen ſey. Wie jene das vernahm, dankte ſie dem Richter und zog alſo von dannen, ritt wieder an ihren Hof, legte das Gewand von ſich und kleidete ſich wieder in ihre Kleider, als ob ſie gar nicht fort geweſen wäre. Während der Zeit kam auch der Ritter zu ihrem Hofe und begab ſich zu der Frau; die fragte ihn, wie es ihm gehe, ob er ſich mit dem Kaufmann vertragen hätte, und er hub an und ſagte ihr Alles, wie es ihm vor dem Richter ergangen war und wie ein Ritter gekommen ſey, der allen Leuten unbekannt geweſen wäre, der habe ihn mit ſeiner Weisheit vom Tode errettet. Da fragte ihn die Frau, warum er ihn nicht mit an den Hof gebracht hätte, er aber ſagte, er ſey allſogleich von dannen gezogen, und ſie wüßten nicht, wohin er gekommen ſey, Eines aber wiſſe er, daß er alle ſeine Tage nie einen klügeren Ritter geſehen habe. Da ſprach ſie: ſo Du den Ritter ſäheſt, iſt es Dir ſo, als ob Du ihn dann erkennen würdeſt? Er aber ſagte: ja wohl. Da eilte ſie in ihre Kammer und legte die Kleider wieder an, die ſie vorher angehabt hatte, und trat alſo vor ihm hin. Da erkannte er, daß ſie es ge-

Zwölfte Erzählung.

Von einem klugen Meister der schwarzen Kunst.

Es lebte zu einer Zeit in Rom ein gar kluger Meister der schwarzen Kunst, der hatte einen jungen Schüler, der Tag und Nacht mit allem Fleiße darnach aufstellte, wie er jenem das Buch stehlen möge, worin alle seine Kunst geschrieben war. Nun begab es sich aber eines Tages, daß der Meister vom Hause weggeritten war, da nahm der Jüngling das Buch und zog damit seine Straße. Wie nun der Meister zu Hause kam und vernahm, daß der Schüler mit samt seinem Buche fort war, da brachte er es mit seiner Kunst zu Wege, daß er an die Straße kam, welche der Jüngling gezogen war, und eilte ihm behendiglich nach, und als er ihn schier eingeholt hatte, da ersah ihn der Jüngling. Der aber erschrack sehr und eilte mit dem Buche unter eine Brücke. Da ging der Meister oben darüber hin und ward sein Buch also los, mit welchem ihm sein Knecht entlief.

Dreizehnte Erzählung.

Eine schöne Rede von Diocletiano, Domiciani Sohn*).

Einst war der gewaltige Kaiser Domicianus in Rom, der hatte gar ein schönes Weib, die ward von ihm mit

*) Ist eine besondere Redaction des Volksbuches von den

einem Sohne schwanger, der ward Diocletianus genannt. Da nun der Knabe sieben Jahre alt war, da ward des Kaisers Frau gar krank, so daß sie wohl verstand, daß sie nicht wieder genesen konnte. Da sandte sie nach dem Kaiser, und als derselbe zu ihr kam, da sprach sie: Herr, ich spüre wohl, daß ich von diesem Gebreste nicht davon kommen kann, ich muß sterben. Nun habe ich eine Bitte an Dich vor meinem Tode, und solche gewähre mir. Da sprach der Kaiser: Frau bitte, was Du willst, es sey Dir gewährt. Da sprach sie: ich weiß, daß Du nach meinem Tode eine andere Frau nehmen wirst, nun bitte ich Dich, daß Du nicht gestattest, daß sie Gewalt über meinen Sohn habe. Das verhieß ihr der Kaiser sogleich, und nach dieser Rede starb sie. Da klagte der Kaiser sehr und wollte lange Zeit kein anderes Weib wieder nehmen. Nun dachte er aber eines Nachts darüber nach, wie er mit seinem Sohne leben sollte, und am andern Morgen rufte er alle seine Edelleute zusammen und fragte sie um Rath, wie er seinen Sohn unterrichten lassen solle. Da riethen sie ihm sieben Philosophen an, die Meister wären in aller Kunst, die in dieser Welt sey, die seyen zu Rom, und denselben solle man den Knaben anbefehlen. Darin ward ihnen gefolgt, der Kaiser sandte nach ihnen, und als sie kamen, befahl er ihnen seinen Sohn auf ihr Wort, daß sie den Knaben also unterrichteten, daß er nach seinem Tode das Reich weislich regieren möge, das verhießen sie ihm auch waren des gar froh, daß sie den Knaben in ihrer Pflege haben sollten. Da es nun also geschehen war, da nahmen sie den Knaben und führten ihn mit sich hinweg. Nun wendeten die Meister aber solchen Fleiß auf den Unterricht des Knaben, daß, als sieben Jahre um waren, sie ihn versuchen wollten, wie er ihnen auf ihre Fragen antworten

---

sieben Meistern: das Zeichen ⊙ deutet an, daß diese oder jene Geschichte auch in demselben zu finden ist.

könnte. Da rieth einer von ihnen, der hieß Tantillus, daß man in jedem Winkel seines Bettes ein Lorbeerblatt legen solle. Also geschah es, und da er erwachte, da blickte er gleich über sich in die Höhe. Da fragten ihn die Meister, was er gesehen habe. Da sprach er, entweder die Höhe oder der Boden ist niedrig geworden, oder die Erde unter meinem Bette ist höher gewachsen, denn sie zuvor gewesen ist. Wie das die Meister hörten, da sprachen sie: sollte der Knabe leben bleiben, wird er groß an Weisheit werden und uns weit übertreffen. Während der Zeit hatten die Herren seines Landes mit dem Kaiser also geredet: Herr, Du weißt wohl, daß Du nur einen Sohn hast, es könnte möglich seyn, er stürbe eher denn Du. Darum gefällt es uns wohl, daß Du wieder ein Weib nimmst, damit Dein Reich nicht ohne Erben bleibe. Des ließ er sich überreden, und es ward ihm von einer schönen lieblichen Jungfrau gesagt, die nahm er zum Weibe, und vergaß nun alsbald seiner ersten Frau, und sie lebten also lange Zeit mit einander in großen Freuden. Nun konnte aber die Frau während der Zeit gar nicht schwanger werden, und das wurde ihr gar leid. Nun hörte sie auch, wie der Kaiser einen Sohn in der Fremde hätte, und dachte darauf, wie sie es zu Wege brächte, daß sie ihn sehen könne. Und sie bat den Kaiser eines Nachts gar eifrig um eine Gunst, die er ihr gewähren solle, und sie überredete ihn, daß er ihr solches zusagte. Da sprach sie: ich habe vernommen, Du hast einen Sohn in der Fremde, auf den habe ich nun meinen Sinn gestellt, da ich selber keine Kinder haben soll. Ich bitte Dich also, daß Du nach ihm sendest, auf daß ich seiner ansichtig werde. Das ward ihr gewährt. Der Kaiser sandte also einen Brief an die Meister, sie sollten nicht ablassen, den Knaben mit zu Hofe zu bringen. Wie nun die Meister des Kaisers die Botschaft vernommen hatten, begaben sie sich alle an

einen geheimen Ort und lugten nach den Gestirnen, ob die Zeit darzu gut wäre, daß sie mit dem Knaben an den Hof zögen. Da sahen sie an dem Firmamente, daß, so sie den Knaben in dieser Zeit hinbrächten, würden sie alle geköpft und der Knabe auch getödtet werden. Des wurden sie gar sehr betrübt, und da der Knabe zu ihnen kam und sie fragte, warum sie so traurig wären, da sagten sie ihm, wie sein Vater nach ihm gesendet habe, und wie sie darüber nach den Gestirnen geschaut hätten: da sähen sie aber nichts Anders, als daß, wenn sie mit ihm zu Hofe zögen, sie alle sterben müßten. Da lugete er selber auch nach den Sternen, und sah, daß sie Recht hatten, allein er sah auch an einem kleinen Sterne, daß, so er sich sieben Tage lang, nachdem er zu seinem Vater gekommen wäre, des Redens enthielte, so würden sie zwar alle zum Galgen geführt werden, aber doch mit großer Mühe freigemacht, daß er nicht getödtet würde. Und da er das sah, da zeigte er den Meistern den kleinen Stern auch und sagte ihnen, wie ein jeder von ihnen ihn einen Tag vom Tode freimachen werde. Wie das die Meister hörten, da freueten sie sich des gar sehr, daß ihr Jünger zu solcher Weisheit gelangt wäre. Darnach bereiteten sie sich nicht erst lange, sondern ritten gen Rom zum Kaiser. Wie das der Kaiser vernahm, da ritt er seinem Sohne mit großer Heeresmacht entgegen, und als er zu ihm kam, küßte er ihn und fragte ihn, wie er sich befunden habe. Darzu schwieg er und gab ihm keine Antwort. Des wunderte sich der Kaiser gar sehr, und sie ritten doch nach der Veste, und als sie in dieselbe gekommen waren, da ging ihm die Kaiserin entgegen, empfing ihn und führte ihn bei der Hand in ihre Kammer und setzte den Knaben neben sich und sprach: o mein lieber Diocletiane, Du sollst wissen, daß mich große Liebe darzu gebracht hat, daß ich mich nach Dir gesehnet habe, wiewohl ich Dich niemals gesehen habe. Um derselben Liebe Willen rede mit mir, und so wollen wir fröh-

Ich mit einander leben, wenn Niemand bei uns ist, der es sieht. Das achtete der Knabe aber Alles nicht und kehrte sein Angesicht von ihr. Da also ihre Rede bei ihm nichts helfen wollte, zeigte sie ihm ihre Brust und entblößte ihren Leib und sprach: siehe an, was für einen schönen Körper ich habe, mit welchem ich Dir zu Diensten seyn will, den Du billiglich mit Liebe aufnehmen solltest. Das achtete er aber Alles nicht und wollte von ihr hinweggehen. Da sprach sie: weil Du denn mit mir nicht reden willst, so nimm hier diese Schreibtafel und thue mir damit Deinen Willen kund. Das that er und nahm die Tafel und schrieb darauf, das soll nicht geschehen, daß ich jemals eine solche That thue, womit ich meinen Vater seiner Ehre beraube und die Liebe zwischen Euch Beiden störe, darum begehret solches nicht und überhebet mich einer solchen Bitte. Wie sie das gelesen hatte, was auf der Tafel geschrieben stand, da riß sie ihre Kopfbinde vom Haupte und zerkratzte sich das Gesicht unter den Augen und schrie laut nach Hilfe. Und wie der Kaiser das Klaggeschrei seiner Frau hörte, lief er schnell in ihre Kammer und viele Ritter folgten ihm nach, daß sie sähen, was der Frau zugestoßen wäre. Und wie er zu seiner Frau kam, da fragte er sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, jener habe ihr ihre Ehre rauben wollen, und da sie ihm das nicht habe gestatten mögen, habe er sie mit Gewalt überfallen, und so zeigte sie ihm ihr Gewand und ihr Angesicht, das ganz zerrissen war. Das erzürnte den Kaiser sehr und er befahl seinen Schergen, daß sie ihn hinführten und ihn aufhingen. Da ward ihm aber gerathen, man solle ihn lieber ins Gefängniß legen, weil man keinen Menschen ungerecht tödten dürfe. Darin folgte er auch, und der Knabe ward in einen Kerker geführt und des Morgens vor Gericht gebracht: da ward geurtheilt, man solle ihn tödten. Man führte ihn also hin zum Galgen

und es weinte Jung und Alt, und sie sprachen: wehe, das ist des Kaisers einziger Sohn, soll der also getödtet werden, das ist sehr schlimm. Und da man ihn also dahin führte, da begegnete ihm sein erster Meister, und da er zu ihm kam, da legte ihm der Knabe sein Haupt an seine Brust und sprach: gedenke meiner, so Du zu meinem Vater kommst. Da sprach der Meister zu den Schergen, sie sollten innehalten und nicht eilen den Knaben zu tödten, er hoffe zu Gott, er wolle ihn frei machen. Des waren Alle froh und warteten darauf, ob der Kaiser den Tod seines Sohnes widerrufen werde. Da eilte der Meister zu dem Kaiser, und da er zu ihm kam, da kniete er nieder und grüßte ihn. Da sprach der Kaiser mit großem Zorne saget an, habe ich Euch nicht meinen Sohn zur Wohlredenheit überantwortet, der ist nun stumm, und darzu habt Ihr ihn so erzogen, daß ich befohlen habe ihn zu tödten, und also soll es mit Euch auch geschehen. Da sprach der Meister: das weiß Gott, daß er in unserer Pflege wohl geredet hat, und es ist für uns unglaublich so etwas zu hören, da er solche Dinge vorher nie gepflegt hat. Aber Eins sage ich Euch, so Ihr Eueren Sohn nach der Aussage Eueres Weibes tödtet, so wird es Euch übler ergehen, wie dem Ritter, der seinen Vogelhund tödtete nach dem Worte seines Weibes, der ihm sehr lieb war, was ihm nachher sehr gereuet hat. Da bat ihn der Kaiser, daß er ihm sage, wie das geschehen sey. Da sagte der Meister: ich sage es Euch nicht, es sey denn, daß Ihr den Tod Eueres Sohnes widerrufet, so daß er heute nicht getödtet wird: denn wenn ich es Euch so sage, so wird der Knabe nun getödtet. Darum schicke hin und befiehl, daß man ihn nicht tödte, und lege ihn in einen Kerker, und was Ihr nachher zu thun gedenkt, das machet. Des folgte ihm der Kaiser und befahl, daß man ihn gefangen setze und nicht tödte. Da hub der Meister an und sagte:

Von einem Ritter.

Es lebte einſtmals ein edler Ritter, der hatte nur einen einzigen Sohn, den hatte er ſo lieb, daß er ihm drei Ammen anſchaffte, die ſein pflegeten. Er hatte aber auch einen Falken und einen Vogelhund, den er gar lieb hatte. Es hatte aber der Hund die Tugend, daß, wenn der Ritter zu einem Strauß ausreiten wollte und es ihm wohl gelingen ſollte, er vor ihm herlief, wenn er zu Roſſe ſaß, und ſprang und war gar fröhlich, ſollte es ihm aber übel ergehen, ſo fiel der Hund dem Pferde in den Zügel und hielt ihn feſt und ſchrie. Daran erkannte der Ritter wohl, ob er reiten oder daheim bleiben ſolle, und darum war ihm der Hund deſto lieber. Nun geſchah es aber einſtmals, daß der Ritter zu einem Turniere ritt, und eines Tages gingen die Ammen alle aus dem Hauſe, ſo daß Niemand darinnen blieb, nur der Hund lag bei dem Kinde, das in einer Wiege lag. Da kroch eine gräßliche Natter herbei und wollte das Kind tödten, das erſah aber der Falke, und er flatterte ſo ſehr hin und her, daß er den Hund aufweckte, und als der Hund die Natter erblickte, machte er ſich auf und lief gegen ſie an, und ſie ſtritten ſo lange mit einander, bis der Hund die Natter tödtete. Es hatte aber die Natter den Hund gebiſſen, daß er blutete, und die Erde bei der Wiege gar blutig war; von dem Streite aber, den ſie mit einander gehabt, hatten ſie die Wiege umgeſtürzt, allein dem Kinde war doch kein Leid geſchehen. Wie nun der Hund die Natter getödtet hatte, da legte er ſich zu der Wand nieder und leckte ſeine Wunden. Darnach kamen alsbald die Ammen wieder nach Hauſe, und da ſie ſahen, daß die Wiege umgeſtürzt da lag und der Hund am Maule blutig war, da meinten ſie, er habe das Kind getödtet und liefen alle davon. Da

begegnete ihnen aber die Frau vom Hause und fragte sie, was ihnen wäre. Da sagten sie, während sie ausgewesen wären, da wäre der Hund gekommen, der dem Herrn so lieb sey, und habe das Kind getödtet. Wie das die Frau hörte, eilte sie klagend nach Hause, aber die Ammen machten sich weiter fort auf die Flucht. Während der Zeit kam der Ritter und fand seine Frau weinend, die noch nicht hinein gekommen war, und er fragte sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, sein Hund, der ihm so lieb wäre, habe ihr Kind gebissen und getödtet. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und eilte zornig in sein Haus, und wie der Hund ihn kommen hörte, da lief er ihm entgegen und spielte um seine Füße herum. Da ward der Ritter voller Zorn, zuckte das Schwert und stach den Hund zu Tode, und dann ging er hin und wollte das Kind beschauen. Da fand er es aber gesund und wohlgemuth in der umgestürzten Wiege und sah die Natter todt und zerrissen bei derselben liegen. Da merkte er wohl, daß der Hund dieselbe um des Kindes Willen getödtet und dem Kinde das Leben erhalten hatte, und darum gereuete es ihn sehr, daß er dem Worte des Weibes geglaubt und dem Hunde seine Treue vergolten hätte. Wie das der Kaiser hörte, ward er dem Sohne wieder ein wenig gnädiger gesinnt, allein darnach am andern Tage kam seine Frau und fragte, warum er die Hinrichtung seines Sohnes widerrufen hätte, und sprach: wollt Ihr der süßen und schmeichlerischen Rede der Meister folgen, so wird es Euch ergehen, wie einem schönen Schweine, welches nur durch Jucken, das ihm so lieblich deuchte, getödtet ward. Da fragte sie der Kaiser, wie das gekommen wäre, und sie sprach: nur so Ihr schafft, daß der getödtet werde, welcher meine Ehre also gefährdet hat, anders sage ich es Euch nicht. Wie das der Kaiser hörte, verlangte es ihn sehr darnach das zu wissen, und er verhieß ihr, daß er ihn tödten lassen wollte, da sagte sie also:

(72)

Vor Zeiten war hier in der Nähe in einem Walde ein gar ſchönes Wildſchwein, das war ſo ſtark, daß ihm Niemand widerſtehen konnte. Nun hütete einmal ein Hirt in demſelben Walde, und auf einmal ſah er das Schwein von fern, wie es auf ihn los kam. Darüber erſchrack er gar ſehr und kletterte ſchnell auf einen Baum. Da kam das Schwein unter den Baum und fraß die Aepfel, die von dem Baume herabgefallen waren. Wie das der Hirt ſah, da ſchüttelte er den Baum, daß der Aepfel viele herabfielen, und wie ſich das Schwein mit den Aepfeln geſättigt hatte, legte es ſich unter den Baum und ſchlief. Wie das der Hirte merkte, ſtieg er leiſe vom Baume herab und juckte es am Bauche. Das gefiel dem Schweine gar wohl, und ſo ſchlief es dabei ganz feſt ein. Als aber der Hirt das erſah, da nahm er ein breites Meſſer und ſtach ihm damit die Kehle ab, ſo daß es zur Stelle todt war. Alſo kam das Schwein durch Jucken um ſeinen Hals. Darum hütet Euch, daß es Euch nicht auch ſo ergehet, und ſchonet ſeiner nicht. Wie das der Kaiſer vernahm, da befahl er, daß man ſeinen Sohn zum Tode führe, und alſo geſchah es. Indeſſen verzog man damit ſo lange, daß der andere Meiſter vor den Kaiſer kam und alſo ſprach: Herr, wenn dem ſo iſt, daß Ihr der Rede Eueres Weibes glaubet, ſo wird Euch geſchehen, wie einem Ritter, den ſein Weib um den Hals brachte. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes auf einige Zeit, und ich ſage Euch, wie das geſchah. Das that der Kaiſer und widerrufte den Tod ſeines Sohnes; des war männiglich froh, und ſie kehrten wieder um und führten ihn in den Kerker. Da hob der Meiſter an und ſprach:

Von Julio dem Kaiser.

⊙ ✱ † (73).

Einst herrschte der gewaltige Kaiser Julius zu Rom, der ließ eine Glocke in seinem Palaste aufhängen, und setzte als Gesetz fest, daß, wer des Abends auf der Gasse betroffen würde, nachdem man dieselbige Glocke geläutet hätte, der darnach des Morgens ohne Gnade gehangen werden sollte. Es war aber ein Ritter in derselbigen Stadt, der hatte gar ein schönes Weib, die heimliche Buhlschaft mit einem Andern trieb. Nun begab es sich eines Abends, daß selbiger ihr Buhle an ihr Haus kam und ihr das durch einen Schrei zu wissen that, den sie wohl verstand. Und wie sie seine Ankunft vernommen hatte, stand sie leise auf und ging herab zu ihrem Buhlen, und wie ihr Mann erwachte und sie nicht in ihrem Bette fand, stand er leise auf, machte die Hausthüre zu und sperrte sie aus und legte sich dann zu Bett. Wie nun die Frau an die Thüre kam und merkte, daß das Haus zugeschlossen war, da erschräck sie gar sehr und bat ihren Mann mit heißen Zähren, daß er ihr aufmachen sollte. Der wollte es ihr aber nicht gewähren. Während dieser Zeit läutete man aber mit der Glocke. Wie das die Frau hörte, so that ihr das gar wohl, als sie merkte, daß sie der Mann nicht einlassen wollte, und sie sprach: ich merke wohl, daß Du nichts Anderes willst, als daß ich sterben soll, und von den Hütern der Stadt ergriffen und geschmäht werde, das soll aber nicht geschehen, denn ich will mir den Tod selbst in diesen Brunnen suchen. Es stand aber ganz nahe am Hause eine sehr schöne Cisterne: und wie die Frau das gesagt hatte, nahm sie einen großen Stein und warf denselben in den Brunnen, als wenn sie es selbst gewesen sey, und eilte dann wieder zur Thüre. Wie das der Ritter hörte, erschrak er gar sehr und eilte aus dem Hause und beugte sich schnell über den Brunnen, indessen war aber die Frau

in das Haus gewiſcht und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Wie das der Ritter hörte, eilte er nach der Thür und fing ſie an fleißig zu bitten, daß ſie ihn einließe. Das wollte ſie aber nicht erhören und erhob ein großes Geſchrei: o Du Böſewicht, wie hältſt Du Deinen Treuſchwur an mir, denn wenn ich wähne, Du ſeyeſt zu Hauſe, da gehſt Du andern Weibern nach, das ſoll Dir aber nicht ungeſtraft hingehen. Während der Zeit aber kamen die Hüter der Stadt und fanden den Ritter vor dem Hauſe, fingen ihn und führten ihn zu dem Richter. Des andern Tages aber ward er vor Gericht geführt, und was er auch reden mochte, es half ihm Alles nichts. Er ward dem Tode überantwortet und darnach aufgehängt. Alſo brachte ihn ſein Weib um den Hals, darum ſehet Euch vor und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, auf daß Ihr von ihr nicht betrogen werdet. Wie das der Kaiſer vernommen hatte, ward er wieder ein wenig beſänftigt; als er aber wieder zu ſeiner Frau kam, da fand er ſie gar zornig, daß er ſeinen Sohn nicht getödtet hatte, und ſie ſprach: Ihr ſollt wiſſen, daß Ihr dieſen Sohn zu Euerem Schaden aufſparet, denn es wird Euch geſchehen, wie einem Ritter, welchem ſein eigener Sohn das Haupt abſchlug: Wenn dem nun ſo iſt, daß Ihr wollt, daß ich Euch ſage, wie dieß geſchah, ſo verheißt mir, daß Ihr ihn noch tödten wollt. Das ſagte er ihr zu, da hob ſie an und ſprach alſo:

Von Tito dem Kaiſer.

⊙ ✤ † (74).

Man lieſt von Tito dem Kaiſer, daß er zwei Hofmeiſter hatte, denen er gar wohl trauete, und ihnen alle ſeine Schätze anempfahl. Nun war der eine gar geitzig und hatte an einer heimlichen Stelle ein Loch in den Thurm gebrochen, das Niemand bemerkte, und kam dann

mit seinem Sohne und stieg hinein und stahl viele Güter, indessen sein Sohn Wache halten mußte. Das hatte er aber lange Zeit getrieben und war gar reich davon geworden. Darnach nahm aber der andere Hofmeister wahr, daß des Schatzes von Tage zu Tage immer weniger wurde, und kam deshalb in große Sorge und dachte bei sich: ich muß doch von der Sache etwas mehr in Erfahrung bringen, ehe ich Jemandem etwas davon sage, und ging und schaute sich allenthalben um, ob er irgendwo etwas verändert oder eine Stelle fände, wo man hineinkommen könnte, und kam zuletzt zu dem Loche, welches der Hofmeister durch die Mauer gemacht hatte. Wie er das gefunden hatte, da bedachte er sich nicht lange, sondern ließ ganz im Geheimen eine Grube in die Erde machen, die eine Mannshöhe tief war. Wie das fertig war, füllte er sie mit Pech an und ging von dannen. Darnach kam am andern Abend der andere Hofmeister nach seiner alten Gewohnheit an den Thurm, führte seinen Sohn mit sich und stieg in das Loch, fiel aber dadurch bis an den Hals in die Grube. Da überkam den Hofmeister große Furcht und er warnte den Sohn, daß er ihm nicht nachkäme. Wie das der Sohn vernommen hatte, stieg er vorsichtig neben der Mauer hinab und schauete, wie dem Vater wäre. Da sah er aber, daß er mit dem Leben nie aus der Grube davon kommen möge. Darum dachte er also bei sich: wenn man meinen Vater hier also findet, das ist uns Allen eine Schmach, und besann sich kurz, zog sein Schwert und schlug seinem Vater das Haupt ab, nahm es mit sich von dannen, und ließ den Leichnam des Vaters liegen. Als man denselben nun des Morgens in der Grube fand, da konnte ihn Niemand erkennen. Da befahl der König, daß man ihn an einem Roßschweife durch die Stadt schleifte, da weinten aber Alle, die in dem Hause waren; das merkten aber die, welche mit ritten, und also ward er erkannt.

Das möchte Euch von Euerem Sohne auch wohl geſchehen, darum richtet darnach, ob Ihr das wollt. Und wie das der Kaiſer vernahm, da befahl er, daß man ihn am andern Morgen früh zum Tode führe. Darüber erſchracken aber Alle männiglich, und es war ihnen ſehr leid, darum hielten ſie doch ſo lange mit der Hinrichtung ein, bis daß der dritte Meiſter zu dem Könige kam. Der ſprach: Herr, wenn dem alſo iſt, daß Ihr nach der Rede Eueres Weibes Eueren Sohn tödten laſſet, ſo wiſſet, daß Ihr gewiß alſo von ihr werdet betrogen werden, wie der Ritter mit der Elſter von ſeiner Frau betrogen ward: und ſo Ihr hören wollt, wie das geſchah, ſo widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Alſo geſchah es, und des waren ſie männiglich froh und führten ihn wieder in den Kerker. Da ſprach der Meiſter alſo:

⊙ † (75) ✿

Man lieſt von einem Ritter, der einſt in einer Stadt ſeinen Sitz hatte, daß er ein ſchönes und feines Weib hatte, die aber heimlicher Buhlſchaft pflog. Nun begab es ſich aber einmal, daß der Ritter über das Meer nach dem heiligen Grabe fuhr, und während er da draußen war, da ſandte die Frau nach ihrem Buhlen, der kam zu ihr, und ſie lebten gar fröhlich mit einander. Nun hatte der Ritter eine Elſter, die redete ſo deutlich wie ein Menſch, und da ſie ſah, daß jene alſo mit einander lebten, das verdroß ſie ſehr und ſie ſprach zu der Frau mit ſolchen Worten: Du thuſt gar Unrecht, daß Du Deinem Herrn die Treue brichſt: wiſſe, daß ich ihm nichts verſchweigen werde, ſo er zurück kommt. Wie das die Frau hörte, da befahl ſie ihren Jungfern, daß ſie Fenſter und Thüre zuſperrten, ſo daß es finſter wurde, als wenn es Nacht wäre: dann nahm ſie Waſſer in ein Becken, ſtellte ſich über das Vogelhaus und ſprengte das Waſſer auf den Vogel, als wenn

es regnete; das merkte ſich die Elſter gar wohl. Kurze Zeit nachher kam der Ritter, und ſobald ihn der Vogel erblickte, da ſagte er ihm alle Mähr, die er geſehen hatte. Darüber erſchrak der Ritter gar ſehr und frug fleißig nach, wie es um die Sache ſtehe. Da leugnete aber die Frau Alles und ſprach: willſt Du die Wahrheit inne werden, ſo frage ſie nur, wenn es geſchehen iſt, dann magſt Du ihr glauben. Und wie er ſie fragte, da ſprach ſie: es wäre in der dritten Nacht geſchehen und habe gerade ſehr geregnet. Alsbald ſprach die Frau: nun kannſt Du wohl einſehen, daß ſie nicht die Wahrheit ſpricht, denn daß es dieſelbige Nacht ganz heiter geweſen iſt, wirſt Du wohl wiſſen. Wie das der Ritter hörte, da dachte er nicht anders, denn die Elſter habe gelogen, und ſchlug es ſich ganz aus den Sinn. Darnach aber über etliche Tage fand er ein Becken auf einem Balken über dem Vogelhauſe ſtehen, in welchem noch Waſſer war. Da erinnerte er ſich wieder an das, was ihm die Elſter geſagt hatte, und dachte, wenn das geſchehen iſt, ſo müſſen es die Jungfern wiſſen, und ging zu ihnen und zwang ſie mit Schlägen und mit Drohungen, bis daß ſie ihm Alles verriethen, wie ſie mit dem Vogel gethan hatten, und alſo kam die Wahrheit an den Tag. Wie das der Kaiſer hörte, da ward er dem Sohne wieder etwas gnädiger geſinnt, und wie er des Abends zu ſeiner Frau kam, da ſtrafte ſie ihn gar ſehr mit Worten, warum er den Tod ſeines Sohnes widerruft hätte, und ſprach: es wird Euch alſo geſchehen, wie einem Gärtner, der einen Haſen lange zu ſeinem Schaden aufgezogen hatte, daß er ihn zuletzt ſogar um ſeinen Hals brachte, und das geſchah alſo:

Von Aureliano dem Kaiser.

Einst war ein gewaltiger Kaiser, Namens Aurelianus, zu Rom, der hegte große Liebe zu Baumgärten, und er hatte einen Baum gepflanzt, der ihm gar lieb war, und setzte darzu einen Wächter, der den Baumgarten hüten und pflegen sollte. Nun hatte aber der Gärtner einen Hasen von Jugend auferzogen, den er gar lieb hatte und sein wohl pflegte. Nun kam es aber eines Tages, daß er das Gemach, darin er täglich lag, durchgrub' und in den Garten kam und da großen Schaden anrichtete und manchen Baum verdarb, davon der Gärtner in große Noth kam. Wie nun der Herr kam, da ward er sehr erzürnt, als die besten Bäume angefressen und verderbt waren. Da fragte er ihn, wie das also hätte geschehen können, und jener konnte sich nicht anders ausreden, als daß er sagte, er habe einen Hasen jung aufgezogen, der sey eines Nachts herausgekommen und habe diesen Schaden gethan. Wie das der Kaiser vernahm, da ward er sehr zornig und befahl, daß man ihn hinge, und dem geschah also. Darum sehet Euch wohl vor, daß Ihr Euern Sohn nicht auch zu Euerem Schaden erzieht. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man seinen Sohn am Morgen des andern Tages zum Tode führen solle. Wie das geschah, da kam der vierte Meister zum Kaiser und sprach: wollt Ihr immer noch der Aussage Eurer Frau glauben? Wenn das geschieht, dann glaubt mir, wird Euch geschehen, was dem Meister Hypocras geschah. Wenn Ihr das hören wollt, so widerruft den Tod Eures Sohnes auf morgen und ich sage Euch, was da geschah. Das that aber der Kaiser, und des waren Alle männiglich froh, und jener sprach also:

⊙ ✤

Man lieſt, daß Hypocras gar ein bewährter Arzt war, ſo daß man zu ſeinen Zeiten in der ganzen Welt von ihm ſprach. Nun geſchah es, daß der Königsſohn von Frankreich gar ſtech auf den Tod lag und Boten an ihn mit reichen Geſchenken ſchickte, daß er ſich es gefallen ließe zu ihm zu kommen. Nun war aber Hypocras alt, ſo daß er vor Alter nicht gut über Land reiſen mochte, jedoch hatte er einen Neffen, der auch gar klug in der Arzneikunſt war, den ſandte er ihm und den nahmen die Boten mit ſich. Und wie er hinkam, da freuete ſich der König über alle Maßen, und er wendete allen ſeinen Fleiß und alle ſeine Arzneien an, alſo daß jener in kurzer Zeit geſund und wohl ward, darum er von Allen männiglich gelobt ward. Und da das geſchah, daß des Königs Sohn nun wieder wohl geworden war, da ſchickte er ihn mit reicher Vergeltung wieder heim. Als aber Hypocras vernahm, wie ſein Neffe Alles ſo gut gemacht hatte und darum ſo gut gelobt wurde, ſo mochte er das nicht leiden und fürchtete, er möchte ihn in ſeiner Kunſt übertreffen, und trachtete täglich, wie er ihn vom Leben brächte. Er ſprach alſo eines Tages zu ihm: wohlan, wir wollen ein wenig auf's Feld luſtwandeln gehen. Das war der Neffe zufrieden und ging mit ihm. Wie ſie nun aber an einen heimlichen und einſamen Ort kamen, der ihm gut darzu deuchte, da zeigte er ſeinem Neffen ein Kraut und ließ ihn es ausgraben. Der that es, während er ſich aber nach dem Kraute bückte, da zuckte jener heimlich ſein Schwert und ſchlug ihm das Haupt ab, ließ ihn liegen und ging ſeine Straße wieder heim. Kurz darauf ward Hypocras gar ſtech bis auf den Tod, ſo daß er ſich nicht helfen konnte, und ließ ſich zu einem Faſſe tragen, das ganz voll Wein war. Daran wollte er aber ſeine Meiſterſchaft bewähren, mit der er ſich doch ſelbſt nicht helfen konnte, und legte ein Kraut hinein und

ließ hernach das Faß überall anbohren, und wie viel man auch Löcher bohrte, doch kam kein Tröpflein heraus. Das wunderte aber Alle männiglich sehr, allein er sprach: Ihr seht wohl, wie viel ich vermag, doch kann ich mir selbst nicht helfen, und mit diesen Worten verschied er. Also bedenkt Euch wohl, daß Ihr Euer Kind nicht nach der Rede Eures Weibes tödtet, denn Ihr wißt nicht, wenn Ihr dasselbe bedürft, daß es vielleicht auch Euer Leben vor dem Tode fristen mag. Wie das der Kaiser hörte, widerrief er den Tod seines Sohnes und ward ihm gnädig. Als er aber am Abend zu seiner Frau kam, da fand er sie gar zornig, daß er den Tod seines Sohnes widerruft hatte, und sie sprach: so das Laster an Euerem Sohne ungerochen bleibt, so wisset, daß Euch geschehen wird, wie einem Ritter, der seinem Sohne allen Muthwillen gestattete, und das will ich Euch sagen.

*

Es war in einer Stadt ein Mann, der hatte einen Sohn, welchen er sehr zärtlich erzog. Der hatte sich nun in seiner Jugend das Stehlen angewöhnt, so daß Alles verloren war, was in seine Hände kam, und so man ihn bei seinem Vater verklagte, vergütete der Alles, was der Sohn gestohlen hatte, strafte ihn aber nicht. Das trieb aber der Sohn so lange fort, bis der Vater davon verarmt war, zuletzt vergriff er sich gar an einem Großen, so daß weder er noch der Vater genug hatten es wieder zu bezahlen. Darum ward er vor Gericht gebracht und überführt, und da man ihn zum Galgen führte, da rief er seinen Vater und bat ihn, er solle ihn noch zu guter Letzt küssen. Das that der Vater und ging zu ihm, und wie er zu ihm kam, da biß er ihm Mund und Nase ab. Also lohnte er ihm seine Treue. Darnach wisset Ihr Euch nunmehr zu richten. Am andern Morgen aber früh befahl der Kaiser, daß man seinen Sohn zum Galgen führe,

und als das geschah, da kam der fünfte Meister und sprach: mich wundert es, daß Ihr den Worten Eueres Weibes so lange glaubt, die nichts Anders als böse Wollust darzu treibt. Wollt Ihr aber die rechte Mähr inne werden, so müßt Ihr thun, wie es ein Ritter machte, den auch Wollust zu solcher Bosheit trieb. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen, und ich sage Euch, wie das geschehen ist. Das that der Kaiser und es freuete sich Alles männiglich, er aber hub an und sprach also:

Von einem Ritter.

✠ † (76).

Man erzählt von einem Ritter, der ein gar schönes junges Weib hatte, das ihm sehr lieb war. Nun diente derselbigen Frau ein anderer Ritter lange Zeit, und trieb das so lange, bis ihm die Frau auch günstig ward. Kurze Zeit nachher begehrte die Frau eines Tages von ihrer Mutter, daß sie nach dem Ritter senden solle, denn sie könne sein nicht entrathen, oder sie müsse sterben. Wie nun die Mutter der Tochter Ernst vernahm, da sprach sie: liebe Tochter, es paßt sich nicht für Dich, daß Du das thust. Aber willst Du Dir ihn nicht aus dem Sinne schlagen, so thue eins, d. h. erzürne Deinen Mann zuvor, um dessen Zorn zu kennen es Dir aber besonders zu thun seyn muß, da Du also bisher wohl mit ihm ausgekommen bist. Der Rath gefiel aber der Tochter gar wohl, und sie fragte also ihre Mutter, wie sie das angreifen solle. Da sprach die Mutter: Du weißt wohl, Dein Mann hat einen Vogelhund, der ihm sehr lieb ist, den mußt Du tödten, und sieh dann zu, wie es ihm gefällt. Den Rath vollbrachte die Tochter und tödtete den Hund, und da das der Mann gewahr ward, so sagte er weiter nichts als: ich und Du wir können fürder nicht zusammen seyn. Darnach kam die Tochter und sagte der Mutter, was ihr der Mann zur

Antwort gegeben hatte, und begehrte dabei, daß sie nun nach dem Ritter senden solle. Da sprach die Mutter: folge Du meinem Rathe und versuche ihn baß. Du weißt wohl, er hat einen Baum in seinem Garten, der ihm gar lieb ist, den mußt Du abhauen, und siehe dann zu, wie es ihm gefällt. Der Mann aber sprach nichts weiter, als er es sah, als: daß Dir solches fürder nicht mehr widerfahre, denn ich würde zornig werden. Die Tochter ging nun hin und sagte es ihrer Mutter, und begehrte, daß sie nach dem Ritter sende. Da sprach die Mutter: versuche ihn noch zum dritten Male, und darnach vollbringe ich Deinen Wunsch. Du weißt wohl, daß er morgen viel Gäste haben will, so thue also, als ob Du von Tische nach etwas laufen wolltest, und binde dabei das Tischtuch an einen Schlüssel und ziehe es mit dem Essen und mit Allem, so darauf ist, vom Tische nach Dir, und sieh zu, wie es ihm gefalle. Darnach am andern Morgen vollbrachte die Tochter der Mutter Rath. Des schämte sich der Mann vor den Gästen und ward davon sehr erzürnt, und gleich nachdem die Gäste fort waren, da befahl er, daß man schnell ein warmes Bad bereite, darin mußte sich die Frau baden. Dann sandte er nach einem Bader und hieß ihr aus allen Adern Blut lassen, so lange, bis die Frau gar ohnmächtig ward und als todt hinfiel. Darnach ließ er sie auf ein Bett legen in einer Kammer, da kam ihre Mutter und tröstete sie und sprach, sie solle munter und lustig seyn, und ob sie den Ritter haben wolle, sie wolle jetzt nach ihm senden. Da sprach die Tochter: nein, ich bedarf sein nicht, wenn ich auch ganz gesund wäre, übrigens siehst Du wohl, daß ich nur wenig mehr zu wünschen habe, dieweil ich beinahe todt bin. Da sprach die Mutter zu der Tochter: gehab Dich wohl, also ist Alles wohl gerathen. Darum sehet zu und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, da sie nur das Uebermaaß der Wollust zu solcher Thorheit getrieben

hat. Wie das der Kaiſer hörte, da befahl er, daß man den Sohn wieder in den Kerker legte, und ward ihm wiederum etwas gnädiger; des Abends aber, da er heim kam, da fand er die Frau gar zornig, daß er den Tod ſeines Sohnes widerruft hatte, und ſie ſprach: ich ſage Euch, es geſchieht Euch von Eueren ſieben Meiſtern gleichwie einem König geſchah in Frankreich, und das will ich Euch ſagen:

* † (78).

Valentinus war einſt ein gewaltiger König in Frankreich, in deſſen Reiche waren ſieben weiſe Meiſter, die wurden des eins, daß ſie ihre Kunſt an dem Könige verſuchen wollten, und ſo machte ein Jeder, daß der König einen Tag krank war, und alle Tage an einem neuen Gebrechen, als heute blind, morgen krumm, übermorgen auszehrig. Des ward der König ſehr betrübt und ſandte aus nach allen den Weiſen, die in ſeinem Lande waren, und fragte ſie um Rath über ſeine Gebreſte. Deren konnte ihm aber keiner rathen, da hub die Kaiſerin ſelber an und ſprach: Ihr habt in der Stadt ſieben Meiſter, nach denen ſchicket, und ſo die kommen, ſo laßt Euch rathen. Des ward der König froh und ſchickte nach ihnen, und ſie kamen. Da ſprach ſie: Herr, Ihr ſollt wiſſen, daß die ſieben Meiſter Urſache an Eurer Krankheit ſind, und ich will Euch das alſo beweiſen. Macht es ſo und ſchlaget Einem das Haupt ab, und ſehet dann zu, was Euch darnach künftig geſchieht. Darin folgte der König und ließ den einen zur Stunde enthaupten, und ſobald das geſchah, da ward ihm ein Tag weniger, ſo daß er alle Wochen einen Tag geſund ward. Wie das der König gewahr ward, da ließ er ſie alle tödten, und ſobald das geſchehen war, da ward der König erlöſt von aller Krankheit. Alſo achteten auch die ſieben Meiſter nicht darauf, ob ſie Euch um den Hals brächten, wenn ſie nur den Sohn erhielten. Wie der

Kaiſer das hörte, da befahl er, daß man den Sohn am Morgen zum Tode führen ſolle. Des erſchraken Alle männiglich ſehr, hielten aber doch ſo lange mit der Vollziehung ſeiner Befehle ein, bis der ſiebente Meiſter zu dem Kaiſer kam. Der ſprach: Herr, wenn dem ſo iſt, daß Ihr der Rede Eueres Weibes folgt und ihr glaubt, ſo wiſſet, daß Ihr von ihr betrogen werdet, alſo wie es einem Ritter geſchah, der ſeinem Weibe auch gar wohl trauete, und will ich Euch ſagen, wie das geſchah.

✤

Honorius herrſchte einſt gar gewaltig in Rom, in deſſen Reiche war ein Ritter, der ritt eines Tages von einer Stadt zur andern, und kam von ohngefähr zu einem Dorfe, das ganz in Feuer ſtand. Nun ſah er in einem Hauſe eine Natter, die that gar wehmüthig und kläglich, weil ſie ringsum vom Feuer umgeben war. Darüber erbarmte ſich der Ritter und befahl ſeinem Knechte, daß er der Natter heraushelfen ſolle. Der aber redete ihm ab und wollte es nicht thun. Da nahm der Ritter den Spieß ſeines Buben, hob ſie damit aus dem Feuer heraus und zog ſodann ſeine Straße. Nun war der Ritter aber müde, darum hielt er auf einem Anger an bei einem kühlen Brünnlein, und ruhete da. Und als ſie eine kleine Weile da niedergeſeſſen hatten, da ſahen ſie die Natter, welcher der Ritter aus dem Feuer geholfen hatte, die ſchnell auf ihn los fuhr. Wie ſie aber die Diener daran hindern wollten, verbot es ihnen der Ritter, und als ſie zu ihm kam, lief ſie ihm an den Mund hinan und legte ihm eine Wurzel hinein. Sobald aber das geſchehen war, da däuchte es ihm, wie wenn Jemand zu ihm ſpräche: ſchlinge das hinunter, aber ſage es Niemandem. Als er aber ſolches verſtanden hatte, da ſchlang er ſie hinunter, und ſomit ging die Natter wieder ihres Weges. Darnach beſann ſich aber

der Ritter nicht lange, ſondern ritt heim zu ſeinem Hauſe. Nun begab es ſich aber einſtmals, daß er zu ſeinem Vergnügen des Abends in einem Baumgarten ſpeiſete, und ſeine Frau mit ihm, da hörte er auf einmal ein großes Geſchrei von Sperlingen, die einen Streit in einem Baume ausmachten und ſich einen Richter geſetzt hatten. Einer aber von ihnen klagte, wie ſie mit andern Sperlingen in eine Scheune gekommen wären, darin hätten ſie ausgedroſchenen Hirſen gefunden, den hätten ſie alle gegeſſen, das hätten ihm andere nicht gegönnt, wiewohl ſie den Hirſen nicht geſäet hätten, und ihm darum ein Auge ausgebiſſen. Und da die andern vernommen hatten, daß dem Sperlinge Unrecht geſchehen war, da machten ſich alle über ihn her und biſſen ihn, daß er todt vom Baume fiel. Das verſtand aber der Ritter durch die Kraft der Wurzel Alles ganz wohl, und wie er dem Streite alſo fleißiglich zuhörte, das nahm die Frau Wunder und ſie begehrte, daß er ihr ſage, was die Sperlinge meinten, ſeit er ihnen ſo fleißig zuhöre. Darauf antwortete der Ritter und ſprach: ich habe nur dem Sperlinge zugeſehen, der jetzt von den andern zerbiſſen worden iſt, aber was ſie damit meinen, das iſt mir unbekannt. Indeſſen ließ die Frau nicht ab mit Bitten und bat noch emſiger, als zuvor, und als ſie ſah, daß ihr der Ritter die Wahrheit nicht bekennen wollte, da verſchwur ſie Eſſen und Trinken bis auf den Tag, da er ihr die Wahrheit ſagen würde, machte ſich kurz darauf krank und ließ ſich beichten und abſolviren. Darüber ward der Ritter gar betrübt. Nun kam es aber eines Tages, daß er alſo traurig im ſeinem Hofe herumging, da hörte er einen Hahn, der ſprach zu dem andern: ich meinte, wir hätten einen Herrn, nun ſehe ich aber wohl, daß wir keinen haben, denn mein Herr läßt ſich von ſeiner Frau nach Herzensluſt über den Löffel barbiren. Die ſoll nun gar krank ſeyn, aber ihre Krankheit werde ich täglich wohl inne, wenn ich jeden Tag zwei

meiner Weiber weniger habe, und iſt es der Fall, daß ſie die Krankheit nunmehr noch acht Tage hat, ſo bleibt mir kein Weib mehr im Hofe. Wäre aber mein Herr ein richtiger Mann, ſo nähme er zwei ſtarke Knüttel, und ſchlüge ſie an ihr entzwei, ich wollte wetten, ſie würde geſund. Das verſtand der Ritter Alles gar wohl und dachte bei ſich: ſicherlich will ich Euch folgen, und damit ritt er hinaus ins Feld. Und wie er in den Wald kam, da ſchnitt er ſich zwei ſtarke Knüttel ab, und kam damit des Abends heim und ging zu ſeiner Frau und bat ſie, daß ſie aufſtünde und mit ihm äße. Das ſchlug ſie ihm aber ab und ſagte zorniglich, ſie wolle nicht eſſen. Darüber ward der Ritter erzürnt und ſchlug ſie ohne Erbarmen ſo lange, bis er die Knüttel an ihr zerbrochen hatte, ſie aber wollte doch noch nicht mit ihm eſſen. Und wie der Hahn das Geſchrei hörte, da kam er geflogen und ſchaute zu, und als er ſah, daß ſein Herr beide Knüttel zerſchlagen hatte, da ſchrie er: ſtich ſie mit den Stümpfen. Wie das der Ritter vernahm, folgte er ihm und ſtach ſie, daß das Blut herausrann, und wie die Frau des Ritters Ernſt erſah, da ſtand ſie auf und aß mit ihm. Alſo ward der Ritter von dem Hahne gewarnet: darum ſehet Euch vor, daß Ihr von Eurer Frau nicht auch betrogen werdet. Wie das der Kaiſer vernahm, da ward er ſeinem Sohne wiederum etwas gnädiger, und als er des Abends zu ſeiner Frau kam, da fand er ſie zornig, weil er den Tod ſeines Sohnes widerruft hatte, und ſie ſprach: es wird Euch alſo geſchehen, wie es einem Ritter ging, der von ſeinem Sohne getödtet ward, und das geſchah alſo:

Von einem frommen Ritter.

Vor Zeiten war gar ein frommer Ritter, der hatte einen Sohn, der ihm gar lieb war. Aber der Sohn ſuchte

auf allen Wegen seines Vaters Tod herbeizuführen. Nun begab es sich aber, daß dem Ritter eines Nachts träumte, wie er in einem Brunnen großes Gut finden sollte. Des war der Ritter froh und machte sich des Morgens früh auf und nahm seinen Sohn mit sich und sagte ihm seinen Traum, und sie gingen also zu dem Brunnen. Wie nun der Ritter dahin kam, da stieg er in den Brunnen und fand darinnen einen unermeßlich großen Schatz. Nun dachte aber der Sohn bei sich darüber nach, wie er es machen müsse, daß ihm das ganze Gut allein verbleibe, faßte einen Entschluß, nahm einen großen Stein und warf ihn auf seinen Vater. Damit tödtete er denselben in dem Brunnen, und bemächtigte sich des ganzen Gutes. Also möchte es Euch von Euerem Sohne auch geschehen, so Ihr ihm nicht zuvorkommt. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man den Sohn am Morgen früh zum Tode führe. Darüber erschraken Alle männiglich, jedoch ward damit so lange gezögert, bis daß der siebente Meister zum Kaiser kam. Der sprach aber zu ihm: wollt Ihr noch immer der Rede Eures Weibes glauben, die mehr Eueren Schaden sucht, als Euer Frommen und Nutzen, von der Ihr wohl möget betrogen werden, wie ein Ritter, der sein Weib mit gen Preußen führte. Wenn Ihr aber hören wollt, wie das geschah, so widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Das that auch der Kaiser, und darob freute man sich männiglich und führte den Sohn wieder in den Kerker. Da sagte der Meister also:

Von Gordianus dem Kaiser.

Einst herrschte zu Rom der gewaltige Gordianus, in dessen Reiche war aber ein edler Ritter, der nahm ein schönes Weib, die ihm gar lieb war, und lebten sie also

etliche Zeit fröhlich mit einander. Nun kam es aber dem Ritter in den Sinn, daß er nach Preußen reiten wollte, und er ſagte das ſeinem Weibe. Die ward davon ſehr betrübt, und da ſie ſeinen Ernſt vernahm, da begehrte ſie mit fleißigen Bitten, daß er ſie mit ſich reiten ließe, und trieb das ſo lange, bis der Ritter überredet ward, daß er ihr das geſtattete. Da ſchickte ſich die Frau in allen Sachen dazu an und ward fertig mit ihrem Manne. Als ſie aber dahin kamen, da wurden ſie von Allen männiglich für zwei Ritter gehalten, und als ſie nun zur Schlacht auszogen, da kämpfte die Frau gar ritterlich neben dem Manne manchen Tag. Jedoch begab es ſich zuletzt eines Tages, daß die Heiden die Oberhand gewannen und unter andern den Ritter ſamt ſeinem Weibe gefangen nahmen: die legten ſie gar ſchwer in einem Thurme gefangen, darin ſie lange Zeit mit großem Leide lagen. Wenn aber der Ritter klagte, zeigte ſich die Frau weit feſter. Nun kam es, daß des heidniſchen Königs Geburtstag kam, den er alle Jahre mit großer Freude beging, und als der gekommen war, da befahl er, daß man alle Gefangenen los ließ und ins Bad führte. Wie das der Ritter inne ward, da erſchrak er darüber dermaßen, um ſeiner Frauen Willen, und hätte ſich das Bad gern erſpart, auf daß man ſeinen Geſellen auch deſſelben überhoben hätte. Das wollte ihm aber der König nicht gewähren, und ließ ſie ins Bad führen. Alsbald erkannte man, daß der eine Ritter ein Weib war und nicht ein Mann, und die Mähr kam auf der Stelle zum König. Der ſandte gleich nach der Frau, die war aber ausnehmend ſchön, und fragte ſie nach Allem, wie das gekommen war. Da ſagte ſie ihm Alles, und als der König das hörte, da dachte er täglich darüber nach, wie er den Ritter tödten möchte. Endlich kam er darauf hinaus, daß er den Ritter fangen und an eine Säule in ſeiner Kammer mit Riemen binden ließ, und legte ſich

dann vor dessen Augen zu dem Weibe, also daß es der Ritter mit ansehen mußte. Nun hatte aber der König einen Topf mit Wein bei sich vor dem Bette stehen, und so es ihm gelüstete, trank er daraus und umarmte darnach die Frau. Das sah der Ritter Alles wohl. Nun ermahnte der Ritter die Frau, wie er merkte, daß der Heide schlief, bei ihrer Treue, sie solle ihn losmachen. Das schlug sie ihm aber zornniglich mit Worten ab, der Ritter aber nahm Alles gütlich hin. Nun begab es sich aber, daß Beide einschliefen, der Heide und die Frau, da sah der Ritter, wie sich eine giftige Spinne in den Topf hinabsenkte. Des freuete sich der Ritter sehr und merkte auf das, was da kommen sollte. Und gleich darauf, wie es Gott wollte, erwachte der Heide, griff nach dem Topfe und trank, und sobald er getrunken hatte, da platzte er und starb eines jämmerlichen Todes. Wie das die Frau ersah, da erzürnte sie sich gar sehr gegen den Ritter, als wenn er daran Schuld sey, stand vom Bette auf und nahm des Heiden Schwert, und machte sich damit über den Ritter und verwundete ihn gar sehr. Nun kam es aber von ohngefähr, daß sie einen Hieb auf die Riemen that, mit welchen der Ritter gebunden war, so daß der Ritter frei ward. Darüber freuete er sich gar sehr, aber die Frau erschrack, daß sie nicht wußte, was sie beginnen sollte. Da beruhigte sie der Ritter also, daß sie mit ihm von dannen ziehen durfte. Das that die Frau, und damit kehrte der Ritter tugendsam nach Hause zurück und kam ohne alles Leid aus dem Lande und fuhr heim. Wie aber seine Freunde seine Ankunft vernahmen, wurden sie dessen über die Maßen froh und kamen ihm alle entgegen und empfingen ihn und fragten ihn, wie es ihm ergangen wäre. Und als sie alle an dem Tische saßen und aßen und sich seiner und seines Weibes freuten, da sagte er ihnen seine Gefahren auf seinem Abenteuer, gerade wie wenn es einem Andern geschehen wäre, und fragte sie

darüber, was eine solche wohl werth wäre, die also übel thue an ihrem Manne. Da redete ihrer Jeder auf seine Weise, welcher Strafe eine solche verfallen sey. Da sprach er: sehet, dieses Abenteuer ist mir widerfahren, deßhalb richtet über sie, wie Ihr versteht, meinetwegen ist sie todt. Da vereinigten sich aber seine Freunde dahin, daß sie sie in ein Gewölbe sperrten und ihr nichts zu essen gaben, bis daß sie Hungers darin starb. Darum bedenket Euch gar wohl, was Ihr thun wollt, damit Ihr Euch davor hütet, daß Ihr nicht auch von ihr betrogen werdet, da ich mich versehe, daß sie nichts Anderes im Sinne gehabt hat. Darum, daß Ihr mit der Sache zu einem Ende kommen möget, so schicket nach Eurem Sohne und höret seine Rede selbst, denn daß er bisher als stumm erfunden worden ist, das ist durch seine Weisheit geschehen, da er diese Sachen alle wohl durch seine Kunst gerußt hat, ehe er hierher kam. Wie das der Kaiser hörte, ward er sehr froh über diese Rede und sandte nach seinem Sohne und fragte ihn nach dieser Mähr, wie das gekommen sey, daß ihn seine Mutter solcher Sachen geziehen habe. Da hub er an und erzählte von Anfang bis zu Ende, wie seine Mutter an ihm gehandelt und was sie von ihm begehrt hatte, gerade wie oben geschrieben steht. Wie das der Kaiser hörte, da ward er davon sehr erzürnt und befahl also in seinem Zorne, daß man sie zum Tode führe, und des waren Alle männiglich froh, aber die Frau ward um ihrer Untreue Willen getödtet und die sieben Meister um ihrer Weisheit Willen gar sehr gelobt.

Vierzehnte Erzählung.

† (19).

Von einem Opfer und von Alexander dem König.

Valerius erzählt uns im dritten Buche, daß, als der große König Alexander an einem Altare opferte, ein edles

Kind dabei war, und da man das Rauchfaß mit glühenden Kohlen herum trug, da fiel eine glühende Kohle dem Knaben auf den Arm, und wie auch Feuer und Kohle brannte, das Kind zuckte von der Hitze nicht mit seinem Arme, sondern hielt ihn still, auf daß das Opfer nicht gestört würde. Aber Alexander wollte das Kind mit noch mehr Hitze versuchen, und hieß es mehr brennen, allein das Kind blieb standhaft und fest.

Funfzehnte Erzählung.

† (21).

Von einem Bilde und einem Apfel und der Welt Reich.

Es sagt uns ein Meister von der Natur, Alexander geheißen, daß Virgilius in der Stadt Rom einen edlen und schönen Palast gebaut hatte, in der Mitte desselben aber stand ein Bild, das hieß der Römer Göttin, und hatte einen goldenen Apfel in der Hand. In dem Umgange aber inwendig im Palaste stand das Bild eines Abgottes eines jeglichen Landes, das dem römischen Reiche unterthänig war, und ein jegliches Bild hatte eine Glocke in der Hand, die war von Holz, oder eine Tafel. Wenn nun aber eines der Reiche, deren Abgott zu Rom war, sich wider die Römer setzen wollte, alsbald läutete desselbigen Landes Abgott an der Tafel und kehrte dem Abgotte der Römer den Rücken zu. Darnach kam dann noch ein Ritter auf einem ehernen Rosse oben auf der Höhe des Palastes, der der Tempel der Römer war, und schüttelte einen Speer und lugte nach dem Reiche oder Lande des Abgottes, der sich beweget hatte. Dabei erkannten die Römer, daß dasselbe Land wider sie sey und die Leute in Untreue wider sie dächten, und machten sich dann auf mit

einem ſtarken Heere und verwüſteten das ganze Land und brachten es unter ſich.

Sechzehnte Erzählung.

† (26).

Von einem Förſter und von ſeinem Sohn, den ein Kaiſer tödten wollte.

Es war einmal ein König, der hieß Hannibal, der ein gewaltiges Reich, aber nur eine Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Da geſchah es, daß er mit ſeinen Rittern und ſeinem Geſinde auf eine Jagd ritt, und es entſtand ein großer Nebel in einem finſtern Walde, der ſchied den König von ſeinem Geſinde, weil er einem Hirſche nachſetzte, und wie der König zu dem Hirſche kam, da fand er weder dieſen noch ſein Geſinde, denn ſie ſuchten ihren Herrn in einem Theile des Waldes, und er ſie im andern. Wie er nun alſo allein in der Irre war, da nahm die Nacht zu, und dieweil er alſo herumritt und nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, da ſahe er ein Licht in der Ferne, ſpornte ſein Roß darauf zu, und kam an ein Häuslein in dem Walde, klopfte an und bat um Gottes Willen um eine Herberge. Es war aber die Nacht gar finſter, und der Hausherr, ein Förſter, kannte den Herrn nicht und fragte, wer er wäre und wo er hin wolle, und warum er ſo ſpät im Walde herumreite. Da antwortete ihm ſein Gebieter: ich bin ein einzelner Mann und bin durch Zufall in dieſem Walde irre gegangen, darum bitte ich Dich, daß Du mich heute beherbergeſt. Da antwortete der Förſter und ſprach zu ihm: gehet in Gottes Namen herein, was ich habe, theile ich gern mit Euch. Da ging der Herr hinein und der Wirth empfing von ihm ſein Roß und ſtellte es in einen Stall und deckte den Tiſch und

ſetzte ihm auf, daß er genug hatte. Unter andern Reden fragte jener aber den Förſter, wer der Herr des Waldes wäre. Da antwortete er ihm: mein Herr, der König, ich aber bin ſein Diener und hüte ſeinen Wald, und das iſt meine Hausfrau, die kommt ſchier nieder. Da nun nach dem Eſſen Schlafenszeit war, da bettete er den König in eine Kammer, und im erſten Schlafe hörte der König eine Stimme, die ſprach dreimal: nimm hin. Von der Stimme ſchrak aber der König aus dem Schlafe auf und ſprach: was iſt das, daß ich höre: nimm hin, und habe doch nichts empfangen. Da entſchlief der König zum andern Male, und es kam eine Stimme und ſprach dreimal: gieb wieder. Er erſchrak aber und ſprach: was iſt das? zum Erſten hörte ich: nimm hin, und bekam doch nichts, und nun höre ich: gieb wieder, ob ich gleich nichts empfangen habe. Und er entſchlief zum dritten Male, und derweile bekam die Förſterin gar ein ſchönes Kind, ein Knäblein. Zum dritten Male drang aber eine Stimme zu ihm und ſprach dreimal: fliehe, in dieſer Nacht iſt ein König geboren worden, der nach Dir regieren wird. Wie das der König hörte, da ſchüttelte ein Grauſen alle ſeine Glieder, und er ſprach zu ſich: was iſt das, daß ich höre: fliehe? Wo ſoll ich hinfliehen oder warum? Und da er alſo bei ſich dachte, da hörte er die Stimme des neugebornen Kindes und merkte, daß es ein männliches Kind war, und dachte bei ſich nach und ſprach: ich glaube nicht, daß das Kind nach mir regieren wird, und ſo lange ich lebe, will ich ſchon Einhalt thun, daß dem nicht ſo geſchieht. Wie nun der Morgen kam, da ſetzte er ſich auf ſein Roß und rufte den Förſter zu ſich und ſprach: Lieber, ich muß Dir ſagen, daß ich der Kaiſer Dein Herr bin. Wie das der Förſter vernahm, da erſchrak er ſehr, ſo daß er zur Erde nieder fiel, und bat ihn um Gnade, daß er ihm vergäbe, ſo er ihn in der Nacht beleidigt hätte. Da ſprach der Kaiſer:

fürchte Dich nicht, ich danke Dir, daß Du mir in der Noth durch eine Herberge zu Hilfe gekommen biſt, ſondern ſage mir vielmehr, ob Deine Hausfrau heute Nacht ein Kind bekommen hat. Da antwortete der ihm und ſprach: Herr, wohl hat ſie ein männliches Kindlein zur Welt gebracht. Und der König ſagte zu ihm: zeige mir das Kindlein, und als jener ihm das Kind gezeigt hatte, da ſah der König das Kind gar fleißig an und erblickte an ſeiner Stirn ein Zeichen, das er ſich wohl merkte, und ſprach zu dem Förſter: das Kind will ich mir aufziehen und zum Sohne annehmen, nach fünf Wochen werde ich nach ihm ſenden. Da ſprach der Förſter: Herr, ich bin des nicht würdig, daß Ihr mein Kind erziehet, allein Gott vergelte es Euch, daß Ihr Euch alſo demüthiget. Alſo kam des Königs Geſinde und begleitete ihn in ſeinen Palaſt. Nach einem Monate aber rufte der König drei ſeiner geheimſten Diener herbei und ſprach: bei dem Eide, den Ihr mir geſchworen habt, reitet hin zu dem Förſter im Walde, wo ich einſt auf der Jagd übernachtet, und bringt mir das Kindlein, deſſen ſeine Frau in der Nacht, da ich da war. genaß, und wenn Ihr das Kind dann feſt habt, ſo tödtet es ſtill und heimlich, daß ſolches Niemand gewahr werde, und bringt mir ſein Herz her und unterlaſſet das nicht bei Euerem Leben. Da ſprachen die Diener: Herr, Euer Wille ſoll erfüllt werden. Und alsbald ritten ſie zu dem Förſter in den Wald und baten ihn um das Kindlein, ſie wollten es dem Kaiſer bringen, auf daß es allda erzogen werde. Der Förſter aber that wie ein einfältiger und unſchuldiger Mann, und überantwortete ihnen ſein Kindlein. Sie ritten aber darnach durch den Wald und redeten alſo zuſammen: hier iſt eine paſſende Stelle, das Kind nach des Kaiſers Gebot zu tödten. Alsbald ſetzten ſie das Kind auf die Erde und ſahen es ernſtiglich an, und es ſprach einer zum andern: o weh, was für eine Sünde wäre es, das Kind zu tödten, welches

alſo ſchön und unſchuldig iſt. Und ſie ſprachen alsdann alle zuſammen, daß es große Sünde ſey: alſo wollen wir uns wohl bedenken, wie wir das Kind am Leben erhalten und es bei dem Kaiſer verantworten mögen, daß wir recht gethan haben. Da antwortete ihrer einer und ſprach: liebe Geſellen, hier im Walde ſind viel junge Schweinlein, von denen tödten wir eins und bringen ſein Herz dem Kaiſer, und wir ſprechen, das ſey des Kindes Herz, und alſo werden wir verſchont und auch das Kind ſtirbt unſerwegen nicht. Da ſprachen die andern Geſellen: der Rath gefällt uns gar wohl; laßt uns aber einander ſchwören, daß Keiner ſolches verrathe. Das geſchah alſo, und hierauf legten ſie das Kind in einen hohlen Baum und das Ferkelherz brachten ſie dem Kaiſer. Der nahm aber das Herz und warf es ins Feuer und ſprach: gebt Acht, ob der nach mir regieren wird, ſehet zu, was ihn nun vorwärts bringen und wozu ihm ſein Traum frommen mag. Am andern Tage aber, da das Kind in den Baum gelegt worden war, da ritt ein Graf, Namens Leupold, auf der Jagd in dieſen Wald, in welchem das Kind war, und ein Hirſch ſprang auf und lief gerade nach dem Baume zu, in welchem das Kind lag, und es folgten ihm viele Hunde nach. Wie die aber das Winſeln des Kindes in dem Baume hörten, da ſtanden ſie und bellten den Baum an, und kümmerten ſich weiter nicht mehr um den Hirſch. Wie das der Graf Leupold ſah, ſo wunderte ihn das und er ritt mit den Seinigen zu dem Baume, und ſie lauſchten dem Klagen des Kindes und ſie ſahen es eingewickelt in ein Tüchlein, und er ſprach zu einem ſeiner Diener: machet ſchnell und bringt mir das Kind. Der Graf aber nahm das Kind in ſeinen Schooß und brachte es mit nach Hauſe. Es hatte aber der Graf kein Kind von ſeiner Frau, und ſprach alſo zu ihr: liebe Frau, wir wollen zu unſern Leuten ſprechen, daß das Kind unſer ſey, ich hoffe, wir

werden Freude daran erleben. Da antwortete sie: Herr, das gefällt mir gar wohl. In wenig Tagen war aber der Ruf in allen ihren Landen erschollen, die Gräfin habe ein Kind bekommen: des freueten sich gar manche der Ihrigen. Das Kind aber wuchs heran und Alle hatten es lieb, als es aber sieben Jahre vollendet hatte, da ward es bis zum zwanzigsten Jahre in die Schule geschickt. Darnach hieß der obgenannte Kaiser einen Hof zusammenrufen, und es wurde dazu geladen edel und unedel, reich und arm; dahin kam auch der Graf Leupold, und dem diente der Knabe wie sein eigner. Nun sah aber der Kaiser den Knaben gar scharf und fleißig an und erblickte an ihm das Zeichen an der Stirn, das er sich in dem Hause gemerket hatte, wo er geboren war, und erkannte das Zeichen gar wohl. Er sprach aber nach Tische also zum Grafen: lieber Graf Leupold, wessen Sohn ist der Jüngling, der vor uns da aufwartet? Da antwortete ihm der Graf: Herr, es ist mein Sohn, den mir mein Weib geboren hat. Der Kaiser aber sprach wiederum: saget mir bei Euerem Eid die Wahrheit, und der Graf sagte: wollet Ihr einmal daran zweifeln, ich weiß selbst nicht, wessen Sohn er ist. Der Kaiser aber sprach: wie ist er zu Dir gekommen, oder von wem? Da antwortete ihm der Herzog: Herr, es sind nun zwanzig Jahre, daß ich im Walde jagte und zufällig in einem Baume ein Kind fand, das in Tücher gewickelt war. Der Kaiser aber hörte die Rede mit an und rufte heimlich diejenigen zu sich, welche er zu dem Förster nach dem Kinde gesendet hatte, und sprach: Ihr Lieben, gedenkt Ihr noch der Zeit, da ich Euch hin zu dem Förster in den Wald nach seinem Sohne sandte. Nun saget mir die Wahrheit bei Euerem Leben: wie erging es Euch mit dem Kinde? Da antworteten sie und sprachen: Herr, wir übten Barmherzigkeit mit dem Kinde, dieweil wir uns der Sünde fürchteten, und tödteten an seiner Statt ein kleines Schwein,

deren viele da waren, und brachten Euch ſein Herz, und das Kind legten wir in den hohlen Baum. Da ſprach der Kaiſer: das iſt der, welcher nach mir Kaiſer werden und regieren ſoll. Aber wohl vermag ich mich dem entgegen zu ſtellen und ihn zum Tode zu bringen. Er ſprach aber zu dem Grafen: das Kind ſoll bei uns am Hofe bleiben. Der Kaiſer aber dachte von Tag zu Tag darüber nach, wie er das Kind zu Tode brächte und es vertilgte. Nun war aber die Kaiſerin mit ihrer Tochter in einem andern Lande fern von dem Kaiſer, der rufte alſo den Jüngling zu ſich und ſprach: mein Sohn, Du mußt zur Kaiſerin reiten und ihr einen Brief von mir bringen, denn ich habe lange Zeit von ihr und meiner Tochter nichts gehört. Der Jüngling ſprach: Herr, ich bin bereit Euer Gebot zu erfüllen. Und alsbald rufte jener ſeiner Schreiber einen und befahl ihm folgenden Brief zu ſchreiben: Frau, ſobald Ihr dieſen Brief erblickt und ihn leſet, bei Euerem Leben, unterlaſſet dann nicht, was Ihr jetzo vernehmet, ſondern vertilgt alsbald den Boten, der Euch dieſen Brief übergiebt, mit einem böſen Tode, verſchiebt es aber nicht bis auf den dritten Tag, ſondern erfüllt mein Gebot, denn ſo Ihr das nicht thut, ſo müßt Ihr für ihn ſterben. Er verſiegelte hierauf den Brief mit ſeinem beſonderen Inſiegel und überantwortete den Brief dem Jünglinge, auf daß er ſich auf den Weg mache. Der Jüngling übernahm die Botſchaft gar fleißiglich und begab ſich auf den Weg. Er ritt aber ſchon drei Tage lang, und am dritten Tage kam er zu einem Ritter faſt müde von dem weiten Wege. Der Ritter aber nahm den Jüngling gut auf, weil er des Kaiſers Bote und ein ſchöner wohlgeſtalteter Knabe war, und gab ihm zu eſſen und zu trinken, und nach dem Eſſen hieß er ihn ausruhen und ſchlafen gehen, weil er wohl ſah, daß er müde war. Der Jüngling aber ward in ein Schlafgemach geführt, legte ſich nieder und entſchlief alsbald vor

Müdigkeit. Der Ritter wollte nun sehen, wie er gebettet sey, und er erblickte die Brieftasche und nahm den Brief heraus und las die Aufschrift und sah, daß er mit des Kaisers Insiegel versiegelt und an die Kaiserin gerichtet war. Da begann er nachzudenken und zu überlegen, ob er den Brief aufbräche und sähe, was in dem Briefe geschrieben stände. Der Ritter aber brach den Brief geschickt auf, weil das Insiegel dick aufgedrückt war, und las darin und fand, daß es auf den Tod des Jünglings abgesehen war, und daß man ihn tödten solle, sobald man den Brief sähe und gelesen habe; des war der Ritter sehr betrübt, daß der Knabe seinen Tod in dem Briefe mit sich führe, und dachte bei sich, was das für eine große Sünde wäre, daß man einen so jungen und wohlgezogenen Knaben also in den Tod sende. Indessen das geschieht nicht wider Gottes Willen, und er hieß alsbald einen andern Brief schreiben, dergestalt: liebe Frau und meine Kaiserin Ich befehle Dir bei Todesstrafe, daß Du den Boten, der Dir diesen Brief giebt, mit Freuden aufnimmst und unsere eingeborne liebe Tochter ihm binnen drei Tagen zu seiner Hausfrau giebst, alle Edelleute und Ritter und Knechte zur Hochzeit ladest und sie herrlich und löblich begehest, so gut Du kannst; thuest Du aber das nicht, so lasse ich Dich eines bittern Todes sterben. Hierauf schloß der Ritter den Brief und hing das nehmliche Siegel wieder an ihn, so daß man es nicht merken konnte, und steckte ihn wieder in die Brieftasche. Hierauf weckte er den Jüngling, und es blieb der Knabe über Nacht bei dem Ritter. Wie aber der Morgen kam, segnete er den Ritter, nahm Urlaub und ritt seines Weges. Als er aber zur Kaiserin kam, da ward er schön und wohl empfangen und grüßte sie vom Kaiser und überantwortete ihr den Brief. Als aber die Frau den Brief gelesen hatte, und ihn begriffen, da küßte sie den Boten und sprach zu ihm: sey willkommen

mein liebes Kind, ich will meines lieben Herrn Gebot gern erfüllen. Alsbald ließ ſie alle ihre Leute zu ſich laden, Edelleute und Bürger, die in ihrem Lande waren, ſie ſollten alle an dieſem Tage zur Kaiſerin zur Hochzeit ihrer Tochter und ihres Eidams kommen. Alle aber, die das hörten, kamen an dem Tage zur Kaiſerin, und zwiſchen der Jungfrau und dem Jünglinge ward eine große eheliche Heirath angeſtellt und begangen. Nach der Hochzeit wurden aber den jungen Brautleuten große Gaben und Kleinodieen verehrt, und damit fuhren ſie alle wieder heim. Der Jüngling aber blieb bei ſeiner Frau und bei der Kaiſerin, und es kam darnach der Kaiſer ſchier zu der Kaiſerin und hörte ſchon vorher, wie ſchön ſeine Frau die Hochzeit ausgerichtet hätte. Das that ihm aber ſehr leid und er wunderte ſich darüber, und als die Kaiſerin vernahm, daß ihr Herr, der Kaiſer, in der Nähe ſey, da ſprach ſie zu ihrem Eidam: mein Sohn, Du mußt Deinem Herrn, dem Kaiſer, und Deinem Schwiegervater entgegen reiten. Da antwortete der und ſprach: Frau, ich bin bereit zu thun, was Ihr mir gebietet. Und ſie ritten mit einander, und da ſie dem Kaiſer begegneten, da empfing die Frau ihren Herrn, und der Herr küßte die Frau und umpfing ſie, als er aber den Knaben erblickte, da erſchrack er gar ſehr und ward betrübt und ſprach zu der Frau: Ihr ſeyd ein Kind des Todes. Da antwortete ſie und ſprach: Herr, ich bitte um Euere Gnade, was habe ich wider Euch gethan, oder wie habe ich den Tod verdient? Da antwortete der Kaiſer: Frau, ich habe Dir bei Todesſtrafe verboten und befohlen in meinem Briefe, daß Du den Jüngling binnen drei Tagen, daß Du den Brief geſehen, tödten ſolleſt. Warum biſt Du meinem Briefe und Gebote nicht gehorſam geweſen? Da antwortete die Frau: Herr, ich habe den Brief noch, den Ihr mir geſendet habt: nach dem habe ich gethan und anders nicht,

da er beſagt, daß ich bei Deiner Huld und bei meinem Leben dem Jünglinge unſere Tochter geben ſolle. Iſt das ſchon geſchehen? ſprach der Kaiſer; die Frau antwortete: ja Herr, ſie ſchlafen alle Nächte bei einander. Da ſprach der Kaiſer: Frau, jetzt zeige mir den Brief, den ich Dir geſandt habe, und wie der Kaiſer den Brief geleſen hatte und ſein Inſiegel daran ſah, ſprach er: o eine wie große Thorheit iſt es von uns, wenn wir etwas anders ordnen wollen, denn es Gott beſchloſſen hat: es geſchieht doch. Und alſogleich küßte er den Jüngling aus Liebe und nahm ihn zu ſeinem Sohne an, der Jüngling aber ward nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Kaiſer und lebte löblich nach der Gerechtigkeit.

Siebzehnte Erzählung.

† (50)

Von einem Kinde, einem Hirten und einem Wolfe.

Es herrſchte einſt ein Kaiſer zu Rom, der hieß Lucius, der ſetzte ein Geſetz ein, daß wer ein Kind für Geld oder Lohn aufzöge, wenn dann das Kind in ſeiner Gewalt zu Schaden käme, der ſolle dafür ſein Leben verlieren. Nun geſchah es, daß die Kaiſerin ein Kind gebar; das vernahm ein Ritter, der bat die Kaiſerin gar fleißig, daß ſie ihm vergönnte das Kind zu erziehen. Da ſprach die Kaiſerin zu ihm: ich empfehle Dir das Kind, allein Du mußt Dich wohl hüten, denn wird das Kind bei Dir beſchädigt, ſo verlierſt Du Dein Leben. Da ſprach er zu der Frau: ſo iſt es mir recht. Der Ritter aber nahm das Kind und führte es mit ſich und überantwortete es ſeiner Frau zum Aufziehen, und die Frau nahm ſich des Kindes an und zog es mit aller Zärtlichkeit auf, und das Kind ward Allen

männiglich lieb und genehm. Nun geschah es zu einer Zeit, daß ein Jahrmarkt war und die Frau mit ihrem Herrn auf den Jahrmarkt ritt, und sie ließen das Kind daheim in der Wiege liegen und empfahlen es dem Hausgesinde. Wie nun der Herr und die Frau aus dem Hause waren, da gingen die Dirnen und das andere Gesinde auch aus dem Hause und vergaßen des Kindes in der Wiege und ließen es ohne Obhut in dem Hause bei offener Thüre. Nun war aber bei dem Dorfe ein böser Wolf, der demselben schon vielen Schaden gethan hatte: wie der sah, daß Niemand da war und die Thür offen stand, da ging er hinein und zog das Kindlein aus der Wiege und eilte mit ihm dahin in den Wald. Das ersah ein Hirt, der da in der Nähe auf dem Felde hielt, der eilte dem Wolfe nach und stieg auf einen Baum und schaute dem Wolfe nach, wo er hinlief. Dann aber stieß er in sein Horn, da kamen Leute und eilten ihm nach, einige zu Fuß und etliche zu Pferde, und wie der Wolf die Verfolgung sah und merkte, und auch das Laden der Läufe und das Bellen der Hunde hörte, da fürchtete er sich sehr und ließ das Kindlein fallen, und wie die Leute das Kindlein fanden, waren sie des gar froh, doch am meisten der Ritter und die Frau, allein das Kindlein war doch an der Stirne beschädigt, so daß es blutete. Nachdem aber ward es ganz und gar wieder heil. Nun geschah es aber, daß der Kaiser nach seinem jungen Sohne sandte, den er gern sehen wollte, und der Ritter bereitete sich nach des Kaisers Gebot und machte sich auf zu ihm, fürchtete sich aber sehr und nahm das Kindlein mit sich. Wie aber der Kaiser das Kindlein erblickte, da sah er eine Narbe an des Kindes Stirn, und er sprach zu dem Ritter: mein Lieber, was ist das, das ich an des Kindes Stirn sehe. Da antwortete er: Herr, es begab sich einmal, daß ich mit meiner Frau auf den Markt ritt und das Kind meinem Hausgesinde befahl,

und alſo ſagte er Alles zuſammen dem Kaiſer, wie es verwahrloſet worden wäre und es ein Wolf fortgeſchleppt hätte, und wie es von den Leuten wäre erlöſet worden, die der Hirt mit ſeinem Blaſen aufgebracht hätte, und davon rühre der Schaden her. Da ſprach der Kaiſer: Dir empfahl ich mein Kind und nicht Deinem Hausgeſinde, darum haſt Du wider mein Gebot gethan. Der antwortete aber: Herr, ich ſehe ein, daß ich wider Euer Gebot gethan habe, und darum bitte ich Euch um Gnade. Da antwortete der Kaiſer: weil Du denn bekennſt, daß Du wider mein Gebot gethan, und um Gnade bitteſt, darum ſo vergebe ich Dir, befleißige Dich aber fürder ſolches zu vermeiden. Das verhieß ihm der Ritter und that auch alſo, der Kaiſer aber bewirthete ihn auch darnach wohl und brachte ihn zu hohen Würden und Ehren.

Achtzehnte Erzählung.

† (53)

Von einem ſchwarzen Roſſe.

Es war einſt ein Mann zu Rom gewaltig, der hieß Antiochus, und es war in denſelbigen Zeiten auch ein Ritter, der Leontius hieß. Derſelbige Ritter hatte aber ein kleines Gütchen nahe bei der Beſitzung des vorhin genannten Römers, welches ſein Gebieter gern gehabt hätte. Nun dachte der immer darüber nach, wie er dem Ritter ſein Land abgewänne und Herr deſſelben würde, und rufte den Ritter zu ſich und ſprach mit ihm und ſagte: gehe hin, verſchaffe mir ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Hund, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarzes Jagdhorn, alſo daß ich heute über acht Tage Alles in meinen Händen habe, thuſt Du das nicht, ſo haſt Du Dein Land verloren. Wie das der Ritter vernahm, da ward er gar traurig,

denn er wußte nicht, wo er das hernehmen ſollte, und kam heim zu ſeiner Hausfrau, die unſere liebe Frau gar lieb hatte. Die ſprach zu ihm: gehe hin zu dem erſten beſten Prieſter und beichte, und wenn Du ſelbiges gethan haſt, dann bleib bei einer Meſſe, und Gott wird Dir ſeine Hilfe verleihen. Der Ritter aber beichtete Alles lauter und rein, und damit ritt er durch einen Wald traurig hin und her, zuletzt kam er aber an einen Graben, an dem ſahe er einen Mann ſitzen, der einen Stab in der Hand hielt. Derſelbige alte Mann aber ſprach zu ihm: mein Lieber, von wannen kommſt Du, oder wo willſt Du hin? Da antwortete er: Herr, ich komme aus der Kirche und wo ich hin will, das weiß ich gar nicht. Da ſprach der alte Mann zu ihm: nimm dieſen Stab und folge dieſem Wege hier, kehre Dich aber weder zur rechten noch zur linken Seite, da wirſt Du von ferne eine Feſte erblicken, die gar ſchwarz ausſieht, und wenn Du dahin kommſt, ſo gebiete den Leuten daſelbſt von meiner Seite, daß man Dir gebe was Du bitteſt, und ſprich alſo: der des Stabes Herr iſt, der gebeut, daß man mir gebe ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Hund, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarzes Jagdhorn, und wenn Du das Alles haſt, ſo gehe nicht hinauf, wenn ſie Dich auch hinauf laden, und blaſe auch nicht auf dem Horne, laſſe auch den Hund nicht laufen, noch den Falken fliegen, ſondern bringe es Alles zuſammen Deinem Herrn und überantworte mir meinen Stab wieder, wenn ich Dich darum bitte. Der Ritter aber nahm den Stab und ging drei Tage lang, am dritten Tage ſah er aber eine ſchwarze Burg in der Ferne. Wie er aber in die Nähe derſelben kam, da begegneten ihm vier Wappner, wohl gewaffnet und ſprachen zu ihm: Herr, wohl bekomme es Dir, gehe in die Veſte hinauf und laſſe Dir eine Mahlzeit gefallen. Der aber antwortete: mit nichten, ich komme nicht in das Haus, allein der Herr dieſes Stabes gebeut, daß Ihr mir

ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn gebet. Da antworteten sie: wir müssen dem Herrn unterthänig seyn, und sie gaben ihm allsogleich das, was er gebeten hatte, und sprachen zu dem Ritter: es wird Dir gut seyn, wenn Du Dich auf das Roß setzest und in das Horn stößest. Da antwortete der Ritter: das thue ich nicht. Hierauf nahm er das Roß und den Hund an eine Hand, den Falken an die andere, das Horn aber um den Hals und kam also zu dem alten Manne gegangen und gab ihm seinen Stab wieder und dankte ihm, der alte Mann aber verschwand aus seinen Augen. Nachdem ging aber der Ritter zu dem König und gab ihm das Alles zusammen, was er von dem Ritter gefordert hatte. Wie aber der König hörte, daß der Ritter gekommen sey und ihm das Alles gebracht habe, da freuete er sich sehr, und da er also da saß, da hörte er die Hunde bellen, und er fragte, was das wäre. Da antworteten sie ihm und sprachen: Herr, es ist ein Hirsch, dem jagen die Hunde nach. Da sprach der König: führt mir mein schwarzes Roß her, daß ich mich darauf setze, und den schwarzen Hund und auch den schwarzen Falken setzet auf meinen Arm und das schwarze Horn hängt mir um den Hals. Wie er aber den Hirsch ersah, da bließ er in das Horn und sprengte mit dem Rosse davon und der Hund jagte ihm nach. Der Hirsch aber lief geraden Weges in die Hölle, der Hund mit samt seinem Herrn, der den Falken trug und das Horn am Halse hatte, die jagten dem Hirsche nach in die Hölle hinein, und darnach wurden sie nimmermehr gesehen ewiglich.

Neunzehnte Erzählung.

† (55)

Von einem Weibe, einem Drachen und einem Löwen zu den Zeiten Antonii.

Ein Kaiſer hieß Antonius, derſelbe regierte gewaltiglich. In deſſen Reiche war ein Ritter, der wollte in eine Stadt reiten. Nun wiederfuhr es ihm, daß er ſich verirrte in einer wilden Wüſte, und es lag daſelbſt auf einer Seite ein fürchterlicher und gefährlicher Drache und auf der andern ein Löwe. Nun wollte ſich aber der Ritter aus dieſer Fahrniß und dieſer Straße retten und ſeinen Weg wieder zurück reiten, da ſah er ein großes breites Gewäſſer, gleich wie ein Meer, und er wußte nicht, wo er ſich hinwenden ſollte. Wie er aber alſo hin und her dachte, da ſah er einen Engel ſtehen, der hatte in einer Hand ein bloßes Schwert, in der andern aber hielt er eine Krone und ſprach: verſchmähe und widerſtehe, zertritt den Drachen, widerſtehe dem Löwen und verſchmähe das Meer, dann machſt Du ein Ende dem Zorne des Thieres, der Treuloſigkeit des Wurmes und dem Strome des Meeres, und das geſchieht erbärmiglich.

Zwanzigſte Erzählung.

† (67)

Von einer Stadt am Meere und unſeres Herrn Marter.

Es war eine Stadt am Meere, die viel von giftigem Gethier zu leiden hatte: unter andern Thieren gab es aber da einen ungeheuren und ungeſchlachten Drachen, der alle Tage

zur Stadt kam, und die Bürger der Stadt gaben ihm alle Tage ein Thier oder einen Fisch. Nun gingen sie aber zusammen zu Rath, wie sie einen Plan fänden, damit sie die Stadt möchten von dem Jammer freimachen, der in ihr war, und besonders von dem Drachen. Nun kam zuletzt ein Mann von fernen Landen, der ihnen einen Rath gab, sie sollten einen Löwen fangen und denselben an einen Baum hängen, und wenn die andern Thiere den Löwen sähen, dann flöhen sie und absonderlich der Drache. Nun fingen die Bürger zufällig einen Leuen und tödteten ihn, und als er todt war, da hefteten sie ihn mit eisernen Nägeln an einen hohen Baum, also daß man ihn allerwegen sah. Wie nun der Drache zur Stadt kam und den Löwen erblickte, alsbald entwich er von der Stadt und alle die andern giftigen Thiere folgten ihm nach, und also ward die Stadt erlöst.

Einundzwanzigste Erzählung.

† (100)

Von Octaviano und einem Thurme mit Bildern.

Octavianus regierte zu Rom gewaltig und reich, und war doch also zu begierig auf Gold und Silber, dessen er begehrte. Es war aber ein Meister zu Rom, der hieß Virgilius und war vollkommen in der schwarzen Kunst. Nun baten ihn die römischen Bürger, daß er etwas machte, damit sie ihre Feinde erkennten, auf daß sie sich vor ihnen bewahren möchten. Da baute er einen hohen Thurm und in der Höhe des Thurmes ringsum so viele Bilder, als Länder Rom unterthänig waren, in der Mitte des Thurmes aber machte er ein Bild, das hielt einen güldenen Apfel in der Hand, und ein jegliches Bild kehrte sein

Antlitz gegen das Land, da es hingehörte. Und wenn ſich dann ein Land in ſeiner Geſinnung umkehrte, ſo daß es den Römern widerſtrebte, dann läutete das Bild eine Glocke, und die andere läutete auch. Etliche ſprachen, daß der Römer Gott Panteon ſeinen Rücken dem Bilde des Landes zugekehrt habe: wenn dann die Römer das ſahen, dann verſorgten ſie ſich mit Heeresmacht und bezwungen ſie dann wieder. Alſo mochte ſich denn kein Land vor den Römern verbergen der Bilder wegen, die da waren. Darnach machte Meiſter Virgilius noch um der armen Leute Willen zu ihrem Troſte ein großes Feuer, das ſtets brannte, daß ſie ſich erwärmen konnten, und bei dem Feuer einen Springbrunnen, daß ſie ſich daran laben mochten oder neben dem Feuer baden. Daſelbſt machte er auch ein Bild, das allda ſtand, und an deſſen Stirn ſtand geſchrieben: wer mich ſchlägt, an dem nehme ich alsbald Rache. Das Bild ſtand aber lange da, zuletzt kam jedoch einer, der die Ueberſchrift las: wer mich ſchlägt. Der dachte bei ſich: was für eine Rache willſt Du denn nehmen? Ich glaube, eher könnte ich Dir darum eine Maulſchelle geben, daß ich unter Deinen Füßen einen großen Schatz fände. Und darum willſt Du, daß Dich Niemand ſchlage, damit Du nicht falleſt. Der ließ alſo nicht davon, ſondern er ſchlug das Bild an den Hals, ſo daß es umfiel, und alsbald verſchwand das Waſſer und das Feuer erloſch und er fand nirgends einen Schatz. Die armen Leute wurden aber gar betrübt von dem Falle des Bildes und ſprachen: verflucht ſey der, welcher um ſeines Geizes Willen das Bild zerſtört und uns unſeres Troſtes beraubt hat. Darnach kamen drei Könige, die den Römern viel Ungemach anthaten und ſprachen unter ſich ſelbſt: wie mögen wir uns an den Römern rächen? allein wir mühen uns umſonſt, denn ſo lange der Thurm da ſteht mit den Bildern, ſo lange ſchaffen wir nichts und mögen auch wider die Römer

nicht ſtreiten. Da ſtanden drei Ritter auf und ſprachen: was giebt man uns, daß wir den Thurm mit ſeinen Bildern brechen? Da antworteten ihnen die drei Könige: vier Fäſſer voll Gold, und die Ritter ſagten: es geſchehe alſo. Die drei Ritter aber nahmen das Gut, vier Fäſſer voll Gold, und fuhren gen Rom, und an dem erſten Thore gruben ſie auswendig eine große Grube und Tiefe und legten darein einen großen Schatz Goldes, bei dem andern Thore einen zweiten Schatz, und bei dem dritten auch noch einen kleinen. Als ſie nun das in der Stille gethan hatten, gingen ſie in die Stadt vor den Kaiſer. Der kam ihnen aber entgegen und grüßte ſie und ſprach zu ihnen: von woher ſeyd Ihr? Sie antworteten aber und ſprachen: Herr, wir ſind von fernen Landen und ſind Ausleger der Träume, und es mag uns nichts Anderes träumen, denn wo Gold und Silber verborgen liegt: das vermögen wir wohl mit unſerer Kunſt zu finden. Nun haben wir gar viel von Euerer Frömmigkeit gehöret und wir ſind zu Euch hergekommen, ob Ihr unſerer Dienſte bedürfet. Der Kaiſer ſprach: ich will Euch verſuchen. Sie antworteten aber dem Kaiſer: Herr, wir nehmen den halben Theil Silber oder Gold, was wir finden durch unſere Kunſt. Nach dem Abendeſſen ſprachen ſie zu dem Kaiſer: Herr, wollt Ihr, ſo legen wir uns ſchlafen, und dem älteſten von uns wird in der Nacht ein Traum kommen, und denſelbigen Traum ſagen wir Euch morgen. Der Kaiſer ſprach: nun gehet in Gottes Namen und Gott gebe Euch einen guten Traum. Die gingen aber für ſich und vertrieben ſich die Nacht mit Freuden und Spott, und des Morgens früh kamen ſie vor den Kaiſer: Herr, ich ſah, ſprach der Aelteſte, in meinem Traume, daß vor dem vorderſten Thore der Stadt ſich eine tiefe Grube befindet, darin iſt ein Faß mit Gold verborgen. Der Kaiſer ſprach: gehen wir ſtill hinaus und verſuchen wir, ob dem alſo iſt: und da ſie hinauskamen und

mit graben begonnen, da fanden ſie Alles, wie der Ritter geſagt hatte. Der Kaiſer aber ward froh und hielt ſie in großen Ehren und Obhut und nahm das Gut in ſeine Kammer, und die Hälfte gab er ihnen. Nun ſprach der andere Ritter: ich will heute auch verſuchen, was mir träumt. Des Morgens früh ſprach er, er habe auch einen Traum geſehen, es liege unter dem andern Thore auch ein Bottig mit Gold und Silber: da ward auch nachgegraben und er ward gefunden. Der dritte aber that auch alſo, wie die zwei andern gethan hatten. Darnach ſprachen ſie alle drei zu dem König: Herr, wir haben alle drei in dieſer Nacht nur einen Traum gehabt. Herr, es liegt unter dem Thurme, wo die Götter ſind, ſo großes Gut, daß deſſen eine Unmaſſe iſt. Da antwortete der Kaiſer: das thue ich nicht, daß ich den Thurm mit den Bildern um des Goldes Willen zerſtöre. Sie antworteten ihm und ſprachen: Herr, wir werden ſo klüglich graben, daß wir der Grundfeſte nicht ſchaden, und das muß bei Nacht geſchehen, daß ſolches der Pöbel nicht inne wird, denn er würde uns ſonſt den Schatz verſchleppen. Der Kaiſer ſprach: nun ſo gehet hin und thuet Euer Beſtes, wie Ihr nur könnt, morgen komme ich mit meinen Roſſen zu Euch nach dem Schatze. Die drei Ritter aber gingen bei der Nacht mit Freuden dahin und begonnen an der Grundfeſte des Thurmes zu graben und untergruben ſie und zündeten darunter ein Feuer an und zogen damit ihre Straße. Nun waren ſie kaum eine Meile von der Stadt Rom entfernt, als der Thurm mit den Bildern zuſammen brach. Des Morgens in der Frühe kamen aber die Bürger von Rom und hörten und ſahen, daß der Thurm eingeſtürzt ſey, und klagten dem Kaiſer ihr Herzeleid und ſprachen mit ihm. Der Kaiſer aber ſagte ihnen, wie die mit ihm gethan hätten. Da antworteten ihm die Römer und ſprachen: durch Deinen Geitz ſind wir unſerer Ehre beraubt, darum ſoll Deine

Bosheit wiederum auf Dein eigen Haupt fallen, und ſie nahmen ihn mit und goſſen ihm zerlaſſenes Gold in den Mund, daß er voll davon ward, und ſprachen zu ihm: nach Gold hat Dich gedürſtet, nun trinke Gold, und ſie begruben ihn alſo lebendig in die Erde.

Zweiundzwanzigſte Erzählung.

† (76)

Von dem König, der St. Peter und St. Paul mit Gewalt nehmen wollte.

Es war einſt ein hoffärtiger König, der war ein Heide und wollte die Leichname St. Peters und St. Pauls aus Rom wegtragen und ſtehlen oder mit Gewalt erobern. Wie der von Hauſe auszog und in einer Stadt übernachtete, da ſprach er zu ſeinem Hofmeiſter: ſuche mir ein ſchönes Weib, die heute Nacht bei mir ſchlafe, was ich ihr geben ſoll, will ich herzlich gern geben. Das hörte der Marſchall und ward gleich gar begierig das Geld zu gewinnen, führte alſo ſein eigenes Weib wider ihren Willen in das Bett des Königs. Wie aber der Morgen kam, da ſprach der König zu dem Marſchall: thue das Fenſter auf, damit ich ſehe, wie ſchön die Frau iſt, die heute bei mir gelegen hat, und gieb ihr dann tauſend Gulden. Wie aber das Fenſter aufgethan war und der König erkannt hatte, daß ſie des Marſchalls Hausfrau war, da ſprach er zu ihm: o Du böſer Mann, wie haſt Du Deine Hausfrau dadurch beſchimpft, daß Du ſie für Geld zu mir gelegt haſt. Jetzt packe Dich ſchnell aus meinem Reiche, denn wo Du länger darin bleibſt, mußt Du eines böſen Todes ſterben. Wie der das hörte, floh er aus dem Königreiche und ward nicht mehr darin geſehen, und alle Zeit,

ſo lange der König lebte, hielt er die Frau in Ehren und in Luſt. Darnach verſammelte aber der König ein großes Heer und zog gen Rom und umſtellte die Stadt mit ſeinem Heere, bis ihm die Römer die Leichname St. Petri und Pauli geben würden, auf daß er von der Stadt abzöge. Nun waren zu der Zeit ſieben Meiſter in der Stadt, zu ſelbigen kamen die Bürger und ſprachen zu ihnen: was thun wir, die Stadt iſt in Gefahr, daß ſie verloren und zerſtöret werde. Es geht faſt nicht anders, als daß wir ihm die Leichname St. Peters und St. Pauls geben. Da ſprach der erſte Meiſter: ich will die Heiligen und die Stadt einen Tag vor ihm bewahren. 'Der andere ſprach: ich halte ſie den andern Tag, und ſo wollten ſie ſie alle, jeder einen Tag friſten. Der König wollte aber die Stadt ſtürmen, der erſte Meiſter hub an mit dem Könige um einen Sohn zu dingen und zu reden, alſo daß der König dieſen Tag der Stadt mit Sturm nichts anthun konnte. Alſo redeten ſie alle, jeder einen Tag, bis auf den letzten Meiſter; zu dem kamen die Bürger und ſprachen: o lieber Meiſter, der König hat geſchworen, er wolle die Stadt morgen gewinnen, geſchieht das, ſo müſſen wir alle ſterben. Nun hilf uns, ſo wie Deine Geſellen gethan haben. Da antwortete er ihnen: fürchtet Euch nicht, am morgenden Tage mache ich, daß der König mit ſeinem ganzen Heere entflieht. Der Meiſter aber legte einen wunderlichen Rock an, daran waren Pfaufedern und Glöcklein und Farben von andern Vögeln. Damit ging er, verſehen mit zwei bloßen Schwertern, auf einen hohen Thurm der Stadt, ſo daß ihn der König mit ſeinem ganzen Heere wohl ſehen konnte, und auf dem Thurme bewegte er ſich hin und her, gerade als wenn er fliegen wollte, und die Federn glänzten ſehr und die zwei Schwerter hielt er in ſeinem Munde feſt. Das ſahen aber etliche im Heere, die ſprachen: Herr, ſehet Ihr nicht ein wunderlich Ding auf dem Thurme

stehen? Er aber antwortete und sprach: ich sehe es wohl, was es aber ist, das weiß ich nicht. Da sprachen sie: es ist der Christen Gott, der vom Himmel herab gefahren ist, der wird uns alle mit den zwei Schwertern niederschlagen und tödten, so wir länger hier liegen. Wie das der Herr vernahm, da fing er an sich zu fürchten und sprach zu ihnen: es giebt nur einen Weg, daß er uns nicht schlage, so wir nehmlich die Stadt räumen. Damit machte sich der König mit allem seinem Volke auf und zog von dannen. Die Römer aber waffneten sich und folgten ihm nach und erschlugen den König und einen Theil seiner Schaaren, und also ward der König durch die Weisheit der klugen Meister überwunden.

Dreiundzwanzigste Erzählung.

† (83)

Von St. Daniel, der eine Säule sah.

Daniel sah eine Säule, deren Haupt war gülden, die Brust und die Arme silbern, der Bauch und die Gemächte von Glockenspeise, ihre Schienbeine eisern, die Füße eines Theils von Erz, andern Theils von Eisen. Diese Säule sah auch Nebucadnezar, der König, und verstand sie nicht, Gott gab es aber Daniel zu verstehen. Und ein Stein ward gelöset aus seinen Händen und flog an die Füße der Säule, des Erzes und Eisens, und zerschlug die Säule ganz und gar. Das ist aber das Bild des Laufes der Welt.

Vierundzwanzigste Erzählung.

† (91)

Von einer Säule, die zu Jerusalem war.

Man liest in der meisterlichen Historia, die da heißet Scholastika, daß zu Jerusalem eine Säule stand, die war

von Glockenſpeiſe gegoſſen, auf ſelbiger Säule war unſeres Herrn Bild, und an deſſelbigen Bildes Gewand war unten nach jüdiſcher Sitte ein Saum, und tief unten bei der Säule wuchs ein Kraut, das ſo lang und ſo hoch war, daß es das Bild beinahe berührte, und das war gar bitter. Wer aber das Bild berührte, auch nur unten am Saume, und ſiech war, was für ein Siechthum oder Gebreſte er hatte, der geſundete im Augenblick.

Fünfundzwanzigſte Erzählung.

† (94 ſ. d. Gest. Rom. c. 39, Bd. I., p. 68. sq.)

Von zwei Brüdern, die großen Krieg mit einander hatten.

Man lieſt in der Römer That, daß zwiſchen zwei Brüdern ein großer Krieg war, ſo daß der eine Bruder beinahe alle Lande und alle Habe des andern allzumal verwüſtete. Das hörte der Kaiſer Julius und es that ihm gar leid und brachte ihn auf wider den Bruder, der den andern alſo ſchädigte. Nun verſtand aber derſelbige Verwüſter des Kaiſers Zorn wohl und fürchtete ſeine Beſtrafung und ging zu ſeinem Bruder und bat ihn um ſeine Huld und Verſöhnung wegen Allem, das er ihm gethan hatte, und verhieß ihm Entſchädigung und bat ihn, daß er zwiſchen dem Kaiſer und ihm Friede machte. Nun ſprachen aber, die dabei ſtanden, daß jener das nicht um ſeinen Bruder verdient hätte, ſondern nur Pein. Da antwortete ihnen der Bruder, der den Schaden hatte, und ſprach: den Fürſten muß man lieb haben, der im Streite gütig iſt, wie ein Lamm und im Frieden böſe, wie ein Leu. Da dem nun ſo iſt, daß mein Bruder viel wider mich hatte und es um mich nicht verdient hat, ſo will ich ihn doch

bei dem Kaiſer Gnade auswirken, wenn ich vermag, denn das Unrecht, das er mir gethan hat, iſt genug an ihm gerochen. Alſo ward zwiſchen ſeinem Bruder und dem Kaiſer Verſöhnung und Friede beſtätiget.

Sechsundzwanzigſte Erzählung.

† (96).

Von einer Brücke und böſen Thieren darunter.

Es war einmal ein Mann, der ſollte aus einem Lande ins andere gehen, der kam an eine Brücke, über die er gehen mußte. Der ſah vor ſich einen ſchrecklichen Löwen, an ſeiner rechten Seite einen Drachen und an der linken ein großes Meer. Wie er aber das Dreies alſo geſehen hatte, da wollte er nicht fürbaß gehen, ſondern wieder umkehren. Da ſtand am Wege ein Engel, der hatte in der einen Hand ein Schwert und in der andern eine Krone. Der ſprach zu ihm: verſchmäh, widerſteh, zertrete, des Meeres Glück, des Thieres Zorn, des Drachen Untreue, die brich elendiglich und alsbald, ich gebe Dir dazu ein Kreuz, damit Du Alles machen kannſt. Der Menſch aber, ſobald er den Engel erblickt hatte und dieſes gehört, da überwand er Alles und entfloh ihm, denn er tödtete den Löwen und zertrat den Drachen, von dem Löwen aber nahm er die Krone für den Sieg.

Siebenundzwanzigſte Erzählung.

† (97)

Von Brunnen, die wunderbar waren.

St. Iſidorus ſchreibt in ſeinem Buche von der Auslegung der Wahrheit, daß zwei Brunnen in Sicilia ſeyen

der eine machte unfruchtbare Thiere fruchtbar und der andere fruchtbare Thiere unfruchtbar. Bei dem ersten Brunnen sollen wir uns unsern Herrn Christum denken, der einen unfruchtbaren Menschen, das ist den Sünder, fruchtbar macht mit den Werken der Barmherzigkeit. Der andere Brunnen ist der böse Geist, der einen guten Menschen zu einem bösen Ende bringt, daß er unfruchtbar ist an guten Werken. In Italia, das ist Welschland, da ist ein Brunnen, der das Gesicht der Augen bessert und die kranken Augen heilt zu besserem Sehen. Am Tage scheint er, in der Nacht brennet er. Also ist Christus unser Herr, der heilt die Wunden der Sünder, und am Tage scheint er, das heißt, in diesem Leben wirkt er die Werke der Barmherzigkeit, in der Nacht brennt er, das ist im Gewissen wider die Sünde. In Afrika ist ein Brunnen, der die brennenden Fackeln auslöscht und die erloschenen anzündet. Also thut unser Herr Christus. Die brennenden Fackeln, das sind die Weisen dieser Welt und die Herren, die sich erleuchtet und witzig dünken, die verlöscht er. Und die erloschenen, das sind die Einfältigen und Armen, die erloschen sind gegen die Welt, die entzündet er. In Dacia ist ein Brunnen, der seine Farben vier Stunden im Jahre verändert, drei Monate ist er blutfarbig, drei Monate grün, drei Monate klar. Also ist unser Herr Christus, der nicht nur mehr denn einmal gelitten hat um des menschlichen Heiles Willen und seine Farbe verwandelt hat, denn da er geboren ward, da war er klar, blutfarbig aber ward er, da er beschnitten ward und am Kreuze weinte. In Boecia sind zwei Brunnen, der eine macht dem Menschen Klugheit und Gedächtniß, der andere macht ihn vergessend. Der erste Brunnen bezeichnet unsern Herrn Christum, der dem Menschen Tugend giebt, der andere Brunnen aber macht den Menschen vergessend aller guten Werke, die er von Gott empfangen hat: das ist der böse Geist. In

Campanien ſind zwei Gewäſſer, eins iſt ein Mann und vertreibt den Unſinn, das andere iſt ſein Weib und vertreibt Unehrbarkeit der Weiber. Das erſte Waſſer bezeichnet Chriſtum, der da vertreibt Unſinn und Thorheit der Sünde, das andere iſt die andächtige Andacht und andächtiges Gebet.

Achtundzwanzigſte Erzählung.

† (99 ſ. a. Gest. Rom. c. 46 oben Bd. I. p. 75.)

Von ſieben Bäumen und von ſieben Todſünden.

Ein Meiſter, der Tullius heißet, ſagt uns, daß er im Mai in einen Wald ging: in dem ſtanden ſieben Bäume voller Blätter, die waren ſchön anzuſehen, von denen nahm er ſo viel Aeſte, als er kaum ertragen konnte. Da kamen zu ihm drei Männer und führten ihn aus dem Walde, und an dem Ausgange des Waldes, da fiel er in eine tiefe Grube, daß er von der Schwere ſeiner Bürde ganz und gar verſank. Bei dem Walde aber denke man ſich die Welt, die voll iſt von mancherlei Bäumen, das ſind die Todſünden. In dem Walde ſind dreierlei, Welt, ſieben Bäume und ſieben Todſünden. Von allen dieſen nimmt ein jeglicher Menſch ſo viel Aeſte auf ſich, daß er ſie kaum ertragen kann noch entbehren mag, d. h. daß er nicht zu der Gnade Gottes kommen kann, ſo lange er in den Sünden iſt. Nun kammen drei Männer, die waren Hüter des Waldes, das ſind drei Feinde, der Leib, die Welt und der Teufel, und helfen ihm die Sünde vollbringen, bis daß er ſeine Seele verliert und in die Grube verſenkt wird, d. i. in die Hölle, von der Schwere ſeiner Bürde, d. i. ſeiner Miſſethat und tödtlicher Sünde.

Neunundzwanzigste Erzählung.

† (101)

Von einem Kaiser, der hieß einem Schergen ein edles Weib verderben.

Valerius ſagt, daß ein Scherge ein edles Weib um einen Ehebruch halber verderben ſollte, und der ſtieß ſie in einen Kerker. Allein da ſie der Thurmwärter aus Barmherzigkeit nicht gleich verderben laſſen wollte, ſo ließ er durch ſeine Gütigkeit ihre Tochter zu ihrer Mutter aus- und eingehen, doch gab er wohl Acht, daß ſie nicht Speiſe und Trank zu ihr trug, und wollte, daß ſie alſo vor Hunger umkäme. Nach vielen Tagen wunderte es aber den Frohnknecht, wie das zugehen möchte, daß die Frau ſo lange ohne Speiſe leben möchte und er vernahm, daß ſie die Tochter nährte mit der Milch aus ihren Brüſten. Dieſe unerhörte Güte an der Tochter und die Noth an der Mutter machte den Richter geneigt zur Barmherzigkeit, und er erflehte der Frauen Löſung und Gnade.

Dreißigſte Erzählung.

Von drei Sirenen, die viele Schiffer ertränkten.

Man lieſt, daß drei Sirenen auf einer Inſel waren oder auf einem Werder, die ſangen die allerſüßeſten Weiſen. Die eine ſang mit menſchlicher Stimme, die andere bließ auf einem Rohre und die dritte ſpielte auf einer Leier. Die Sirenen hatten aber ein weibliches Antlitz, Flügel und Krallen aber wie ein Vogel, und alle Schif-

fer, die vor ihnen vorüberzogen, die verſenkten ſie, und die, ſo in den Schiffen ſchliefen, die ertränkten und zerriſſen ſie. Nun geſchah es, daß ein Herzog aus Noth vor ihnen vorüberfahren mußte, da befahl er, daß man ihn an den Segelbaum binden ſollte und ſeine Ohren ganz und gar verſtopfen, und alſo kam er hin vor die Sirenen mit allen den Seinen, und die Sirenen ertränkte er im Meere.

Zweiter Anhang.

Die von den lateiniſchen abweichenden Geſchichten der engliſchen Redaction der Gesta Romanorum *).

Es eignen ſich aus dieſer Redaction nicht alle Erzählungen zur Mittheilung, denn Cap. I. iſt die Geſchichte vom König Anſelmus und ſeinen drei Söhnen (bei Swan T. I. p. Lxx. sq. nur ganz kurz bei Douce T. II., p. 366. sq.), die von uns aus der Grimmſchen Hdſchr., als nr. 5. mitgetheilt iſt (II. p. 147.), Cap. IV. (ausgez. b. Douce T. II., p. 367. sq.) iſt beinahe ganz gleich mit dem c. 101 der wahren Gesta, Cap. XVIII. (bei Swan T. I. p. Lxv — Lxxii. u. Auszug b. Douce T. II., p. 368. sq. iſt die von uns aus der Grimmſchen Hdſchr. unter nr. 9. mitgetheilte Geſchichte (ſ. o. II., p. 159.), Cap. XXVI. (ausgez. b. Douce T. II., p. 371. sq.) iſt offenbar die in den wahren Gest. c. 132. erzählte Geſchichte, Cap. XXX. (ausgez. b. Douce T. II., p. 373. sq.) iſt die wenig abweichende Geſchichte vom Placidus in den wahren Gesta nr. 110., Cap. XXXII. (b. Swan. T. I. p. LXXXII. sq. und Douce T. II., p. 379. sq.) iſt die Geſchichte vom Hunde, der Schlange und dem Kinde, die von uns nach der Grimmſchen Hdſch., als nr. 13. (p. 176.) gegeben iſt, ſo auch Cap. XLVI. b. Swan. I. I., p. LXXXV. sq., nur ganz kurz b. Douce T. II., p. 384.), offenbar die Geſchichte vom fiſcheſſenden Grafen und ſeinem Sohne in der Grimmſchen

*) Hier zeigt ein †, daß eine Geſchichte nach der Redaction von Swan in ſeiner engliſchen Ueberſetzung der Gesta Rom., ein ●, daß ſie nach dem von Douce Illustr. of Shakespeare T. II. gegebenen Auszuge erzählt iſt. Die dabei in ( ) eingeſchloſſenen Zahlen bedeuten die Seitenzahlen des einen oder andern Buches. Die Uebereinſtimmung der einzeln oben angegebenen Erzählungen iſt eines Theils von Swan, theils von mir aufgefunden worden, bei den wenigſten von Douce.

Hdſchr. nr. 11. (p .168. sq.), Cap. XLVII. (b. Douce T. II., p. 384. sq.) iſt die Geſchichte vom Wolfe, dem Kinde und Hirten in den deutſchen Gestis nr. 17. (ſ. oben II., p. 206.), Cap. XLVIII. iſt die von uns aus der Grimmſchen Hdſchr. als nr. 10. (p. 163.) mitgetheilte Erzählung (bei Douce T. I. p. 281 — 290)., das Sujet von Shakeſpeare's Kaufmann von Venedig, Cap. XLIX. (ganz kurz bei Douce T. II., p. 385.) iſt aus den wahren Gest. Rom. c. 50., Cap. L. iſt gleich nr. 45. der wahren Gest. Rom. (ſ. a. Douce T. II., p. 385. sq.) Cap. LI. (ausgez. b. Douce T. II., p. 389. sq.) kommt überein mit nr. 64. der wahren Gesta, Cap. LIV. iſt die 120ſte Geſchichte der wahren Gesta vom Fortunatus, Cap. LVI. (b. Douce T. II., p. 391. sq.) iſt = nr. 20. der wahren Gesta und der weitläufigern Redaction in den deutſchen Gestis, oben als nr. 16. (p. 198.) aufgenommen, Cap. LXII. iſt ähnlich mit nr. 66. der wahren Gesta, in Verbindung geſetzt mit nr. 1., 37. und 55. derſelben (ganz kurz bei Douce T. II., p. 395.), Cap. LXX. (bei Douce T. II., p. 397 — 403.) iſt offenbar die Geſchichte des Guido und Tyrius in den wahren Gestis nr. 171., Cap. LXXII. (b. Douce T. II., p. 403. sq. ganz kurz) iſt faſt dieſelbe Erzählung mit nr. 101 der wahren Gesta, Cap. LXXXI. iſt = nr. 20. der deutſchen Gesta (ſ. p. 211.), Cap. XC. iſt faſt gleich mit nr. 50. der wahren Gesta und der in der folgenden Abhandlung über den Verfaſſer dieſes Buches mitgetheilten Erzählung des Dialogus creaturarum aus der älteſten Redaction der Gesta Romanorum, Cap. XCVII. iſt im Ganzen ſehr ähnlich mit nr. 177 der wahren Gesta, Cap. C. kommt überein mit nr. 104. der wahren Gesta und Cap. CI. (bei † p. CXIV — CXXXII., kürzer bei Douce T. II., p. 416. sq.) iſt nichts als die der Sache nach ganz gleich, nur etwas weitläufiger erzählte Geſchichte vom Kaiſer Octavianus in der Grimmſchen Hdſchr. (oben nr. 8. p. 152.), daher bleiben außer den in der engliſchen Redaction ganz aus den lateiniſchen Gestis überſetzten Geſchichten, die natürlich hier nicht weiter einzeln bezeichnet werden, nur noch außer Cap. XCII. und CXIII., von denen Douce T. II., p. 411. nur ganz kurz den Inhalt ſo angiebt: „Chap. XCII. Of a madman who tore his flesh evry day, and was poisoned by his father und Chap. XCIII. An empress falls in love with a young knight; and becoming extremely sick, the physicians inform her husband that there is no mode of cure, but the bathing her with the knights blood“ folgende übrig, die wir nach der Reihe der Capitelfolge der engliſchen Redaction folgen laſſen:

Erſte Erzählung.

(Cap. II. hier nach † I. p. LXIV. sq., bei ⊙ II. p. 367. ganz kurz.)

Es war einmal in Rom ein edler Kaiſer, mit Namen Dioeletianus, der die Tugend der Barmherzigkeit über Alles liebte, weswegen er ſehnlichſt zu erfahren wünſchte, welche Vögel ihre Jungen am Meiſten liebten, in der Abſicht, dadurch ſelbſt in der Barmherzigkeit noch mehr zuzunehmen. Nun begab es ſich eines Tages, daß der Kaiſer, um ſich die Zeit zu vertreiben, in einem Walde herumirrte und das Neſt eines großen Vogels, des Namen Strauß iſt, mit deſſen Jungen fand; das nahm der Kaiſer ſamt den jungen Vögeln mit ſich und ſchloß es in ein gläſernes Gefäß ein, die Mutter des kleinen Vogels aber folgte ihm bis in den kaiſerlichen Palaſt und flog in die Halle, wo ihr Junges war. Wie ſie aber ihr Kleines ſah und nicht zu demſelben kommen konnte, noch es heraus bekommen mochte, da kehrte ſie wieder in den Wald zurück und blieb daſelbſt drei Tage lang, am letzten derſelben aber kam ſie wieder in den Palaſt und brachte in ihrem Schnabel einen Wurm mit, genannt **Thumare**. Als ſie aber dahin kam, wo ihr Kleines war, da ließ ſie den Wurm auf das Glas fallen, und durch die Kraft dieſes Wurmes ſprang das Glas mitten entzwei, und das Junge flog mit ſeiner Mutter davon. Wie das der Kaiſer ſah, da prieß er die Vogelmutter gar hoch, daß ſie ſo fleißig an der Befreiung ihres Jungen gearbeitet hatte.

Zweite Erzählung.

(Cap. XXI. nach † p. LXXII. sq. und ⊙ II. p. 171.)

In der Stadt Rom regierte einmal ein gar weiſer und mächtiger Kaiſer, der hieß Theodoſius, und hatte der-

ſelbige drei Töchter; nun fiel es dieſem Kaiſer einmal ein, daß er kennen lernen wollte, welche von ſeinen Töchtern ihn am Meiſten liebte. Und er ſprach alſo zur älteſten Tochter: wie ſehr liebſt Du mich? Wahrlich, verſetzte ſie, mehr denn mich ſelbſt. Darum, antwortete er ihr, ſollſt Du auch alſo erhöhet werden, und damit verheirathete er ſie an einen reichen und mächtigen König. Nun kam er auch zu ſeiner zweiten Tochter und ſprach zu ihr: meine Tochter, wie ſehr liebſt Du mich? Wahrlich, ſprach ſie, gerade wie mich ſelbſt, und der Kaiſer verheirathete ſie an einen Herzog. Und endlich ſprach er zu ſeiner dritten Tochter: wie ſehr liebſt Du mich? Wahrlich, erwiderte ſie, ſo ſehr, als Ihr es verdient, aber nicht mehr. Da ſagte der Kaiſer: meine Tochter, weil Du mich denn nicht mehr liebſt, da ſollſt Du auch nicht eine ſo reiche und vornehme Heirath thun, wie Deine Schweſtern: und er verheirathete ſie an einen Grafen. Nun begab es ſich aber, daß der Kaiſer dem Könige von Aegypten eine Schlacht lieferte, und der König den Kaiſer aus ſeinem Reiche trieb, ſo daß derſelbige keinen Platz mehr hatte, dahin er ſein Haupt hätte legen können. Er ſchrieb alſo einen Brief mit ſeinem Siegelringe petſchirt an ſeine älteſte Tochter, die geſagt hatte, daß ſie ihn mehr, denn ſich ſelbſt liebe, und bat ſie, ſie möchte ihm in dieſer großen Noth zu Hilfe kommen, weil er aus ſeinem Reiche vertrieben worden ſey. Wie aber die Tochter dieſen Brief geleſen hatte, da theilte ſie ihn dem Könige, ihrem Gemahl, mit. Der König aber ſprach: es wird alſo gut ſeyn, daß wir ihm in dieſer Noth beiſpringen. Er ſetzte hinzu: ich muß für ihn ein Heer und Hilfstruppen ſammeln, ich mag nun können oder nicht, und das wird nicht ohne große Koſten abgehen. Nein, ſprach ſie, es wird hinreichend ſeyn, wenn wir ihm fünf Ritter ſenden, die ihn begleiten, da er denn einmal aus ſeinem Reiche vertrieben iſt. Und alſo geſchah es: die Tochter

ſchrieb an ihren Vater, er könne keine andere Hilfe erhalten, denn fünf Ritter, die ihn auf Koſten des Königs, ihres Gemahls, begleiten ſollten. Wie das der Kaiſer hörte, da bewegten ſich alle ſeine Eingeweide und er ſprach: o weh, o weh, all mein Troſt war auf ſie geſetzt, weil ſie ſagte, ſie liebe mich mehr als ſich ſelbſt, und deshalb hatte ich ſie ſo hoch erhoben. Er ſchrieb alſo an ſeine zweite Tochter, die geſagt hatte, ſie liebe ihn eben ſo ſehr als ſich ſelbſt; wie die ſeinen Brief geleſen hatte, zeigte ſie die erhaltene Botſchaft ihrem Gemahle an und gab ihm den Rath, er ſolle für Speiſe, Trank und anſtändige Kleidung ſorgen, wie ſie ſich für ſo einen Herrn in der Zeit der Noth zieme. Und wie ihr der das bewilligt hatte, ſchrieb ſie darüber einen Brief an ihren Vater. Der Kaiſer aber betrübte ſich ſehr über dieſe Antwort und ſprach: weil mich denn meine beiden älteſten Töchter alſo verrathen haben, ſo will ich auch die dritte prüfen. Und er ſchrieb an die dritte, die geſagt hatte, ſie liebe ihn ſo viel als er es verdiene, und bat ſie um Hilfe in der Noth, und theilte ihr auch die Antworten, welche ihm ihre beiden Schweſtern gegeben hatten, mit. Die dritte Tochter aber, wie ſie das Mißgeſchick ihres Vaters erfahren hatte, ſprach alſo zu ihrem Gemahle: mein verehrter Herr, wollet Ihr mir Euere Hilfe in dieſer großen Noth zu Theil werden laſſen? mein Vater iſt aus ſeinem Reiche und Erbe getrieben worden. Der aber antwortete: was willſt Du, daß ich thun ſoll? Sie antwortete ihm: Du mußt ein großes Heer verſammeln und ihm gegen ſeine Feinde kämpfen helfen. Dein Wille geſchehe, ſagte der Graf, und verſammelte ein großes Heer und zog mit dem Kaiſer auf ſeine Koſten in den Kampf und gewann den Sieg und ſetzte den Kaiſer wieder in ſein Erbe ein. Der Kaiſer aber ſprach: geſegnet ſey die Stunde, die mir meine jüngſte Tochter ſchenkte, ich liebte ſie weniger denn die andern,

und nunmehro hat ſie mich in meiner Noth unterſtützt und die andern haben mich verlaſſen: darum ſoll ſie nach meinem Tode mein Reich allein haben. Und es geſchah alſo: nach des Kaiſers Tode regierte die jüngſte an ſeiner Statt und endigte ihr Leben in Frieden.

Dritte Erzählung.

(Cap. XXIV. bei ⊙ II., p. 370. sq.; fehlt in †)

Antonius machte ein Geſetz zu Rom, daß wenn ein Feuer in der Stadt ausbräche, eine Schildwache dem Volke zurufen ſolle mit allen Glocken zu läuten und die Thore zu ſchließen. Nun wollte ein gewiſſer Krieger ſich gerne zum Meiſter der Stadt machen, und wie er von dem Geſetz gehört hatte, berathſchlagte er mit ſeinen Geſellen, wie er demſelben ausweichen könnte. Da gab einer den Rath, man ſolle friedlich in die Stadt ziehen und eine allgemeine Feſtlichkeit und Schmauſerei anfangen laſſen, bei welcher eine gewiſſe Flüſſigkeit angewendet werden ſolle, durch die alle Gäſte in Schlaf verſänken. Dieſe Liſt ward für gut befunden, die Stadt in Brand geſteckt, die Einwohner weggeführt und nicht eine Perſon gelaſſen, des Kaiſers Gebot zu erfüllen.

Vierte Erzählung.

(Cap. XXV. aus † p. LXXV. sq. Ausgez. b. ⊙ p. 371.)

Es war einmal ein mächtiger Kaiſer, der hieß Andronicus, vor welchem ein Ritter unſchuldig verklagt wurde. Wie aber ſeine Schuld nicht dargethan werden konnte, da legte ihm der Kaiſer gewiſſe verfängliche Fragen vor, die er bei Todesſtrafe genau beantworten ſollte. Der Ritter aber verſetzte, er wolle ſein Beſtes thun. Da ſagte der Kaiſer: wie weit iſt es vom Himmel bis zur Hölle?

Das iſt die erſte Frage. So weit, entgegnete jener, wie von einem Seufzer bis zum Herzen zurück. Der Kaiſer frug weiter: und wie tief iſt die See? Der Ritter antwortete: einen Steinwurf. Der Kaiſer ſprach: wie viele Flaſchen Salzwaſſer ſind in der See? Da antwortete der Ritter: gieb mir erſt die Zahl der Flaſchen mit ſüßem Waſſer an und ich will Dir jene ſagen. Nun ſagte der Kaiſer: Du antworteteſt auf meine erſte Frage wegen der Entfernung, die zwiſchen Himmel und Hölle ſey, ſie wäre ſo groß, wie die eines Seufzers vom Herzen. Wie kann das möglich ſeyn? Der Ritter ſagte: ein Seufzer kommt aus dem Herzen mit der Geſchwindigkeit eines Blitzes, und auf gleiche Weiſe geht die Seele aus dem Körper über in ewige Pein oder Seligkeit. Der Kaiſer fragte weiter: wie iſt aber die See einen Steinwurf tief? Der Ritter entgegnete: jeder ſchwere Körper ſenkt ſich: weil nun ein Stein ſchwer iſt, ſo fällt er mit einem Male auf den Boden der See, und darum iſt die See einen Steinwurf tief. Der König fragte weiter: und wie vermöget Ihr, ſo Ihr die Zahl der Flaſchen mit friſchem Waſſer kennet, die der mit Salzwaſſer angefüllten zu ſchätzen? Das ſcheint ja unmöglich. Der Ritter entgegnete: es wird Zeit genug ſeyn das zu unterſuchen, wenn Ihr die Rechnung erſt ſelbſt angefangen habt. Der Kaiſer aber freuete ſich ſehr über des Ritters Argliſt und ſprach zu ihm: gehe hin in Frieden.

Fünfte Erzählung.

(Cap. XXVII. † p. LXXVII. ⊙ p. 372.)

Antonius regierte in der Stadt Rom mit großer Weisheit. Nun war er auch außerordentlich ſtark im Schachſpiele, und weil er bei einer Gelegenheit bemerkt hatte, daß, wenn die Figuren wieder wie gewöhnlich in ihren Beutel geſteckt würden, der König mit den gemeinſten

Stücken vermiſcht wurde, und das brachte ihn auf Gedanken über die Eitelkeit der menſchlichen Größe. Darum beſchloß er eine dreifache Theilung ſeines Königreichs anzuſtellen und in das gelobte Land zu ziehen. Alſo that er und ſtarb in Frieden.

Sechſte Erzählung.

(Cap. XXXI. b. ⊙ II. p. 370. sq. † p. LXXVIII. sq.)

Einſt wurde ein Geſetz in Rom gemacht, daß die Wächter der Stadt jede Nacht Acht geben ſollten, was in andern Häuſern vorgehe, auf daß nicht Mordthaten vorfallen oder andere Dinge geſchehen könnten, durch welche die Stadt in Gefahr gebracht werden möchte. Nun begab es ſich aber, daß ein alter Ritter, Namens Joſias, eine junge und ſchöne Frau geheirathet hatte, welche durch die Süßigkeit ihres Geſanges viele Leute in ihr Haus zog, beſonders ſolche, welche kamen ihre Liebe zu gewinnen. Unter dieſen waren aber drei junge Männer, die hoch in der Gunſt des Kaiſers ſtanden. Die wurden nun gegenſeitig mit der Frau über eine geheime Unterredung eins, für welche ſie zwanzig Mark erhalten ſollte. Sie aber theilte dieſe Sache ihrem Manne mit, beſchloß aber das Geld nicht fahren zu laſſen und gewann es über ihn, daß er mit ihr übereinkam ihre Liebhaber zu ermorden und ihre Körper zu berauben. Das geſchah auch alſo und die Leichname wurden in einen Keller verſteckt. Die Frau aber, eingedenk des neuen Geſetzes, welches eben erſt gemacht worden war, ſchickte nach einem der Wächter, der ihr Bruder war, und gab vor, ihr Mann habe einen Menſchen in einem Streite erſchlagen, und brachte jenen ſo weit, daß er für eine Belohnung über den todten Körper weiter verfügte. Um ſich nun von dem erſten dieſer jungen

Leute zu befreien, ſteckte er ihn in einen Sack und warf ihn ins Meer. Als er aber wieder zu ſeiner Schweſter kam, da that ſie, als wolle ſie in den Keller gehen um Wein zu holen, und ſchrie auf einmal nach Hilfe. Wie nun der Stadtwächter zu ihr kam, ſagte ſie ihm, der todte Mann ſey wieder gekommen. Der aber drückte natürlich ſein Erſtaunen aus, ſteckte aber doch auch den zweiten Leichnam in einen Sack, band ihm einen Stein um den Hals und warf ihn in die See. Als er aber wieder zurückgekehrt war, ſo wiederholte die Frau mit einigen Kunſtgriffen das nehmliche Spiel. Der ward aber wieder betrogen, nahm auch den dritten Leichnam mit fort, lief in den Wald, machte ein Feuer an und verbrannte ihn. Während dieſes Geſchäftes mußte er aber zufällig auf die Seite gehen, und in derſelben Zeit kam ein Ritter zu Roſſe, der auf ein Turnier zog, vorüber, und ſtieg ab, um ſich an dem Feuer zu wärmen. Bei der Rückkehr des Andern aber wurde von dieſem der Ritter fälſchlich für den todten Mann genommen und unter manchem bittern Worte in das Feuer geſchleudert, mit ſamt ſeinem Roſſe und aller ſeiner Habe. Der Wächter aber kehrte wieder zu ſeiner Schweſter zurück und empfing den verſprochenen Lohn. Nun wurden aber die jungen Männer, welche man vermißte, bald ausgerufen und zurückgeladen, da geriethen der Mann und ſeine Frau in einen Streit mit einander, und alsbald wurde der Mörder entdeckt.

Siebente Erzählung.

(Cap. XXXVI. ⊙ II. p. 383.)

Ein König hatte ſeine drei Söhne unter einem berühmten Philoſophen erziehen laſſen. Er fragte alſo jeden derſelben, welche Art von Gottheit er vorziehe. Es war nehmlich Sitte in der Gegend, daß jeder Mann bei dieſer

Gelegenheit ſeine eigene Wahl treffen durfte. Der älteſte wählte den Jupiter wegen ſeiner Macht, der zweite auch den Jupiter, aber wegen ſeiner Weisheit, und der dritte den Mercurius, wegen ſeiner Frömmigkeit und Barmherzigkeit. Da empfahl ihnen der König eine Gottheit, welche alle dieſe Eigenſchaften in ſich vereinigte, und dieſer war unſer Herr Jeſus Chriſtus.

Achte Erzählung.

(Cap. LXVIII. fehlt † p. XCXVII. sq. nach ⊙ T. II. p. 391. sq.)

Es nahm einſt ein Kaiſer, der bereits hoch bejahrt war, aus thörigtem Unverſtande ein junges Weib, welches einen heimlichen Liebeshandel mit einem jungen Ritter unterhielt. Nun beſchloß er einen Zug in's gelobte Land zu thun, reiſte zur Stunde dahin ab und ließ ſein Königreich in der Obhut der Kaiſerin und ſeiner Edeln. Es hatte aber der Schiffscapitain, bei welchem er ſich eingeſchifft hatte, bereits eine reichliche Belohnung in der Abſicht erhalten, daß er den unglücklichen Kaiſer in das Meer werfen ſollte, und kehrte nach vollbrachter That mit der Nachricht von deſſen Tode nach Hauſe zurück, worüber die gottloſe Kaiſerin nicht geringe Freude empfand. Allein der alte Monarch, der noch von ſeinen jungen Jahren her ein guter Schwimmer war, hatte glücklich ein Eiland erreicht, welches er aber nur von wilden Beſtien bewohnt fand. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft ſah er in einem Gehölze einen jungen Löwen mit einem ſtarken und fürchterlichen Leoparden kämpfen, und aus Mitleid für den Löwen, der beinahe ſchon überwältigt war, zog er ſein Schwert und tödtete den Leoparden. Der dankbare Löwe blieb von Stund an bei ihm und brachte ihm jeden Tag

einige Thiere zur Speiſe, welche er gejagt hatte, die ſich der Kaiſer vermittelſt eines Feuers, welches anzumachen ihm geglückt war, zurichtete. Darüber war einige Zeit hingegangen, als er eines Tages am Geſtade des Meeres ſpatzieren ging und ein Schiff gewahr wurde, welchem er alsbald Nothzeichen machte, die man auch an Bord bemerkte und ihn daſelbſt aufnahm. Alsbald tauchte der getreue Löwe hinter ihm in das Meer, ſchwamm an der Seite des Schiffes nebenher, bis ihn einige Matroſen, welche bemerkten, wie er von Müdigkeit erſchöpft und dem Sinken nahe war, ins Schiff hinaufzogen. Bei des Kaiſers Ankunft in ſeinem Königreiche belohnte er den Schiffscapitain reichlich und begab ſich in Begleitung des Löwen in ſeinen Palaſt. Als er aber da ankam, vernahm er den Schall von muſikaliſchen Inſtrumenten und wurde auch andere Freudenbezeugungen gewahr. Auf ſein Befragen erfuhr er, daß ſich die Kaiſerin eben vermählt habe und ſeine Unterthanen nicht anders meinten, als daß er auf einer Reiſe nach dem heiligen Grabe umgekommen ſey. Er wendete ſich alſo an einen der Palaſtdiener und bat ihn dem Kaiſer zu melden, es ſey ein Minſtrel angekommen und laſſe ihn erſuchen, er möge es ihm geſtatten, ihm durch die Künſte ſeines Löwen eine Unterhaltung zu bereiten. Alsbald erhielt er den Befehl vor dem neuen Monarchen zu erſcheinen, allein kaum hatte ihn der Löwe erblickt, als er ihn auch ſchon in Stücken riß und gleich darauf auch die Kaiſerin. Alle die Edeln aber erſtaunten über dieſes Schauſpiel und wollten ſich ſchon auf die Flucht begeben, als ſich der Kaiſer entdeckte und ſie bat, ihre Furcht abzulegen, da die göttliche Rache erfüllt ſey. Hierauf erzählte er ihnen ſeine Schickſale und faßte die Zügel der Herrſchaft wieder.

Neunte Erzählung.

(Cap. LXXII. bei ⊙ II. p. 403. sq.)

Es hörte einſt ein König den Geſang einer Nachtigall, da er nun begierig war denſelben zu verſtehen, ſo wendete er ſich deshalb an einen weiſen Ritter. Der aber unterrichtete ihn, daß ihm dieſelbe anempfehle nach drei Dingen zu trachten, nehmlich nach Freuden ohne Kümmerniß, Ueberfluß ohne Mangel und Licht ohne Finſterniß. Der König zog nun aus, dieſen Dingen nachzujagen, und kam endlich in ein Königreich, deſſen Monarch eben geſtorben war und ſeinen Thron ſeiner Schweſter hinterlaſſen hatte. Dieſe ward bald verliebt in den königlichen Reiſenden und trug ihm ihre Hand an, die nahm er und fand in ihr, was er geſucht hatte.

Zehnte Erzählung.

(Cap. LXXVII. bei ⊙ p. 401. sq.)

Es gab einmal auf dem Schloſſe eines Kaiſers eine Quelle, deren Waſſer die Kraft beſaß die Trunkenheit ſpurlos zu verſcheuchen. Nun war aber dieſem Laſter, welches der Kaiſer außerordentlich verabſcheute, einer ſeiner Ritter, Namens Ydronicus, beſonders ergeben: wenn der aber die Folgen ſeiner Unmäßigkeit zu ſpüren begann, begab er ſich zu der Quelle, trank einen tüchtigen Schluck und gewann alsbald ſeine Beſinnung in dem Maaße wieder, daß der Kaiſer, der ihm ſehr zugethan war, noch nie ſeinen Fehler entdeckt hatte. Nun begab es ſich aber, daß der Kaiſer einſtmals in einem Walde einen Vogel antraf, der ſo lieblich ſang, daß er ganz wie vernarrt in ſeine Melodieen wurde und täglich wieder an denſelben Ort ging, um ihn zu hören. Dieſe beſondere Aufmerkſamkeit, welche nun der Kaiſer jenen ſeinen zwei Günſtlingen zu

Theil werden ließ, erregte aber den Neid ſeiner Hofleute, und einer von ihnen, der klüger als die übrigen war, unternahm es endlich ſie zu ſtürzen. Zuerſt verſtopfte er aber jene Quelle, ſo daß als Ydronicus das nächſte Mal wieder berauſcht hinkam, er ſeines gewöhnlichen Heilmittels beraubt war, und der Kaiſer, wie er ſeinen Zuſtand gewahr ward, alſo gleich von Unwillen erfüllt ſeine Verbannung beſchloß. Hierauf kehrte der argliſtige Höfling wieder in den Wald zurück, und indem er alle Bewegungen des Vogels aufmerkſam bewachte, bemerkte er, daß das Vogelmännchen öfters kam ſein Weibchen zu beſuchen, dieſes aber in ſeiner Abweſenheit ihm häufig mit fremden Vogeln die Treue brach, ſich aber allemal nachher in einer nahen Quelle badete, um ihr Männchen bei ſeiner Zurückkunft zu hintergehen. Darum ſchloß er alsbald den Brunnen zu, und der ungetreue Vogel wurde zur Stunde von ſeinem Männchen entdeckt und in Stücke zerriſſen.

Eilfte Erzählung.

(Cap. LXXVIII. bei ⊙ p. 405. sq. bei † p. XCVIII. sq.)

Einſt wurde zu Rom ein Geſetz gegeben, es ſolle fürder Niemand mehr nach Schönheit, ſondern lediglich nach Reichthum heirathen, und daß die Frauen ſich niemals mehr an einen armen Mann verheirathen dürften, es wäre denn, daß er im Stande ſey ſich durch eigene Mittel einen Wohlſtand verſchaffen zu können, der dem ihrigen gleich käme. Nun hielt ein gewiſſer armer Ritter um die Hand einer reichen Dame an, allein dieſe erinnerte ihn an das Geſetz und bat ihn, ſein Beſtes zu thun und ſich in die Nothwendigkeit zu fügen, um ſo irgendwie ihre Vereinigung zu Stande zu bringen. Er zog alſo mit großem Kummer wieder ab, allein nach langem Forſchen erfuhr er einmal, daß es einen reichen Herzog gebe, der aber vom

Tage seiner Geburt an blind sey. Alsbald beschloß er selbigen zu ermorden und sich seines Vermögens zu bemächtigen: er fand aber, daß derselbe bei Tage von vielen bewaffneten Dienern bewacht wurde, bei Nacht aber durch eine treue Dogge. Er beschloß also den Hund durch einen Pfeilschuß zu tödten, und unmittelbar nach diesem auch durch einen zweiten seinen Herrn. Er vollführte diesen Plan auch und kehrte mit den Schätzen desselben zu seiner Dame zurück. Er berichtete ihr, daß er ihren Auftrag erfüllt habe, und da sie ihn fragte, wie er solches in einem so kurzen Zeitraume habe bewerkstelligen können, erzählte er ihr Alles, was ihm begegnet war. Da bat ihn die Dame, er möchte doch, bevor ihre Vermählung Statt finden könne, sich an den Ort begeben, wo der Herzog beerdigt worden sey, und sich auf dessen Grab setzen und lauschen, was er da hören möchte, und ihr dieses alsdann anhero melden. Der Ritter waffnete sich also und begab sich, seinem Versprechen gemäß, dorthin. Um Mitternacht vernahm er aber eine Stimme, welche also sprach: o Herzog, der Du hier liegst, was willst Du, daß ich für Dich thun soll? Der antwortete aber: o mein Jesus, Du gerechter Richter, alles was ich verlange, ist Rache für mein unschuldig vergossenes Blut. Da antwortete ihm die Stimme: in dreißig Jahren von jetzt an gerechnet, wird sich dein Wunsch erfüllen. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und kehrte mit dieser Nachricht zu seiner Dame zurück. Die aber dachte, daß dreißig Jahre eine lange Zeit wären, und entschloß sich zur Heirath, und während der ganzen genannten Zeit blieben beide Theile in ungestörtem Wohlbefinden. Wie aber die dreißig Jahre beinahe um waren, da baute der Ritter ein gar festes Schloß und ließ über eins der Thore folgende Verse einhauen:

Ich floh im Elend einst zu Gott,
Nach dessen End' er ward verspott',
Der kranke Wolf ein Lamm uns schien,
Gesundet war die Sanftmuth hin.

Als er aber über den Sinn dieſer räthſelhaften Worte gefragt wurde, da erklärte er ſie ſogleich durch Erzählung ſeiner Geſchichte und fügte hinzu, daß in acht Tagen die dreißig Jahre verfloſſen ſeyn würden. Er lud aber alle ſeine Freunde zu einem Feſte auf dieſen Tag zu ſich ein, und als derſelbe gekommen war und die Gäſte bei Tafel ſaßen, und die Minſtrels ihre Inſtrumente ſtimmten, da flog auf einmal ein ſchöner Vogel zum Fenſter herein und begann mit ungewöhnlicher Lieblichkeit zu ſingen. Der Ritter aber hörte ihm aufmerkſam zu und ſprach: ich fürchte, dieſer Vogel verkündet mir Unheil. Er nahm alſo ſeinen Bogen und ſchoß in Gegenwart aller ſeiner Gäſte einen Pfeil nach demſelben. Aber allſogleich zerſprang die Burg in zwei Hälften und ſtürzte mit dem Ritter, ſeinem Weibe und Allem, was darin war, in die unterſte Tiefe der hölliſchen Wohnungen. Die Sage erzählt, daß an derſelben Stelle, wo das Schloß ſtand, jetzt ein großer See iſt, auf welchem ſich nichts ſchwimmend erhalten kann, ſondern alsbald in die Tiefe verſinkt.

Zwölfte Erzählung.

(Cap. LXXIX. bei ⊙ p. 407. sq.)

Der Kaiſer Miremius hatte nur einen einzigen Sohn, bei deſſen Geburt weiſe Männer, über ſein künftiges Geſchick befragt, erklärt hatten, er werde nicht am Leben bleiben, ſo er nicht ſieben Jahre lang in einem unterirdiſchen Gemache verwahrt werde, wohin weder Liche noch Sonne dringen könne. Das geſchah aber alſo, und als nach Verlauf dieſer Zeit der junge Prinz aus ſeinem unterirdiſchen Gefängniſſe befreit worden war, da zog er durch ſeine ausgezeichneten Tugenden und Anlagen die Aufmerkſamkeit und Bewunderung aller Leute auf ſich. Zur gehörigen Zeit vermählte man ihn darnach mit der Tochter des Kö-

nigs von Ungerland. In jeder Ecke des Brautbettes ward aber ein kleines Hündlein zur Bewachung deſſelben poſtirt und neben demſelben eine brennende Lampe hingeſtellt, welche auf des Kaiſers ausdrücklichen Befehl nur von der Hand einer reinen Jungfrau angezündet werden durfte. Wie aber der Prinz eines Nachts in dieſes Gemach kam, fand er die Lampe erloſchen und that ein feierliches Gelübde, er wolle nie wieder ſein Ehebett beſteigen, es ſey denn, daß die Lampe wieder angezündet wäre: allein trotz vielem Suchen konnte doch keine Jungfrau für dieſen Zweck gefunden werden. Da beſchloß der Prinz ſich ſelbſt aufzumachen um eine ſolche zu ſuchen, und nachdem er von ſeiner Gattin zärtlichen Abſchied genommen hatte, begab er ſich auf ſeine Entdeckungsreiſe. Er traf aber alsbald auf einen Löwen, deſſen Fuß durch einen Dornen verwundet worden war, den zog er heraus, und das Thier folgte ihm nunmehro. Wie er aber an das Schloß eines Königs kam, der eine jungfräuliche Tochter hatte, da verliebte ſich der Prinz in dieſelbe und begehrte ſie zur Ehe. Der König gab ihm auch ſeine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß er einen ſchrecklichen Drachen vertilge, welcher erſt neuerdings alle Schaafe und Ochſen dieſer Gegend gefreſſen hatte, und für deſſen künftige Befriedigung es bald nöthig zu ſeyn ſchien, unter den Gliedern der königlichen Familie ſelbſt zu looſen. Der Prinz nahm den Vorſchlag an und kam gerade zu der Zeit an, wo das Loos die Tochter des Königs getroffen hatte. Er erſchrack freilich gar ſehr darüber, machte ſich aber doch auf, den Drachen anzugreifen, allein der war ſchon im Begriff ihn umzubringen, als der Löwe ihm zu Hilfe kam und geſchwind ſeinen Feind tödtete. Hierauf ward die Jungfrau dem Prinzen ausgeliefert, der ſie mit heim zu ſeinem Weibe führte: darnach ward die Lampe wieder zu großer Freude beider Theile angezündet und die Jungfrau von ihnen mit aller nur möglichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelt.

Dreizehnte Erzählung.

(Cap. LXXX. bei ⊙ p. 409. sq.)

Es war ein Geſetz zu Rom, daß jede Frau bei ihrer Reinigung einige Worte an die Kirchthüre zur Erbauung des Volkes ſchreiben mußte, dann durfte ſie mit gehöriger Feierlichkeit nach Hauſe zurückkehren. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb die Kaiſerin daran: ich habe einen König, der die Menſchheit regiert, die ganze Welt iſt mein. Einige Zeit nachher kam eine Edelfrau, von vielen Spielleuten umgeben, um ſich zu reinigen, und ſchrieb an die Thür: ich habe ein Kind an meiner Bruſt und meine Milch iſt Wein, und damit begab ſie ſich nach Hauſe, um ein Feſt anzuſtellen. Darüber ward die Kaiſerin ſehr erzürnt, ließ ſie holen und zwei Schlangen herbeiſchaffen und zwang die Dame ſelbige zu ſäugen.

Vierzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXII. bei † p. CII. sq.)

Es war einmal in Rom ein gar mächtiger und barmherziger Kaiſer, Namens Menelaus; der gab ſo ein Geſetz, daß wenn ein unſchuldiger Menſch ergriffen und ins Gefängniß gelegt worden ſey, ſo er entrinnen und in den kaiſerlichen Palaſt kommen könne, dann ſolle er von jeglicher Anklage, die gegen ihn erhoben worden ſey, frei ſeyn ſein Lebelang. Nicht lange darauf aber, als dieſer Befehl ergangen war, ward ein Ritter verklagt und gegriffen und in ein ſtarkes und finſteres Gefängniß geſperrt, wo er lange Zeit blieb und nur durch ein kleines Fenſter Licht erhielt, durch welches nur eine kärgliche Helle hineindrang, welche ihm dazu diente, die geringen Speiſen zu ſuchen, die ihm ſein Hüter brachte: darum war er ſehr traurig und bekümmert, daß er alſo beinahe ganz von jedem menſchlichen Auge abgeſchloſſen blieb. Indeſſen wenn

der Kerkermeiſter ihn verlaſſen hatte, da kam täglich eine Nachtigall auf ſein Fenſter geflogen und ſang gar lieblich, ſo daß der unglückliche Ritter bei dieſem Geſange oft vor Freude ſatt ward, und wenn nun der Vogel mit Singen aufgehört hatte, dann flog er in des Ritters Buſen, und der Ritter ſpeiſte ihn manchen Tag von der Nahrung, die ihm Gott ſendete. Nun begab es ſich aber eines Tages, daß der Ritter ganz unträſtlich war, demohngeachtet ſättigte er den Vogel an ſeinem Buſen mit Nußkernen und ſprach zu ihm: mein ſüßes Vöglein, ich habe Dich nun ſchon manchen Tag geſpeiſt, was willſt Du mir nun in meinem Kummer für Troſt geben? Erinnere Dich, daß Du ein Geſchöpf Gottes biſt und ich auch, und darum hilf mir in dieſer meiner großen Noth. Wie das der Vogel hörte, da flog er aus ſeinem Buſen heraus und blieb drei Tage lang weg von ihm, am dritten Tage aber kehrte er zurück und brachte in ſeinem Schnabel einen koſtbaren Stein mit, den er in den Schooß des Ritters legte. Wie er aber ſelbigen an ihn gegeben hatte, da nahm er die Flucht und flog wieder fort von ihm. Der Ritter aber wunderte ſich gar ſehr über den Stein und den Vogel, nahm ihn aber ſogleich in die Hand und berührte damit ſeine Eiſen und Ketten, und ſie fielen alsbald ab von ihm. Da ſprang er auf und berührte damit die Thür ſeines Kerkers, die öffnete ſich, er wiſchte hinaus und lief geſchwind nach dem Palaſte des Kaiſers. Wie das aber der Hüter des Gefängniſſes gewahr wurde, da ſtieß er dreimal in ſein Horn und weckte das Volk in der Stadt und lockte es heraus zu ſich, indem er mit lauter Stimme ſchrie: ſehet an, der Räuber iſt fort, laſſet uns ihn alle verfolgen. Und mit dieſen Worten eilte er allen ſeinen Begleitern voran dem Ritter nach. Wie er aber ſchon hinter ihm war, da ſpannte der Ritter ſeinen Bogen und ſchoß einen Pfeil nach ihm, mit dem er den Kerkermeiſter in die Lungen

traf und ihn tödtete: dann aber stürzte er nach dem Palaste, wo er Hilfe wider das Gesetz fand.

Funfzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXIV nach ⊙ p. 410. sq.)

Einst entstand ein Streit zwischen drei Königssöhnen über die Erbfolge, und die Edeln des Landes entschieden, sie sollten einen Wettlauf zu Roß machen, und wessen Pferd zuerst wiehern würde, der solle die Krone erben. Nun ersann aber ein kluger Diener des einen Prinzen einen Plan, durch welchen sein Herr siegen sollte, er stellte eine Stute dessen Hengste in den Weg, bei deren Anblick derselbe diesen Laut von sich gab.

Sechzehnte Erzählung.

(Cap. XCVIII. nach † p. CIV. sq. kurz bei ⊙ p. 412. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, Martius genannt, der aus besonderer Zuneigung seines Bruders Sohn bei sich erzog, des Name Fulgentius war. Nun lebte aber bei diesem Martius auch noch ein Ritter, der sein Reichsverweser war, und dabei Onkel des Kaisers, der beneidete jenen Fulgentius und sann Tag und Nacht darüber nach, wie er den Kaiser und diesen Jüngling auseinander bringen könnte. Nun kam der Reichsverweser eines Tages zum Kaiser und sprach zu ihm: mein Gebieter, da ich Euer treuer Diener bin, so halte ich es für Pflicht Euere Hoheit zu warnen, denn ich habe etwas gehört, was Eure Ehre angeht, allein die Sache ist von der Art, daß sie zwischen uns Beiden, mir und Eurer Majestät geheim bleiben muß. Da sagte der Kaiser: lieber Freund, sage an, was das ist. Mein theurer Herr, antwortete der Ritter, Fulgentius, Euer Vetter und Bluts-

verwandter, hat Euch auf eine wunderliche und ſchändliche Weiſe in Euerem ganzen Reiche in Verruf gebracht, denn er hat geſagt, Ihr hättet einen ſtinkenden Athem, und es ſey der Tod für ihn, Euch den Becher zu kredenzen. Das mißfiel dem Kaiſer aber gar ſehr, er gerieth vor Zorn faſt außer ſich und ſprach zu ihm: liebſter Freund, ſage mir die reine Wahrheit, ob mein Athem ſtinkig iſt, wie jener ſagt. Mein Herr, entgegnete der Ritter, Ihr könnt mir glauben, nie habe ich mein Lebtage einen ſüßeren Athem gerochen, denn der Eurige iſt. Da ſagte der Kaiſer: guter Freund, ich bitte Dich, ſage mir, auf welche Weiſe ich ihm dieſe Sache beweiſen mag. Da antwortete der Ritter und ſprach: mein Herr, Ihr ſollt die Wahrheit recht wohl kennen lernen: wenn er Euch den nächſten Morgen den Becher einſchenken wird, werdet Ihr ſehen, daß er Eueres Athems wegen ſein Geſicht von Euch abwenden wird, und das iſt der ſicherſte Beweis, den Ihr von dieſer Sache haben könnt. Wahrhaftig, ſprach der Kaiſer, ein beſſerer Beweis iſt nicht möglich. Sobald das der Reichsverweſer gehört hatte, begab er ſich ſtracks zu Fulgentius, nahm ihn bei Seite und ſprach alſo zu ihm: theuerſter Freund, Du biſt mein naher Verwandter und ſogar Neffe des Kaiſers, meines Herrn, darum, ſo Du mir dankbar ſeyn willſt, will ich Dich auf einen Fehler aufmerkſam machen, über den ſich mein kaiſerlicher Herr oft beklagt und gedenkt Dich darum von ſich zu ſchicken (es ſey denn, daß Du ihn bald ablegſt), und das wird ein großer Vorwurf für Dich ſeyn. Da ſprach Fulgentius: ach guter Herr, um deſſen Willen, der am Kreuze geſtorben iſt, ſaget mir, warum mein Herr ſo ſehr gegen mich aufgebracht iſt, denn ich bin ja bereit meinen Fehler in Allem, was ich kann und vermag, zu verbeſſern und mich ganz Euerem klugen Rathe zu fügen. Da antwortete der Ritter: Dein Athem iſt ſo übelriechend, daß ihm kein Trank mehr ſchmeckt, ſo wider-

lich iſt ihm der ſtinkende Geruch Deines Mundes. Da ſagte Fulgentius zum Reichsverweſer: wahrlich, das habe ich bis jetzt noch nie bemerkt, aber was meint Ihr denn zu meinem Athem, ſaget mir, ich bitte Euch, die Wahrheit. Wahrhaftig, antwortete der Ritter, er ſtinkt abſcheulich und faulig. Und Fulgentius glaubte ihm Alles, was er geſagt hatte, und ward bekümmert in ſeinem Herzen und bat den Reichsverweſer um ſeinen Rath und ſeine Hilfe in dieſem ſchlimmen Falle. Da ſprach ſelbiger alſo zu ihm: wenn Du meinem Rathe folgen willſt, will ich die Sache zu einem guten Ende bringen, aber Du mußt thun, was ich Dir ſage. Ich rathe Dir nur das Beſte, und alſo warne ich Dich, daß wenn Du dem Kaiſer, meinem Herrn, den Becher kredenzeſt, Du Dein Geſicht von ihm abwenden magſt, auf daß er Deinen ſtinkenden Athem ſo lange nicht riechen kann, bis Du Dich mit einigen Mitteln dagegen verſehen haben wirſt. Darüber freuete ſich Fulgentius ſehr und ſchwor ihm, er wolle thun nach ſeinem Rathe. Nicht lange nachher ward befohlen, der Jüngling Fulgentius ſolle ſeinen Herrn bedienen, wie es ſeine Gewohnheit war, und plötzlich wendete derſelbige ſein Geſicht von ſeinem kaiſerlichen Herrn hinweg, wie ihm der Reichsverweſer geſagt hatte. Als aber der Kaiſer die Wendung ſeines Kopfes bemerkte, da ſtieß er den Fulgentius mit ſeinem Fuße gegen die Bruſt und ſprach alſo zu ihm: o Du ſchlechter Geſell, nun ſehe ich wohl, daß das wahr iſt, was ich von Dir gehört habe, und darum gehe mir ſofort aus den Augen, auf daß ich Dich nie mehr an dieſem Orte wieder ſehen mag. Damit fing der Jüngling Fulgentius bitterlich an zu weinen, ging ſeines Weges und entfernte ſich aus ſeinen Augen. Wie das geſchehen war, da rief der Kaiſer ſeinen Reichsverweſer zu ſich und ſprach zu ihm: wie mag ich dieſen Buben aus der Welt ſchaffen, der mich alſo geſchändet hat? Der antwortete: mein

theuerſter Herr, Ihr ſollt Euer Vorhaben aufs Beſte bewerkſtelligen können. Denn ich halte hier in der Nähe, ohngefähr drei Meilen weit, Ziegelbrenner, die täglich ein großes Feuer anmachen, um Ziegel zu brennen und Kalk zu machen, darum ſendet dieſe Nacht zu dieſen hin, mein theurer Herr, und laßt ihnen bei Todesſtrafe befehlen, daß wer zu ihnen des Morgens früh zuerſt kommen wird und alſo ſagt: mein Herr befiehlt Euch ſeinen Willen zu thun, daß ſie den nehmen und in den Ofen ſtecken und verbrennen: und dieſe Nacht befehlet dieſem Fulgentius, daß er früh Morgens zu Euern Arbeitern gehe und ſie frage, ob ſie vollzogen haben Eueren Willen, der ihnen befohlen ward, oder nicht: und dann werden dieſe nach Euerem Gebote ihn in das Feuer werfen, und derſelbe eines elenden Todes ſterben. Dein Rath iſt wahrhaftig gut, antwortete der Kaiſer, darum rufe dieſen Buben Fulgentius zu mir. Und wie der junge Menſch nun vor des Kaiſers Angeſicht hintrat, da ſprach dieſer zu ihm: ich befehle Dir bei Verluſt Deines Kopfes, daß Du morgen in der Frühe aufſteheſt und zu meinen Kalk- und Ziegelbrennern hingeheſt, und zwar bevor die Sonne aufgeht, ſchon drei Meilen von dieſem Hauſe weg und bei ihnen biſt, und ſie in meinem Namen beauftragſt zu vollziehen mein Gebot, ſonſt ſollſt Du ſelber den ſchimpflichſten Tod ſterben. Da antwortete ihm Fulgentius: mein Herr und Gebieter, ſo mir anders unſer Herrgott das Leben läßt, will ich Euerem Willen nachkommen, und müßte ich bis an der Welt Ende laufen. Sobald aber Fulgentius einmal dieſen Auftrag erhalten hatte, konnte er vor Sorgen nicht ſchlafen, weil er zeitig aufbrechen mußte, ſeines Herrn Befehl zu vollziehen. Der Kaiſer ſendete aber um Mitternacht einen reitenden Boten zu den Ziegelbrennern und ließ ihnen bei Todesſtrafe anbefehlen, daß wer zu ihnen zuerſt des Morgens früh kommen und ſagen werde, wie

ſchon erzählt iſt, den ſollten ſie faſſen und binden und in das Feuer werfen und bis auf die Knochen verbrennen laſſen. Dem antworteten die Ziegelbrenner: es ſoll geſchehen. Hierauf kehrte der Bote wieder nach Hauſe zurück und meldete dem Kaiſer, ſein Gebot werde fleißig erfüllt werden. In des andern Morgens Frühe aber ſtand Fulgentius auf und bereitete ſich zu ſeinem Marſche, wie er aber ſchon unterwegs war, da hörte er die Glocke zur Kirche läuten, weshalb er erſt hinging ſeine Andacht zu verrichten, allein zu Ende des Gottesdienſtes fiel er in einen tiefen Schlaf und ſchlief eine lange Weile ſo feſt, daß weder der Prieſter noch ein Anderer ihn aufwecken konnte. Nun wünſchte aber der Reichsverweſer von Herzen gern von ſeinem Tode zu hören, begab ſich alſo um zwei Uhr zu den Arbeitern und ſprach zu ihnen: Ihr Leute, habt Ihr gethan nach des Herrn Gebot oder nicht? Die Ziegelbrenner antworteten ihm und ſprachen: wahrlich, wir haben bis jetzt ſeinen Befehl noch nicht erfüllt, aber jetzt ſoll es geſchehen, und damit legten ſie Hand an ihn. Da ſchrie der Reichsverweſer: Ihr guten Leute, laßt mir das Leben, denn der Kaiſer befahl ja den Fulgentius vom Leben zum Tode zu bringen. Die aber ſprachen zu ihm: ſo hat uns der Bote nicht berichtet, ſondern er hat uns geſagt, daß wer zu uns zuerſt in der Frühe käme und ſo ſagen werde, wie Ihr geſprochen habt, den ſollten wir nehmen und in den Ofen ſtecken und zu Aſche verbrennen: und damit ſchleuderten ſie ihn in das Feuer. Und wie er bereits verbrannt war, da kam Fulgentius zu ihnen und ſprach: Ihr guten Leute, habt Ihr meines Herrn Befehle vollzogen? Ei freilich, ſprachen ſie, darum gehet hin zum Kaiſer und meldet es ihm. Da ſprach Fulgentius: laſſet mich um Chriſti Willen ſein Gebot wiſſen. Sie aber ſprachen: es iſt uns bei Leibesſtrafe befohlen worden, wir ſollten den Mann, der zu uns in der Frühe käme und

also spräche, wie Du gesagt hast, nehmen und in den Ofen werfen: aber vor Dir kam der Reichsverweser, und darum haben wir an ihm des Kaisers Gebot vollzogen und er ist bis auf die Knochen verbrannt. Wie das Fulgentius hörte, dankte er Gott, daß er ihn also vom Tode errettet hatte, nahm also Abschied von den Arbeitern und kehrte in den Palast zurück. Wie ihn aber der Kaiser sah, gerieth er ganz außer sich vor Zorn und sprach also zu ihm: bist Du bei den Ziegelbrennern gewesen und hast Du mein Geheiß erfüllt? Freilich, mein gnädiger Herr, bin ich dort gewesen, allein als ich hinkam, war Euer Befehl schon vollzogen. Wie ist das möglich, fragte der Kaiser. Wahrlich, sprach Fulgentius, Euer Reichsverweser kam vor mir dahin und sprach also zu ihnen, wie ich sagen sollte, da nahmen sie ihn und warfen ihn in den Ofen, und wenn ich eher gekommen wäre, würden sie also mit mir gethan haben, und darum danke ich Gott, daß er mich vor dem Tode behütet hat. Da sagte der Kaiser: rede die Wahrheit auf die Fragen, welche ich Dir vorlegen werde. Da sagte Fulgentius zum Kaiser: Ihr habt an mir noch keine Falschheit gefunden und darum wundere ich mich sehr, warum Ihr mich zu solch einem Tode bestimmt habt. Denn ich weiß recht wohl, daß ich Eueres Bruders Sohn bin. Da sprach der Kaiser zu Fulgentius: das ist gar nicht zu verwundern, daß ich Deinen Tod auf den Rath meines Reichsverwesers angeordnet habe, da Du mich ja in meinem ganzen Lande also beschimpft hast, da Du sagtest, mein Athem stinke so greulich, daß es Dein Tod sey ihn zu riechen, und als Beweis dafür Dein Gesicht abwendetest, als Du mir meinen Becher reichtest, und das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen: darum habe ich für Dich einen solchen Tod bestimmt, und Du mußt dennoch sterben, wenn ich nicht eine bessere Entschuldigung von Dir höre. Da antwortete Fulgentius also und sprach: ach mein theurer

Herr, ſo es Eurer Hoheit gefällt mich anzuhören, will ich Euch mit einem argliſtigen und ſchlauen Plane bekannt machen. Sage an, ſprach der Kaiſer. Euer Reichsverweſer, verſetzte Fulgentius, der nunmehro todt iſt, kam zu mir und ſprach, Ihr hättet ihm geſagt, ich hätte einen ſtinkigen Odem, und derohalben rieth er mir, ich ſolle, wenn ich Euch Eueren Becher reiche, mein Angeſicht von Euch abkehren: und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nicht lüge. Wie das der Kaiſer hörte, glaubte er ihm und ſprach: o mein lieber Neffe, nun ſehe ich durch das weiſe Gericht Gottes, durch welches der Reichsverweſer verbrannt iſt, wie ſeine eigene Gottloſigkeit und Neid über ihn gekommen ſind, weil er ſolche Bosheit gegen Dich angeſtellt hat, und darum ſollſt Du dem Allmächtigen Gott danken, daß er Dich alſo vom Tode gerettet hat.

Siebzehnte Erzählung.

(Cap. XCIX nach † p. LXXXVIII. sq. kurz bei ⊙ p. 414. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiſer, der hatte des Königs von Jeruſalem Tochter zur Frau genommen, eine gar feine Dame, die Allen, die ſie ſahen, gar liebreizend erſchien, allein ſie lebte ſchon lange Zeit mit dem Kaiſer, ohne daß ſie ihm ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reiches gar ſorgenvoll, weil ihr Herr keinen Erben hatte, ſeine Perſon zu beſchützen. Nun begab es ſich einmal, daß dieſer Anſelmus nach dem Abendeſſen im ſpäten Abend in ſeinem Garten ſpatzieren ging und ſelbſt darüber nachſann, wie er keinen Erben hätte und der König von Apulien ihn beſtändig bekriegte, und er nicht einmal einen Sohn beſäße, das Land in ſeiner Abweſenheit zu vertheidigen, das machte ihm ſehr viel Sorgen, und er ging in ſein Kämmerlein und ſchlief alsbald ein. Da kam es ihm vor, als ſähe er ein Geſicht im

Schlafe, wie der Morgen heller wäre, als gewöhnlich, und der Mond an einer Seite bläſſer ſey, als an der andern. Und nachher ſah er einen zweifarbigen Vogel, und bei dieſem Vogel ſtanden zwei Thiere, welche dieſen kleinen Vogel mit ihrem heißen Athem ſättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie ſie ihre Bruſt an den Vogel gelegt hatten, gingen ſie ihres Weges: dann kamen noch andere Vögel, die ſüß und lieblich ſangen, woüber aber der Kaiſer aufwachte. In der Frühe des andern Morgens überdachte aber Anſelmus ſein Traumgeſicht und wunderte ſich, was es bedeuten möge. Darum berief er die Philoſophen und Stände ſeines Reichs zu ſich und theilte ihnen ſeinen Traum mit, und befahl ihnen bei Leibesſtrafe, ihm die Bedeutung deſſelben anzugeben, wer ihm aber eine richtige Deutung deſſelben geben könne, dem verhieß er eine gute Belohnung. Da ſagten ſie: theurer Herr, theilet uns Eueren Traum mit, und wir wollen Euch ſodann verkünden, was er bedeutet. Alſo erzählte ihnen der Kaiſer denſelben vom Anfange bis an's Ende, wie oben geſchrieben ſteht. Wie das die Philoſophen gehört hatten, da antworteten ſie ihm frohen Muthes und ſprachen: Herr, das Traumgeſicht, welches Ihr geſchaut hattet, bedeutet Gutes für das Land: Ihr ſollt erfahren, was es iſt. Der Mond, der auf der einen Seite bläſſer iſt, denn auf der andern, bedeutet die Kaiſerin, die durch die Empfängniß eines Sohnes, den ſie von Euch bekommen, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den ſie gebären ſoll. Die zwei Thiere, welche dieſen Vogel füttern, darunter ſind die weiſen und reichen Männer dieſes Landes zu verſtehen, denen Euer Sohn gehorſamen ſoll. Die andern Thiere aber, welche mit ihrer Bruſt dieſen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen ſollen. Die Vögel aber, welche ſo ſüß den kleinen

Vogel anſangen, bedeuten die Römer, welche ſich über die Geburt deſſelben freuen und ſingen werden. Das iſt die richtige und wahrhaftige Deutung Eueres Traumes. Wie das der Kaiſer gehört hatte, da war er gar ſehr erfreut, und bald darauf kam die Kaiſerin darnieder und ward von einem Sohne entbunden, bei deſſen Geburt gar große und wundervolle Freude herrſchte. Wie das der König von Apulien hörte, dachte er alſo bei ſich: wahrlich ich habe mein Lebtage gegen den Kaiſer Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn, wenn der das Mannesalter erreicht haben wird, da wird er die Unbilden rächen, die ich ſeinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es beſſer ſeyn, hin zum Kaiſer zu ſenden und ihn um Waffenſtilleſtand und Frieden zu bitten, damit ſein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er alſo bei ſich geſprochen hatte, ſchrieb er an den Kaiſer und bat ihn um Frieden. Wie aber der Kaiſer ſah, daß ihm der König von Apulien mehr aus Furcht, denn aus wahrer Zuneigung geſchrieben hatte, ſchrieb er ihm wieder, daß, ſo er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle, und ſich verbindlich mache, ihm ſein Lebtage Dienſt und Huldigung zu weihen, ſey er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt des kaiſerlichen Schreibens geleſen hatte, berief er ſeinen Rath zuſammen und forderte ihn auf, ihm bezüglich hierauf ſo gut als möglich zu rathen. Die aber ſagten ihm: es dürfte gut ſeyn, dem Willen und Befehlen des Kaiſers in allen Dingen nachzukommen. Fürs Erſte, daß er wünſcht, von Euch Sicherheit für den Frieden zu erhalten, müßt Ihr ihm antworten: ich habe eine einzige Tochter und der Kaiſer nur einen Sohn, darum ſoll eine Heirath zwiſchen Beiden zu Stande gebracht werden, denn das wird eine ewig dauernde Bürgſchaft des Friedens ſeyn. Endlich fordert er noch Huldigung und

Tribut, und es wird gut seyn ihm auch hierin zu genügen. Also sendete der König seine Boten an den Kaiser und ließ ihm sagen, er wolle seine Wünsche in allen Dingen erfüllen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter mit einander verheirathet würden. Alles das gefiel aber dem Kaiser wohl, und er sendete ihm die Antwort zurück, daß, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sey von ihrer Geburt bis auf diesen Tag, so wolle er in diese Heirath willigen. Darüber freute sich aber der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum, als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniß untersiegelt war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Damen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um dessen Sohn zu ehelichen. Und als sie nun in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und Alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht also fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun nach drei Stunden das Ungewitter aufhörte, da schwamm die Dame in dem zerbrochenen Schiffe, welches umgestürzt war, fort über die Wellen, als sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfing, da war die Prinzessen so ermüdet von dem greulichen Ungewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile löschte das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte, und sich im Wallfischbauche eingeschluckt fand, da schlug sie

Feuer an und verwundete mit einem Messer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es lebte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch an's Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Weiber, begab sich hierauf wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch, verwundete ihn sehr gefährlich, und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: o Ihr edlen Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt an bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da wunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sey und wie sie all ihr Gut im Meere verloren, und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf gehört hatte, da ward er sehr vergnügt und tröstete sie und behielt sie bei sich, bis sie sich ganz erholt hatte. In derselbigen Zeit aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wissen, auf welche Weise die Königstochter gerettet worden sey. Da war der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, begab sich selbst zu ihr hin und sprach: ach Du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast Du vieles Weh erdulden müssen, nichts desto weniger will ich Dich aber auf die Probe stellen, ob Du verdienst sein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Gefäße vor sie hinstellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht, ringsherum mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber

mit Todtengebeinen angefüllt, darauf aber ſtand geſchrieben: wer mich wählt, findet was er verdient. Das zweite Gefäß war aus feinem Silber gemacht, aber mit Erde und Würmern gefüllt, und hatte folgende Aufſchrift: wer mich wählt, ſoll finden, was die Natur begehrt. Das dritte Gefäß endlich war von Blei, aber mit koſtbaren Steinen gefüllt, darauf ſtand geſchrieben: wer mich wählt, findet, was Gott für ihn beſtimmt hat. Dieſe drei Gefäße zeigte der Kaiſer dem Mägdlein und ſprach: wohlan, liebe Tochter, da ſind drei koſtbare Gefäße, von denen wähle Dir eins, ſo dieſes aber Dir und Andern Nutzen bringt, dann ſollſt Du meinen Sohn haben. So Du aber wählen wirſt, was weder Dir noch Andern frommt, dann ſollſt Du nicht mit ihm verbunden werden. Wie das das Mägdlein gehört hatte, hob ſie ihre Hände gen Himmel auf und ſprach: mein Herrgott, der Du alle Dinge weißt, gewähre mir Deine Gnade zu dieſer Stunde für meine Wahl, damit ich des Kaiſers Sohn bekommen mag. Und darnach beſchaute ſie das erſte goldene Geſchirr, welches auf königliche Weiſe verziert war, und las die Aufſchrift: wer mich wählt, wird finden, was er verdient hat. Da ſagte ſie: obſchon dieſes Gefäß ganz koſtbar und von purem Golde gefertigt iſt, ſo weiß ich doch nicht, was darin iſt, darum will ich mir, mein theurer Herr, dieſes Gefäß nicht wählen. Hierauf betrachtete ſie das zweite Geſchirr, welches von feinem Silber war, und las deſſen Inſchrift: wer mich wählt, wird finden, was die Natur begehrt. Wenn ich nun bei mir bedenke, ob ich dieſes Gefäß wählen ſoll, ſo weiß ich auch nicht, was darin iſt: wohl weiß ich aber, daß ich darin finden ſoll, was die Natur begehrt: nun ſehnt ſich aber meine Natur nach fleiſchlicher Luſt, und darum will ich dieſes Gefäß nicht wählen. Als ſie nun dieſe zwei Gefäße betrachtet und eine auf ſie bezügliche Antwort gegeben hatte, beſchaute ſie auch das dritte bleierne Geſchirr

und las deſſen Aufſchrift: wer mich wählt, ſoll finden, was Gott für ihn beſtimmt hat. Da dachte ſie bei ſich ſelbſt: dieſes Gefäß iſt zwar äußerlich weder reich noch koſtbar, allein die Aufſchrift ſagt: wer mich wählt, ſoll finden, was ihm Gott beſtimmt hat; da nun ohne Zweifel Gott uns nie etwas Böſes beſtimmt, ſo werde ich, wenn Gott es will, dieſes Gefäß wählen. Wie das der Kaiſer gehört hatte, ſprach er alſo: o Du feines Mägdlein, öffne dieſes Gefäß, denn es iſt voll köſtlicher Edelſteine, und ſiehe zu, ob Du alſo gut gewählt haſt oder nicht. Wie es aber die junge Prinzeſſin aufgemacht hatte, da fand ſie es angefüllt mit dem feinſten Golde und koſtbarſten Steinen, wie ihr der Kaiſer geſagt hatte. Darnach ſagte der Kaiſer: meine Tochter, weil Du alſo gut gewählt haſt, ſollſt Du meinen Sohn heirathen. Damit beſtimmte er ihren Hochzeitstag, und ſie wurden mit großem Gepränge vermählt und verblieben in großen Ehren bis an ihr Lebensende.

Erklärende Anmerkungen.

Cap. I. deutet ſeiner Compoſition nach offenbar auf die ſtrengſte Zeit des Lehrweſens hin, iſt aber mit etwas orientaliſcher Decoration ausgeſtattet. Seite 2. Z. 6. v. unten habe ich die **vestis adriatica** im Texte, wie ich glaube richtig, durch: ein Kleid von feinſtem Gewebe, überſetzt, da **adria** in der Bedeutung von **adula**, d. h. **caput lini**, Flachs-Knoten nachgewieſen iſt in **Ducange Glossar. Med. Latin. T. I. p. 92.** [**ed. Paris. 1841.**].

Cap. II. — IV. enthalten fingirte caſuiſtiſche Fälle.

Cap. V. iſt, was die Befreiung des Jünglings angeht, offenbar die 236ſte Nacht in der morgenländiſchen 1001 Nacht.

Cap. VI. gehört ebenfalls ins Gebiet der Kaſuiſtik, eingewebt iſt aber die bekannte Sitte der indiſchen Frauen ſich nach dem Tode ihres Mannes mit dieſem verbrennen zu laſſen. (ſ. **Diod. Sic. XIX. 33. Solin. c. 17.** Bohlen Alt. Ind. Bd. I. p. 293. sq.)

Cap. VII. gleichfalls caſuiſtiſch mit Einwebung der bibliſchen Parabel vom verlornen Sohne aus **Lucas. XV. 11. sq.**

Cap. VIII., welches von **Gower** in einem bei **Swan T. I., p. 283 — 291.** mitgetheilten engliſchen Gedichte bearbeitet wurde, ſtützt ſich auf einige von Dionyſius, dem bekannten Tyrannen von Syracus, erzählte Streiche ähnlicher Art beim **Valer. Maxim. I., 1, 3.** Aehnlich iſt **Cento Nov. Ant. nr. VI.**

Cap. IX. gleichfalls caſuiſtiſch, erinnert auch an die Geſchichte vom verlornen Sohne.

Cap. X. Vermuthlich hat der Verfaſſer das was **Psell. de Lapid. c. 7.** vom Galactites erzählt, im Sinne gehabt.

Cap. XI. iſt nach **Warton History of Engl. poetry T. I., p. CXIV. sq.** aus **Aristot. Secretum secretor.**

c. 28. gezogen. Aehnliches findet sich bei Plin. XXV. 3. f. Gell. XVII. 16. vom Mithridates. erzählt, s. a. Schmidt zu P. Alphonsus p. 107.

Cap. XII. bezieht auf eins der Hauptdogmen der katholischen Kirche de operante in opere operato.

Cap. XIII. hat einige Aehnlichkeit mit der Geschichte vom Oedipus, und findet sich ziemlich gleichlautend erzählt bei Vincent. Bellov. Specul. Hist. VII., 93. sq. f. 86. b. ed. Venet.

Cap. XIV, ebenfalls der Casuistik angehörig.

Cap. XV. ist die bekannte Legende vom H. Alexius, die sich in mehreren Redactionen in d. Act. SS. Antverp. Julius T. IV., p. 238 — 262. wiederfindet, von Vincent. Bellov. XVIII. 43. sq. f. 241. b. erzählt wird, auch in Caxton's Gold. Legend. ed. 1479. fol. nr. LXXXIX. p. CLVIII. (abgedruckt bei Swan T. I., p. 300 — 311.) vorkommt u. in metrischer altenglischer Bearbeitung mitgetheilt ist von Warton T. I., p. CXLVI. sq. Ein lateinisches Gedicht in 145 gereimten vierzeiligen Strophen bei Hoffmann Altdeutsche Blätter Bd. II., p. 278 — 287. Endlich dichtete auch Conrad von Würzburg einen Heiligen Alexius, von dem zuerst Oberlin Diatr. de Conr. Herbipol. p. 10 — 11. 33 — 35. Bruchstücke mittheilte, der aber jetzt gedruckt ist in Meyer und Mooyer Sammlung altdeutscher Dichtungen. Quedlinburg 1833. Heft I. Ein holländisches Volkslied erwähnt über diesen Gegenstand Mone Uebers. d. niederländ. Volkslitt. p. 193.

Cap. XVI. abermals eine in das Gebiet der Casuistik streifende Erzählung, nur daß zuletzt orientalische Mythe mit christlicher Mystik zusammengesetzt ist. In der deutschen Ausgabe, wo sich die Geschichte auch findet, verrichtet der arme Mann nur fünf Dienste.

Cap. XVII. ist nach Warton l. l. T. I. p. CXLVIII. sq. die Geschichte d. H. Julianus Hospitator, welche sich nach Antoninus erzählt findet bei d. Act. SS. Antverp.

Januar. T. II., p. 974. sq. Jac. de Voragine Legenda aurea nr. XXXII. f. LXII. und in d. Golden Legend. f. 90. [ed. 1493. und f. 85. ed. 1527.] Auch Boccaccio. G. I. nov. II. spielt auf dieselbe an. Ich bemerke noch, daß das Ende der Erzählung große Aehnlichkeit hat mit der Legende vom großen Christoph und ihrer Entwickelung. Eine ähnliche indische Geschichte steht englisch in d. Asiatick. Miscell. T. II., p. 462. und französisch hinter den MI jours p. Loiseleur Deslongchamps. Paris 1838. 4. p. 643. sq.

Cap. XVIII. ist die sonderbar erzählte Geschichte der Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus und des Uebergangs des Erstern über den Rubico.

Cap. XX. soll die fabelhaften Schicksale Kaisers Heinrich III. und seine wunderbare Behütung vor den Nachstellungen des Kaisers Conrad darstellen, die Grimm deutsche Sagen Bd. II. nr. 480. (Veillées Allemand. T. II. p. 210. sq.) nach Gotfr. Viterb. Chron. p. 333. sq. u. A. mitgetheilt hat. Dieselbe Geschichte findet sich nach Warton T. I. p. CL. sq. als das Leben des H. Papstes Pelagius erzählt in Caxton's Golden Legend. f. CCCLXXXXVII. s. a. Jacob. de Vorag. Leg. Aurea f. CCCXV. Dieselbe Erzählung ist von mir unten Bd. II. p. 198 — 206. nach der viel weitläufigeren Redaction in d. deutsch. Gesta c. 26. nochmals erzählt worden.

Cap. XXI. ist aus Justin. L. II. c. 10. genommen und bezieht sich auf den spartanischen König Demaratus.

Cap. XXII. ist nach Augustinus de civ. Dei. XVIII. 5. erzählt. So auch Cap. XXIII., was ich aber im Augustinus nicht wiederfinde; hierzu vergleicht noch Swan T. I., p. 341. sq., Plin. Hist. Nat. XXIX. 4.

Cap. XXIV. vergleicht hiermit Swan T. I., p. 342. sq. c. 90. der Voyages and Travels of Sir J. Mandevile.

Cap. XXV. ſcheint ſelbſt erfunden zu ſeyn.

Cap. XXVI. abermals zur Erörterung eines caſuiſtiſchen Satzes geſchrieben.

Cap. XXVII. iſt ſelbſt erfunden, wird aber durch die dazu gehörige Moralisatio des Textes gut erklärt; dort heißt es im Allgemeinen ſo: der Kaiſer iſt unſer Herr Jeſus Chriſtus, ſeine Tochter iſt die als Bild deſſelben erſchaffene Seele, ihre fünf Wächter ſind die fünf Sinne, der Hund iſt das Fleiſch, welcher Tag und Nacht bemüht iſt den Geiſt zu verderben, ſeine erſte Kette iſt die Furcht vor Gott, die zweite iſt die Liebe zu Gott und die dritte die Schaam des Menſchen, vor den Augen Gottes eine Sünde zu begehen, der Seneſchall iſt der Menſch, welchem Gott die Seele, den Leib und die fünf Sinne gegeben hat, der aber liebt Gott nicht, zerbricht ſeine drei Ketten und wird dafür in das ewige Feuer geſchleudert.

Cap. XXVIII. dieſelbe Geſchichte kommt auch bei Alphonsus de disciplina cleric. c. 14. [ed. Schmidt. Berlin. 1828. p 51. als c. XI. in d. ed. Paris. 1824. T. I. p. 75.] vor und Swan (T. I. p. 347.) vergleicht dazu Boccaccio G. V. nov. 8. Uebrigens iſt die ganze Erzählung mit Ausnahme des Schluſſes, der verändert iſt, aus dem Griechiſchen Συντιπας [ed. Boissonnade. Paris. 1832. 8.] p. 51. und bei Schmidt l. l. p. 127. genommen, deſſen Verfaſſer ſie vielleicht wiederum aus dem großen Indiſchen Fabelwerke Vrihat Katha (in Katha Sarit Sagara. Sanskrit u. Deutſch. v. H. Brockhaus. Leipz. 1839. 8. p. 56. sq.) ſchöpfte. Nachahmungen derſelben Geſchichte ſ. b. Loiseleur Deslongchamps Essai s. l. Fables Indienn. p. 106. sq. Schmidt Beitr. zur Geſch. der rom. Poeſie p. 69—72. und zu Alphons. l. l. p. 129. sq. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 50. du Meril Hist. de la poesie Scandinave p. 353. sq. (zu Boccaccio. VII. 6.) angeführt.

Cap. XXIX. iſt ſelbſt erfunden und ohne mir bekannte Quelle.

Cap. XXX. iſt eine Verarbeitung der bekannten Sitte bei den alten Römern, daß Sclaven bei den Saturnalien und Soldaten bei den Triumphzügen das Recht hatten, alles Nachtheilige, wenn es nur der Wahrheit gemäß war, von ihren Anführern und Herren zu ſagen. Daſſelbe wird faſt wörtlich, jedoch unter den Anführungsworten „refert Tullius quod quando aliqui consules Romam redibant victores, triplex honor fiebat iis“ nacherzählt im Dialog. creat. c. 60.

Cap. XXXI. iſt aus dem letzten Capitel De sepultura Alexandri des bekannten Liber Alexandri de proeliis faſt wörtlich entnommen und ſteht auch als c. 38. in des Alphonsus discipl. cler. (ſ. Schmidt l. l. p. 166. sq.) Aus letzterem iſt ſie unter den Anführungsworten „recitat Alphonsus in tractatu suo de prudentia“ übergegangen in d. Dial. creatur. c. 122.

Cap. XXXII. iſt aus Seneca Quaest. Natur. II. 32. entlehnt.

Cap. XXXIII. iſt aus Cicero de Orat. II., 69., 278. entlehnt, findet ſich aber bei Valer. Max. nicht. Vergleichen kann man die bei Plutarch. Anton. c. 70. von Timon erzählte Anecdote.

Cap. XXXIV. iſt nach Warton T. I. p. CLII. aus dem Secretum secretorum, das man unter des Ariſtoteles Namen hat, genommen. In der zum Text gehörigen Moralisatio werden dieſe ſieben Regeln ſo erklärt: die Wage iſt = dem menſchlichen Leben, und der Spruch bedeutet: wünſche Dir nicht mehr, als was zu der Erhaltung deſſelben nothwendig iſt, der zweite: das Feuer nicht mit Stahl zu erhitzen, iſt = reitze einen Jähzornigen nicht noch mehr durch Worte; der dritte: nie an einem Kranze zu pflücken = tadele nicht die Geſetze Deiner Mitbürger.

Der vierte: nie von einem Vogelherzen zu eſſen = laſſe durch kein zeitliches Unglück Trauer, Haß und Neid in Deinem Herzen aufkommen; der fünfte: nach einmal angetretener Reiſe nicht wieder umzukehren = wenn Du einmal aus dem Stande der Sündhaftigkeit getreten biſt, kehre nicht in denſelben zurück; der ſechſte: nie auf der Heerſtraße zu wandeln = die Heerſtraße iſt der Weg der Sünde, auf welcher, weil ſie breit iſt, der größte Theil der Menſchen wandelt; und der ſiebente: keine geſchwätzige Schwalbe im Hauſe zu dulden = dulde nicht die ſündhaften Gedanken in Deinem Herzen, mit welchen das Gewiſſen beſtändig im Streite liegt.

Cap. XXXV. rein myſtiſche Verbindung altteſtamentlicher und chriſtlicher Anſichten.

Cap. XXXVI. rein caſuiſtiſch und nach Art einer Homilie eingekleidet: die Geſchichte vom Bucephalus iſt verändert aufgenommen aus **Solin.** c. 45., der ſie wiederum aus **Plin. Hist. N. VIII.**, 64., 42. entlehnte. Aehnliches erzählen darüber **Arrian. Hist. Alex. V. 19. Plut. Alex.** c. 6. und 61. **Gell. Noct. Att. V. 2.**

Cap. XXXVII. die hier erzählte Geſchichte findet ſich im Plinius nicht wieder, der unter dem Namen **Perna** (in meiner Ausgabe heißt die Schlange **Parnas**) eine Art Muſchel beſchreibt **L. XXXII. 11. cf. XVII. 10.**, dagegen iſt das Ende der Geſchichte von den Kräften des Achatſteins allerdings aus **Plin. XXXVII. 10.**

Cap. XXXVIII. iſt hieraus übergegangen in Grimms deutſche Sagen Bd. II. nr. 478. (**Veill. All. T. II. p.** 208.)

Cap. XXXIX. iſt eine ſelbſterfundene Geſchichte, ebenſo c. XL., die ſich bei **Macrobius Saturn.** nicht wiederfindet.

Cap. XLI. iſt die bekannte Geſchichte des athenienſiſchen Königs Codrus b. **Justin. II. 6. u. 7.**, allein c.

XLII. findet ſich beim Valer. Maximus nicht und ſcheint erfunden.

Cap. XLIII. iſt die bekannte Geſchichte vom Marcus Curtius, der ſich 392 u. c. oder 362 n. Chr. in einen auf der Mitte des Forums zu Rom entſtandenen Schlund freiwillig geſtürzt haben ſoll; ſ. Liv. VII. 6. August. de civ. Dei. V. 18. Plin. XV. 18.

Cap. XLIV. iſt aus Plin. H. N. XXXVI. 26. genommen, dem dann Isidor. Orig. XVI. 15. u. Agrippa De vanit. scient. c. 90. nacherzählt haben.

Cap. XLV. iſt eine Verarbeitung der bekannten Geſchichte v. Salomos Urtheil. Mehr b. Douce T. II. p. 387. sq.

Cap. XLVI. findet ſich nicht beim Plinius.

Cap. XLVII. iſt eine Epiſode aus der Legende von den heiligen drei Königen.

Cap. XLVIII. iſt aus Valer. Max. IX., 2. 9. genommen: indeſſen iſt auch das letzte Citat aus Ovidius richtig, denn es heißt bei ihm De arte amandi L. I. v. 653. sq. ſo: Et Phalaris tauro violenti membra Perilli Torruit; infelix imbuit auctor opus. Justus uterque fuit; neque enim lex aequior ulla Quam necis artifices arte perire sua.

Cap. XLIX. dieſe Geſchichte iſt allerdings aus Paul. Diacon. Histor. Longobard. IV. 28., doch heißt dort der König Cacan und iſt Gebieter der Hunnen, die Herzogin aber Romilda.

Cap. L. iſt aus Valer. Max. VI., 5., 3. entlehnt und der Name „Zaleucus" hier in Zelongus verändert.

Cap. LI. angeblich aus Josephus.

Cap. LII. findet ſich hier dem Valer. Maximus IV., 8., 1. nacherzählt.

Cap. LIII. iſt gleichfalls aus Valer. Maxim. VI., 2., 2. genommen.

Cap. LIV. iſt eine wahrhafte Beſchreibung des Marmorthores Friedrichs II. bei Capua.

Cap. LV. iſt ſelbſt erfunden und caſuiſtiſch.

Cap. LVI. iſt aus Paul. Diac. Longob. II. 28. genommen und bezieht ſich dort auf den Lombardenkönig Alboin und ſeine Frau Roſamunde. Eine Partie ähnlicher Büßergeſchichten habe ich zuſammengeſtellt in meiner Allg. Literärgeſch. Dresden 1837. sq. Bd. II. 2.: Ueber die Verbreitung der Sage von der Frau, welche das Herz ihres Geliebten eſſen mußte, p. 1120 — 1123. u. Schmidt. Taſchenb. Deutſch. Romanzen. Berlin. 1826. 8. p. 131. sq.

Cap. LVII. iſt nach Warton T. I., p. CLVI. aus dem engliſchen Volksbuche vom Zauberer Virgilius genommen.

Cap. LVIII. iſt ſelbſt erfunden, doch theilt Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III. (Berlin 1822. 12.) p. 373. sq. eine ähnliche Sage mit.

Cap. LIX. eine ähnliche Geſchichte berichtet ein altengliſcher verſificirter Roman des 13ten Jhdt. King Robert of Sicily betitelt, von welchem Warton T. I., p. 183. sq. Bruchſtücke mitgetheilt hat, ſo wie einen Auszug Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. Lond. 1805. 8. T. III. p. 143 — 152. u. b. Swan. T. I. p 364 — 373. Eine engliſche Moralität unter dem Titel Robert Cycyll ward 1529 zu High Croß in Cheſter aufgeführt, iſt aber nicht gedruckt (ſ. Jones Biogr. Dram. T. III. p. 214.). Eine franzöſiſche Moralité unter dem Titel: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien. Lyon. 1581. 8. vergleicht Warton T. I., p. 193. Sonſt kann man noch wegen ähnlichen Zügen hierher ziehen die Geſchichte des Königs von Thibet und der Fürſtin der Naimans in d. MI. jours (ed. Loiseleur Deslongchamps. p. 33. sq.) jour XIX. Bekanntlich hat dieſen Stoff Hans Roſenplüt in ſ. König im Bade behandelt (ſ. meine Liter. Geſch. Bd. II. 2. p. 964. Keller z. Kaiſer Diocletian. p. 48. u. z. Rom. d. VII. Sages p. CLVI. sq.).

Cap. LX. iſt die Umarbeitung der bekannten Sage von der Atalante bei Apolled. III., 9., 2. Hygin. fab. 99. 174. 185. 270. u. Ovid. Metam. X. 560. sq.

Cap. LXI. ſonderbare Verarbeitung claſſiſcher und orientaliſcher Traditionen. Swan T. II. p. 542. vergleicht hiermit den letzten Apolog aus P. Alphons. Disc. cleric.

Cap. LXII. ſelbſterfundene Erzählung.

Cap. LXIII. iſt eine ſonderbare Verarbeitung der Schickſale des Theſeus und der Ariadne und der Vertilgung des Minotaurus durch Erſtern.

Cap. LXIV. ein ziemlich ſonderbar erfundenes Verirmährchen.

Cap. LXV. ſelbſt erfundene caſuiſtiſche Erzählung.

Cap. LXVI. iſt faſt dieſelbe Erzählung wie Cap. XXV., nur daß die Auflöſung geradezu entgegengeſetzt iſt.

Cap. LXVII. ſelbſterfundene Erzählung mit caſuiſtiſcher und myſtiſcher Scenerie.

Cap. LXVIII. zuerſt Erwähnung des Verſtändniſſes der Vogelſprache bei Menſchen, auf die ſchon im Koran. S. 27. (ſ. Sale Not. T. II. p. 223.) hingewieſen iſt. Verſpottet iſt dieſe Sage in der Fabel von den zwei Eulen, in d. Contes Turcs bei Loiseleur Deslongchamps Edit. d. MI. jours p. 338. Eine andere Erzählung ähnlicher Art ſ. unten unter den deutſchen Geſt. p. 191. Eine große Menge hierher gehöriger Stellen ſ. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 323. sq.

Cap. LXIX. dieſe Erzählung hat einen orientaliſchen Urſprung und iſt von Galland in d. Revue retrospective. Sec. Serie T. XII. p. 11. u. b. Loiseleur Deslongchamps l. l., p. 641. mitgetheilt aus dem türkiſchen Fabelwerke Farage bada alchidda. Der Zuſatz in unſerer Geſchichte von der Keuſchheitsprobe iſt gleichfalls aus dem Oriente hergenommen, wie ich in vielen Beiſpielen gezeigt habe in meiner Allgem. Literärgeſch. Bd. III. 1. p. 185. sq.

Cap. LXX. eine Art Räthſelmährchen, welches Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III., p. 376. sq. ganz kurz a. e. Hdſchr. mittheilt, allein ſonderbarer Weiſe bemerkt, daß es in den lateiniſchen gedruckten Ausgaben fehle.

Cap. LXXI. die bekannte Fabel vom Lahmen und Blinden, die einander forthelfen.

Cap. LXXII. eine ſelbſterfundene Geſchichte zur Belehrung der Eltern, welche ihr Vermögen bei ihren Lebzeiten an ihre Kinder abtreten wollen.

Cap. LXXIII. ſelbſterfunden und caſuiſtiſch.

Cap. LXXIV. der Anfang ſcheint ſelbſterfunden, allein die Epiſode von dem König, der nur ein Jahr regiert, iſt aus dem arabiſchen moraliſchen Romane des Tophail Hai Ebn Yokdan. Daraus iſt ſie dann auch übergegangen in den Conde Lucanor c. 40.

Cap. LXXV. bezieht ſich auf die katholiſchen Lehrſätze von der Sündhaftigkeit des Eingehens einer zweiten Ehe: gleicher Art iſt Cap. LXXVIII.

Cap. LXXVI. ſelbſt erfunden. Ebenſo Cap. LXXVII.

Cap. LXXIX. nur Redaction einer aeſopiſchen Fabel. (nr. CCCLXVII. ed. Furia.)

Cap. LXXX. Original, aber in engliſchen Verſen nachgeahmt von dem Dichter Parnell. Seine Erzählung The Hermit ſteht bei Swan T. I. p. 376—386.

Cap. LXXXI. iſt die bekannte Sage von Gregor auf dem Steine, die Nachbildung der Geſchichte des Oedipus, über die von mir in meiner Litt. Geſch. Bd. II. 2. p. 953. sq. die wichtigſten Nachweiſungen gegeben ſind.

Cap. LXXXII. iſt ſelbſterfunden und kommt Cap. CLXXXI. nochmals, ſo wie auch in der oben Bd. II. p. 237. erzählten Geſchichte aus den Engliſchen Gest. wieder vor.

Cap. LXXXIII. ſelbſterfunden und caſuiſtiſchen Inhalts.

8. p. 281. sq. mittheilt. Die Sage, deren Quelle weder Warton noch Swan entdecken konnten, wird in der hdschr. Deutschen Kaiserchronik von Karl dem Großen erzählt und soll zu Zürich vorgefallen seyn, s. Scheuchzer Itiner. Alpina T. III., p. 381. Cento novelle ant. c. 49. Grimm Deutsche Sagen Bd. II. nr. 453. (Veillées Allemand. T. II., p. 155. sq.).

Cap. CVI. selbsterfundener Schwank, der auch bei Alphons. Disc. cler. c. 20. steht. Indessen ist auch hiervon das orientalische Original nachgewiesen durch einen von Hammer Rosenöl Bd. II., p. 303. sq. mitgetheilten Apolog. Ueber a. Bearbeit. s. Schmidt l. l. p. 142. sq.

Cap. CVII. Es erzählt diese Geschichte n. Warton T. I. p. CLXX sq. bereits Gulielm. Malmesb. De gest. reg. angl. L. II. c. 10. p. 36. vom Papste Gerbert und nach ihm Vincent. Bellov. Spec. Hist. XXIV. c. 98. sq. p. 344.

Cap. CVIII. ist die bekannte Geschichte vom Damon und Pythias bei Cicer. Tuscul. V. 22. u. de Offic. III. 10. u. Valer. Maxim. IV., 7., 1. Darnach auch im Dial. creatur. c. 56. Im Allgem. s. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 225—237.

Cap. CIX. ist aus Barlaam und Josaphat (in Joh. Damasc. Opera p. 824. u. hinter d. Edit. Basil. 1548. p. 12.) gezogen, darnach in Boccaccio's Decamer. X. 1. u. d. Cento novelle ant. nr. LXV. übergegangen. Anderes s. b. Du Méril Hist. de le poes. Scand. p. 357. und Warton l. l. T. I. p. CLXXIII. sq.

Cap. CX. enthält die Legende vom H. Eustachius, seiner Frau Theopista und seiner Söhne Agapius u. Theopistus und ihre Begebenheiten unter Vespasian, Titus, Trajan und Hadrian. Ihr Märtyrertod wird auf den 20sten Septbr. 120 n. Chr. gesetzt; s. Act. et martyrium S. Eustachii, gr. et lat. ed. Combefis Illustr. Christi

martyr. triumphi. Paris 1660. 8. p. 1 — 44. Nicetae Paphlagon. Laudatio SS. Eustathii, Agapii, Theopisti et Theopistes, gr. et lat. ib. p. 45 — 87. Latine ex Simone Metaphrasta, b. Surius Act. SS. 20. Septbr. p. 209. sq. bei Caxton Golden Legend. f. CCCXXIII. G. B. Manzini Vita di S. Eustachio martire. Venez. 1653. 12. 1668. 12. Ath. Kircheri Historia Eustachio — Mariana, qua admiranda D. Eustachii sociorumque vita ex var. auct. collecta, locus in quo eidem in monte Vultarello Christus inter cornua cervi apparuit, ecclesia B. Mariae eodem in loco a Constantino M. condita etc. in publ. lucis bonum educuntur. Rom. 1605. 4. Die höchst ähnliche Geschichte vom Hubertus, dem andern Schutzpatron der Jäger, einem Sohne Bertrands, Herzogs von Guienne, der 727 — 730 als Bischoff von Lüttich starb und dessen Fest den 3. Nov. gefeiert wird, steht gleichfalls bei Surius Act. SS. 3. Nov. p. 13. sq. darnach: Vie de St. Hubert. s. l. et a. Guill. Eustace. 8. cf. Mercure galant. 1680. p. 27. sq. Mercure de France 1725. p. 67. sq. Le Beuf im Bullet. du Biblioph. 1841. p. 793 — 809. Als ähnlich vergleicht Swan T. II. p. 430. sq. den altenglischen versificirten Roman Sir Isumbras (bei Utterson Sel. piec. of early popul. poetry. Lond. 1817. T. I. p. 73. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. T. III. p. 153 — 175. ausgezogen, s. Warton T. II. p. 368.) und eine ähnliche Bekehrungsgeschichte (p. 424. sq.) aus Doddridge Life of Colonel Gardiner p. 45. sq.

Cap. CXI. ist eine sonderbare Redaction der altgriechischen Mythe vom Mercurius und Argus, dem Wächter der Io, bei Ovid. Metam. I. v. 624. sq. Ziemlich ähnlich ist in d. Conte Turcs die Histoire du Grand Ecuyer Saddyk bei Loiseleur Deslongchamps. p. 315. sq., mit der wiederum Straparola Notte piacevole III., 5. stimmt.

Cap. CXII. ſcheint eine Nachahmung des den ſieben weiſen Meiſtern zum Grunde liegenden Stoffes zu ſeyn.

Cap. CXIII. eine einfache Epiſode aus einem Romane.

Cap. CXIV. eine ſelbſterfundene Geſchichte, ehemals auf die Kräfte gewiſſer Steine hindeutend.

Cap. CXV. dieſelbe Geſchichte findet ſich im Dialog. creatur. c. 89. wieder erzählt und wird dort mit folgenden Worten citirt: „narrat scriptura quae continet veterum historias“.

Cap. CXVI. ſonderbare mit nichts hiſtoriſch zu beweiſende Geſchichte, von Grimm Bd. II., nr. 436. unter ſeine deutſchen Sagen aufgenommen (Veillées Allemand. T. II. p. 119. sq.).

Cap. CXVII. ſelbſt erfundene Geſchichte um ein Geſetz, daß, wer ein geraubtes Mädchen rettet, ſie heirathen dürfe, zu erklären.

Cap. CXVIII. iſt orientaliſchen Urſprungs und findet ſich wenig verändert bei Cardonne Melang. de litter. orient. T. I. p. 62. und Loiseleur Deslongchamps Edit. des MI. jours p. 652. sq. Aus derſelben Quelle entnahm ſie Alphons. Discipl. cleric. c. 16. (ed. Paris. T. I. p. 91.) Darnach bearbeitete ſie der Verfaſſer eines altfranzöſiſchen Fablian bei Barbazan T. II. p. 107. sq. und Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 248. sq. ſo wie auch die Cento nov. antiche nov. LXXIV. und Boccaccio VIII. 10. ſ. a. d. Meril. Hist. de la poes. Scand. p. 356. Schmidt zu P. Alphons. p. 137.

Cap. CXIX. iſt gleichfalls orientaliſchen Urſprungs und die Geſchichte vom Juwelier und dem Reiſenden in dem Arabiſchen Romane Calilah ve Dimnah (translat. from the Arabic by Windham Knatchbull. Oxford. 1819. 8. p. 346. Franzöſiſch b. Loiseleur Deslongchamps l. l. p. 543. sq.), ſo wie in der griechiſchen

Ueberſetzung deſſelben Werkes durch Simeon Sethus (Spec. sapient. Indor. p. 444.) und kommt wieder als die Fabel: Le Brahme, le Serpent, le Tigre, le Voyageur et l'Orfèvre (in Le Pantchatantra ou les cinq Ruses — trad. p. Dubois. Paris 1826. 8. p. 121.) Dieſelbe Fabel ſoll Richard Löwenherz bei ſeiner Rückkehr aus Paläſtina 1195 n. Chr. öffentlich erzählt haben (ſ. Matthaeus Paris. Lond. 1571. fol. p. 240 — 242.) und nach Swan T. II. p. 440. sq. findet ſie ſich auch bei Gower Confessio Amantis. L. V. f. 111. sq.

Cap. CXX. iſt das bekannte Mährchen vom Fortunatus und ſeinem Wünſchhütlein, über deſſen Quellen und Verbreitung nachzuſehen iſt meine Allg. Liter. Geſch. Bd. III. 1. p. 191 — 195.

Cap. CXXI. iſt dieſelbe Geſchichte, welche Marie de France in einem ihrer Lais, Laustic betitelt, beſungen hat (Oeuvres ed. Roquefort T. I. p. 344. sq.) Darnach Boccaccio. V. 4. ſ. du Meril p. 351. Schmidt Beitr. z. Geſch. d. rom. Poeſie p. 50.

Cap. CXXII. aus Petr. Alphons. discipl. cler. c. X., 7. ſ. Schmidt l. l. p. 123.

Cap. CXXIII. gleichfalls aus P. Alphons. discipl. cleric. c. XI. und den griechiſchen Συντιπας p. 29. ſ. Schmidt l. l. p. 126. Die Grundlage beider Erzählungen iſt die Hitopadesa. L. II. nr. 6. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 76. 77. 100. sq.

Cap. CXXIV. Dieſelbe Erzählung findet ſich in d. Cento novelle antiche c. C. (Firenze. 1724. p. 105.) und faſt ganz ähnlich in Herber's Dolopathos (b. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 191. sq. cf. p. 125. sq.) Anderes ſ. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 292.

Cap. CXXV. ſonderbar erfundener Schwank, von welchem Swan T. I. p. 444. sq. eine engliſche Nachah-

mung des Dr. Byrom **The three black crows** aus deſſ. **Miscell. Poems T. I. p. 31. sq.** mittheilt. Uebrigens iſt in dieſes Capitel, wenn auch ganz kurz, eine andere Geſchichte mit hineingewebt, die unter Bd. II., p. 145. sq. aus d. Deutſchen **Gestis** als **cap. 3.** mitgetheilt iſt.

Cap. CXXVI. iſt aus **Macrob. Saturn. L. II. c. 6. de origine ac usu praetextae** genommen.

Cap. CXXVII. iſt eine dem 80ſten Capitel ähnliche ſelbſt erfundene Erzählung.

Cap. CXXVIII. ſcheint ſelbſt erfunden und nach einem orientaliſchen Muſter verändert.

Cap. CXXIX. iſt dieſelbe Geſchichte, welche ſich auch im **Dialog. creatur. c. 56.** u. **Alphons. Discipl. cleric. c. 2.** wiederfindet. Einem dieſer Muſter iſt ſie nacherzählt im **Conde Lucanor c. 37.** Mehr b. Schmidt zu **Alphonsus p. 93. sq.**

Cap. CXXX — CXXXII. ſcheinen ſelbſt erfunden. Aehnliche Prellereien wie **c. CXXXII.** führt Schmidt zu d. Mährchen der Straparola **p. 309.** an.

Cap. CXXXIII. findet ſich auch im **Conde Lucanor. c. IX.**, nur daß dort zwei Pferde die Stelle der Hunde vertreten.

Cap. CXXXIV. findet ſich nicht bei **Seneca** wieder, obgleich er als Gewährsmann citirt iſt.

Cap. CXXXV. die Geſchichte von der Lucretia aus **Augustin. de civ. Dei. I. 19.**

Cap. CXXXVI. findet ſich auch bei **P. Alphons. Discipl. cleric. c. 25.** (b. Schmidt **p. 70.** u. **ed. Paris. T. I. p. 149.**) und darnach bei dem Verfaſſer eines altfranzöſiſchen **Fabliau** (in **Barbazan Fabl. T. II. p. 148. sq.** u. **Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 253. sq.**) Grundlage iſt das vierte Capitel des Arabiſchen **Calilah ve Dimnah.** ſ. a. Schmidt l. l. **p. 156. sq.**

Cap. CXXXVII. ist offenbar die sonderbar verdrehte Geschichte vom Koriolanus a. Valer. Max. V, 4, 1.

Cap. CXXXVIII. wahrscheinlich nach einer orientalischen Sage erfunden, wenn nicht etwa gar die Begebenheiten des Alcibiades auf seiner Rückkehr von den Lacedämoniern in sein Vaterland zum Grunde liegen.

Cap. CXXXIX. wahrscheinlich aus Aelian. Hist. An. XV. 21. genommen. Aehnliches erzählt Vincent. Bellov. Specul. hist. IV. 1. f. 41. sq. Ueber den Basiliskenblick s. Plin. H. N. VIII. 21. Berger de Xivrey Tradit. teratolog. p. 540. sq. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 288. Zu unſ. Cap. s. c. 145. u. Xivrey p. 389. sq.

Cap. CXL. ist auch aus Seneca de Ira. I. 8. gezogen.

Cap. CXLI. nach Swan T. II. p. 454. sq. aus dem lateinischen Aesopus (ed. 1658. p. 80. im Aesop. ed. Coray. fab. 141. p. 83.) gezogen. Allein die Quelle ist das indische Fabelwerk Pantcha Tantra, aus welchem das Mährchen als: Le Brahmane et le Serpent übersetzt ist von Loiseleur Deslongchamps hinter s. Ausg. d. Mille et Un jours p. 624. sq. Dieselbe Fabel findet sich unter denen der Marie de France in ihren Oeuvr. T. II. p. 267. und bei Legrand d'Aussy Fabl. T. IV. p. 389. sq. s. a. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. indienn. p. 47. sq.

Cap. CXLII. ist eine sonderbare mystisch-moralische Erzählung, die jedoch durch die Moralisatio recht gut erklärt wird, wo es heißt: der König ist unser Herrgott, der mit einer Mauer umgebene Forst aber die Welt, die durch die Gebote Gottes eingeschränkt ist, oder die Kirche, die durch Christi Leiden und seine Diener beschützt wird. Der Verräther ist der Teufel, der die Menschen, die dem frommen Leben untreu werden, in den Netzen der Weltlust fängt. Seine zwei ersten Hunde Richer und Emulehm sind der

Reichthum und die Wolluſt, nach welchen die Menſchen jagen, der dritte Hund Hanegiff: d. h. habe und gieb, jagt den Clerikern nach, welche um gute Pfründe zu bekommen, Andere beſtechen, der vierte Hund Bandin jagt die Advocaten, welche das Geſetz umgehen, der fünfte Crismel, die niedern Geiſtlichen und Bettelmönche, die von dem erhaltenen Almoſen einen ſchlechten und eigennützigen Gebrauch machen, der ſechſte Hund Egoſin oder Belyn jagt die Kaufleute und Wucherer, der ſiebente Beamys iſt die Wolluſt, die ohne Unterſchied viele Menſchen dem Teufel zuführt. Der Sohn aber iſt Jeſus Chriſtus, den uns Gott Vater durch die Jungfrau, d. h. die Maria, zugeſchickt hat, um uns von jenem Seelenjäger zu befreien.

Cap. CXLIII. iſt aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 12. ſ. auch Swan T. II. Notes p. 458. sq.) gezogen, von welchem ſie wiederum Vinc. Bellov. Specul. Hist. p. CXXIII. und Gower Confessio Amant. L. I. f. XIX. b. aufgenommen haben (ſ. Warton l. l. CLXXX. sq.) Mir ſcheint jedoch im Ganzen die Geſchichte vom Damocles bei Cic. Tuscul. V. 21. u. Macrob. Somn. Scip. I. 10. zum Grunde zu liegen.

Cap. CXLV. iſt zwar aus Albert. Stadens. Chronicon angeblich entlehnt, offenbar aber nicht wieder zu finden, vielmehr a. Albert. M. de anim. XXXV. p. 668. Dagegen iſt c. CXLIV. geradezu erfunden und myſtiſch.

Cap. CXLVI. allerdings aus August. de civit. Dei. L. LI. c. 4. und nacherzählt im Dial. creatur. c. 79.

Cap. CXLVII. ſelbſterfundene Geſchichte, wenn ſie nicht auf irgend eine claſſiſche Tradition baſirt iſt.

Cap. CXLVIII. die bekannte Geſchichte vom Arion aus Gell. Noct. Att. XVI. 19., der ſie Herod. I. 23. nacherzählt.

Cap. CXLIX. iſt aus Valer. Max. VIII., 14., 4. genommen, wo der Mörder Hermocles heißt.

Cap. CL. hierzu kann man nur vergleichsweise Plin. H. N. II. 103. u. XXXI. 2. anführen.

Cap. CLI. sonderbare Beschreibung von der Ansteckung des Aussatzes nach Art der Syphilis: dabei wie gewöhnlich fabelhafte Einwirkung einer Schlange.

Cap. CLII. könnten vielleicht die Begebenheiten des Clonymus, des Sohnes des spartanischen Königs Cleomenes zum Grunde liegen.

Cap. CLIII. ist die bekannte Sage vom König Apollonius, über deren Verbreitung nachzusehen ist meine Allg. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 457 — 460.

Cap. CLIV. ist die bekannte Geschichte vom Bilde Christi zu Edessa, welche auch, jedoch nicht mit solchen Nebenumständen Euseb. H. E. I. 13. Evagr. IV. 27. Constantin. Prophyrog. de imagine Edess. u. A. erzählen s. a. Boissonnade Anecd. T. IV. p. 471. sq. Ueber den von ihm abgeblich geschriebenen Brief an den dortigen Toparchen Abgarus s. meine Allg. Lit. Gesch. Bd. I. 2. p. 884. Unser Cap. ist a. Gervas. Tilb. III. 26. p. 969.

Cap. CLV. ist gleichfalls aus Gervas. Tilbur. Otia. Imperial. III. 59. b. Leibnitz Script. Brunsw. T. I. p. 977. Eine ähnliche Geschichte theilt Swan T. II. p. 496. sq. mit aus W. Scott Marmion. Notes. p. 245. sq. Eine andere b. Temme Volkssag. Ostpreußens p. 79.

Cap. CLVI. ist die bekannte Geschichte der Entdeckung des Achilles bei der Deidamia durch Ulysses bei Apollod. III., 13., 7. und Hygin. fab. 96.

Cap. CLVII. findet sich auch in P. Alphonsi Disc. cleric. c. 8. und Cento nov. ant. nr. 50 (53) s. a. Schmidt zu P. Alphons. p. 120. sq.

Cap. CLVIII. sonderbare Vermischung der zwei Sagen von Pallas, dem Sohne Evanders, der Aeneas zu Hilfe gezogen war und von Turnus, dem Könige der Rutuler, getödtet ward (s. Virg. Aen. VIII. 104. sq.) und einem andern Pallas, dem Sohne des Tartarus und der Gäa,

welchen Minerva tödtete und deſſen Haut ſie umhing. (Apollod. III. 12.)

Cap. CLIX. ſoll zwar aus Joſephus genommen ſeyn, findet ſich aber dort nicht, vielmehr iſt nach Warton T. I. p. CLXXXV. dieſe ſonderbare Geſchichte aus einer Jüdiſchen Tradition bei Fabric. Codex Pseudepigr. Vet. Testam. T. I. p. 275. entlehnt. Die Geſchichte von dem Fangen der Affen durch bleierne Schuhe iſt bekannt (ſ. Aelian H. An. XVII. 25.).

Cap. CLX. iſt a. Gervas. Tilb. Dec. III. c. 57. p. 978. und ſpielt a. d. Schloſſe Espervel b. Arles. Einiges Aehnliche theilt Swan T. I. p. 501. sq. mit, ſo wie Dobeneck l. l. Bd. I. p. 28. sq.

Cap. CLXI. eine ſonderbare aus Gervaſius von Tilbury D. III. c. 60. p. 980. gezogene Sage, ebenſo Cap. CLXII. a. III. 66. p. 982., aber CLXIII., wo gar Alexander dem Großen ein Sohn angedichtet wird, ſcheint erfunden.

Cap. CLXIV. und CLXV. ſind ſelbſt erfunden und rein myſtiſch, eben ſo auch Cap. CLVI. vom Schachſpiel, welches hier mit ſeiner Moraliſation abgedruckt werden mußte, aber ſo viel mir bekannt, von Maßmanns Geſchichte des mittelalterlichen Schachſpiels. Quedlinb. 1839. 8. überſehen worden iſt.

Cap. CLXVII. dieſe Fabel, welche auch im Dial. creatur. c. 100. (hier auch aus Barlaam) ſteht, iſt aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 22. u. b. Boissonnad. Anecd. T. IV. p. 79.) genommen und hieraus in Caxton Golden Legend. f. CCCLXXXXII. u. Alphonsi Discipl. cleric. c. 23. übergegangen. Hieraus iſt das berühmte Altfranzöſiſche Lai de l'Oiselet (b. Barbazan T. III. p. 114. sq. u. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 26.) entſtanden. Die Grundlage iſt in den Fabeln des Bidpai (b. Loiseleur Deslongchamps hinter d. Mi. jours. p. 448. sq.) und in dem Anvari Soheyli (ſ. Livre

des Lumières p. 114.) enthalten cf. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 71. sq. Anderes b. Schmidt l. l p. 150. sq.

Cap. CLXVIII. iſt aus Barlaam et Josaphat (l. l. p. 31. und in Boissonnade Anecd. T. IV. p. 112.) Die Quelle iſt das IV. Capitel des Calilah ve Dimnah (bei Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 64. sq. und hinter ſ. Ausg. d. MI. jours p. 377. sq.)

Cap. CLIX. iſt offenbar die Geſchichte Solons zum Grunde gelegt.

Cap. CLXX. iſt aus der Lebensgeſchichte des Heil. Bernhard von Clairvaux genommen und ſteht in der Golden Legend. f. CCXVIII. (CCXXIX.): daraus bei Swan T. II. p. 514. sq.

Cap. CLXXI. iſt, wie es auch zu Anfange heißt, aus P. Alphons. Discipl. cler. c. 3. gezogen, darnach hat ſie auch Boccaccio in ſeinen Decameron. X. nr. 8. aufgenommen. Auch hier ſcheint die Quelle orientaliſch und zwar entweder bei Cazotte Fortſetzung der 1001 Nacht im Cabin. d Fées. T. XXXVIII. p. 162. sq. und Caussin de Perceval MI. Nuits. Paris 1806. 16. T. IX. p. 1. sq. und bei Hagen Ueberſ. der 1001 Nacht Bd. IX. p. 1. sq. in der Geſchichte Attafs oder d. Edelmüthigen, oder in den MI. jours. nr. CMLXXVI. sq. (bei Loiseleur Deslongchamps p. 257. sq.), in der Histoire de Nasiraddolé roi de Moussel, d'Abderrahmane, marchand de Bagdad et de la belle Zeyneb zu ſuchen. Ueber a. Bearbeit. ſ. Schmidt zu P. Alphons. p. 98. sq. u. Beitr. z. Geſch. d. rom. Poeſie p. 110. sq. u. Du Meril Hist. de la poes. Scand. p. 358. sq. Warton T. I. p. CLXXXVII. sq.

Cap. CLXXII. iſt die Geſchichte des Grafen Gui von Warwick, aus der einen Auszug mittheilt Swan T. II. p. 518 — 527. Ueber dieſen altengliſchen Roman ſ. meine Allgem. Lit. Geſch. B. III. 1. p. 255. sq.

Cap. CLXXIII. zu dieſer myſtiſchen Geſchichte vergleicht Warton T. I. p. CXC. den Matth. Paris. ed. Watts. p. 927., 40. und p. 751., 10.

Cap. CLXXIV. findet ſich auch bei P. Alphons. Disc. cleric. c. 7. Nach Swan T. II. p. 528. sq. iſt das Vorbild im Aeſop zu ſuchen (fab. 170.), allein auch hier müſſen wir uns in den Orient wenden und finden dort in den Fabeln des Bidpai (b. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 479. sq.) und dem Anwari Soheyli (ſ. Livre des Lumières p. 204.) die hierher gehörige Fabel vom Fuchſe und der Schlange. Eine andere Fabel des Indiſchen Fabelwerks Pantcha Tantra (trad. p. Dubois p. 49 — 54): Le Brame, le Crocodile l'Arbre, la Vache et le Renard hat dieſelbe Moral, ebenſo auch die 29ſte Erzählung im Tootinameh. Mehr bei Schmidt l. l. p. 118. sq.

Cap. CLXXV. iſt aus lauter einzelnen ſonderbaren Nachrichten bei Plinius und Mandeville componirt. Die erſte Notiz von den hundsköpfigen Menſchen iſt aus Herod. IV. 191. (ſ. Baehr. ad Ctesiam. p. 198. 320. Leemans ad Horapoll. I. 14. p. 196. sq. Cont. Turcs p. 355. und Plin. H. N. VII. 2. und Mandeville p. 196.; die zweite von den Einaugen, abgeſehen von den Cyclopen, aus Plin. VII. 2. VI. 30. und V. 8. und Mandeville p. 203.; die dritte aus Plin. l. l. und Mandeville p. 204. u. d. Contes Turcs. p. 361.; die vierte von den geruchliebenden Menſchen aus der Sage von den Aſtomen b. Plin. VII. 2. und Mandeville l. l. p. 205.; die fünfte von den Menſchen ohne Naſe b. Mandeville l. l. p 204.; die ſechſte von den Menſchen mit langen Naſen aus Mandeville p. 205.; die ſiebente von den wie Thiere gehenden Leuten aus Plin. VII. 2. und Mandeville l. l.; die achte von den Leuten mit Bocksfüßen aus Mandeville l. l. p. 274.; die neunte von den einbeinigen Leuten bei Mandeville l. l. p. 157. und Plin. VII. 2., wo ſie Sciopodes heißen; die zehnte von den Pyg-

näen aus Plin. H. N. VII. 2. Aelian. XV. 29. und Mandeville p. 205. 211.; die eilfte von den ſechsfingerigen Leuten aus Mandeville p. 206. und Plin. V. 8.; die zwölfte von den bärtigen Weibern bei Plin. VI. 30. und Gerv. III., 76. und die dreizehnte von den Menſchen mit Kranichgeſichtern aus d. Contes Turcs. b. Loiseleur Deslongchamps. MI. Jours p. 361. u. Mandeville p. 223. Ueberhaupt cf. B. de Xivrey Tradit. Teratol. p. 67 — 112.

Cap. CLXXVI. findet ſich nach Swan T. II. p. 338. angeblich in den Fabeln des Poggius (ed. 1648.); ich habe deſſen Facetiae (ed. Lond. 1798.) T. I. p. 42. verglichen, hier ſteht zwar die Geſchichte eines Meerungeheuers, allein es ſtimmt nicht mit der hier gegebenen Beſchreibung. Dagegen ſteht etwas Aehnliches bei Jul. Obsequens De prodig. c. 111. Die Geſchichte von der Schlange bezieht ſich doch wohl auf das, was Plin. H. N. VIII. 23. von der Jaculus genannten Schlange erzählt.

Cap. CLXXVII. iſt die ſonderbar verdrehte Geſchichte von der Eſther.

Cap. CLXXVIII. ſcheint ſelbſt erfunden und Schilderung irgend einer alten Tapetenſtickerei zu ſeyn.

Cap. CLXXIX. ſcheint aus irgend einer Homilie des bekannten Moraliſten Cäſarius genommen.

Cap. CLXXX. iſt aus Paul. Diacon. Hist. Longobard. V. c. 2., wo aber der Herzog Bertavidus und ſein getreuer Ritter Gemulfus heißt.

Cap. CLXXXI. ſ. oben zu cap. LXXXII.

Die aus der Grimmiſchen Handſchrift, den deutſchen Gestis und der engliſchen Redaction aufgenommenen Erzählungen.

Cap. I. die bekannte Geſchichte von Alexander und Diogenes a. Val. Max. IV. 3, 4.

Cap. II., III., V. völlig myſtiſch und ſelbſterfunden, ebenſo cap. IV. wahrſcheinlich aus einem alten Alexanderromane. Uebrigens iſt cap. V. ähnlich der Erzählung der lateiniſchen Gesta, wo die drei Söhne nach dem Leichname ihres Vaters ſchießen, cap. XLV.

Cap. VI. iſt ähnlich mit c. CXXIII. der lateiniſcher Gesta und aus dem Griechiſchen Συντίπας p. 29. genommen, ſ. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 100. sq.

Cap. VII. dieſe Geſchichte iſt offenbar, wiewohl zu Ende verändert, übergegangen aus P. Alphons. Discipl. cleric. c. XVII. Hieraus hat ſie dann Stainhöwel Eſop. Fabel III. Bl. 92. überſetzt, deſſen Auflöſung wir jedoch zum Vergleich mit der unſrigen, da ſie ganz nach Alphonsus gemacht iſt, hierher ſetzen wollen. Es heißt da ſo: „So ſprich ich das zu recht das alles das lauter Oel der fünf vollen Vas ſol abgelaſſen werden von den Heffen und ſoll darnach die Heffen gemeſſen werden. Darnach ſöllen die halb volle Vaſſ auch alſo abgelaſſen werden und die ſelben Heffen auch gemeſſen. Dann ſoll man merken ob die Heffen von den halb vollen Vaſſen den Heffen der volle Vaſſ geleich ſind. Und ſind ſy geleicher Maſſ, ſo iſt wol zu mercken, daß der Jüngling dz Oel gemyndert hat: iſt aber der halb volle Vaſſ Heffen nit mer dann halb ſovil als der vollen, ſo ſoll man den Knaben ſeiner Anklag unſchuldig ſagen.“ Dieſelbe Geſchichte hat Schmidt, wie er l. l. p. 138. ſagt, in der Regenburger Hdſchr. der Gesta Romanorum gefunden. Ein ähnliches Altfranzöſiſches Fabliau bei Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 62. sq. als Le jugement sur les barrils d'huile mis en depôt (aus Barbazan Fabl. T. II. p. 113. sq. Wahrſcheinlich liegt jedoch auch hier irgend ein orientaliſches Mährlein zum Grunde, wie das Urtheil des Ali Cogia vom Oliventopfe aus der 1001 Nacht (nr. 386. sq. Bd. IX. p. 55. sq. d. Hagenſch. U.).

Cap. VIII. iſt die gänzlich vereinfachte Geſchichte vom Octavianus, über welche nachzuſehen iſt meine Allg. Liter. Geſch. Bd. III. 1. p. 279. sq.

Cap. IX. findet ſich auch in der engliſchen Redaction, als cap. XVIII.

Cap. X. iſt die bekannte Erzählung, welche nach des Ser Giovanni Pecorone nr. IV. Shakespeare ſeinem Kaufmann von Venedig zum Grunde gelegt hat. Da ſie ſich auch in Herber's Dolopathos findet (b. Loiseleur Deslongchamps Essai T. II. p. 208. sq. cf. p. 127. sq.), ſo meint Loiseleur Deslongchamps p. 130. sq. daß ſie aus dieſem in die engliſchen Gesta übergegangen ſey: allein da ſie ſich, wie wir hier ſehen, auch hier findet, dürfte ſich nunmehro die Unterſuchung anders ſtellen. ſ. a. Simrock Quell. d. Shakeſp. Bd. III. p. 183—199.

Cap. XI. findet ſich ebenfalls in den engliſchen Gestis (ſ. oben p. 225. sq.)

Cap. XII. iſt ſelbſt erfunden und ſcheint am Ende abgebrochen. Aehnliches ſ. b. Grimm Anmerk. z. Kindermährchen Bd. III. 68. p. 121. sq.

Cap. XIII. iſt eine beſondere Redaction der ſieben weiſen Meiſter, über deren Quellen hinlänglich berichtet iſt von Keller in der Einleitung zu ſ. Ausg. des Roman des VII Sages. Tübing. 1836. 8. p. I — CCXLVI. und zum: Kaiſer Dyocletianus von dem Büheler. Quedlinburg 1841. p. 7 — 64., weshalb ich hier nur bemerke, daß ich darin nicht wieder gefunden habe (S. 186.) die Geſchichte von dem Diebe (dieſe iſt aus Aesop. fab. CLIX. ed. Furia, wo aber ſtatt des Vaters die Mutter vorkommt), von dem Ritter und der Schlange (S. 190. sq.) Unter der in letzter Geſchichte vorkommenden Spinne, welche den Tod bringt, iſt ohne Zweifel die Tarantel gemeint, der man ſolche Kräfte zuſchreibt (ſ. a. Plin. XXIX., 27., 11. sq.)

Cap. XIV. iſt aus Valer. Maxim. III., 3., 1.

Cap. XV. hängt weiter unten mit Cap. XXI. zu-

ſammen und iſt ebenfalls aus den ſieben weiſen Meiſtern gezogen.

Cap. XVI. iſt die bereits oben in den lateiniſchen Gest. c. 20. kurz erzählte Geſchichte. ſ. a. Dronke l. l. p. 113. sq.

Cap. XVIII. iſt eine ſonderbare Geſchichte, jedenfalls ſelbſt erfunden und zu Ende der Sage vom wilden Jäger ähnlich: ebenſo cap. XVII., welches nebenbei caſuiſtiſch iſt.

Cap. XIX. iſt faſt dieſelbe Geſchichte mit cap. XXVI. und völlig myſtiſch; ebenſo cap. XX., gleichfalls ſchon genannt (p. 166.), als cap. 81. d. Engl. Gesta.

Cap. XXI. iſt aus den ſieben weiſen Meiſtern ſ. Keller zu Kaiſer Dyocletianus p. 57. sq. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCIII. sq.

Cap. XXII. gleichfalls aus den ſieben weiſen Meiſtern ſ. Keller z. Diocletianus p. 61. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCXX. sq.

Cap. XXIII. und XXIV. völlig myſtiſch, cap. XXV. dieſelbe Erzählung mit cap. 39. der wahren Gesta, cap. XXVII. und XXVIII. beide völlig myſtiſch, nur daß letzteres übereinkommt mit den wahren lateiniſchen Gestis c. 46. Zu erſterem über die Quellen cf. Arist. de Mirabil. c. 127. 130. und Antig. Caryst. de Mir. c. 148. sq. und Gervas. Tilb. III. c. 124 — 129.

Cap. XXIX. aus Valer. Max. V., 4., 1. von der Pero, die ihren Vater Cimon mit der Milch ihrer Brüſte ernährte.

Cap. XXX. die bekannte, jedoch hier verdrehte Erzählung von den Sirenen aus Homer. Odyss. XII., p. 167. sq. ſ. a. Ger v. Tilb. III. 64. p. 981.

Die aus der engliſchen Redaction der Gesta Romanorum entlehnten Geſchichten.

Cap. I. enthält die bekannte Sage von der Liebe des Storches zu ſeinen Jungen, worüber Aelian. Hist. anim. III. 23. nachzuſehen iſt; ſ. a. Phile de animal. cap. VII. Hier iſt Gerv. Tilb. III. 104. die Quelle, wo der Wurm Tanir heißt.

Cap. II. iſt die bekannte Sage, welche des Shakespeare König Lear zum Grunde liegt, ſ. darüber Swan T. I. p. LXXV. Simrock Quell. d. Shakeſp. Bd. III. p. 269. sq. u. m. Lit. Geſch. Bd. III. 1. p. 99. sq.

Cap. III. ſcheint ſelbſt erfunden und iſt ähnlich mit cap. 88. der lateiniſchen Gesta.

Cap. IV. iſt von Sacchetti Novell. nr. IV. nachgeahmt. Viele Beiſpiele der Art, wo aber das Muſter aller, dieſe Stelle fehlt, ſ. b. Schmidt Taſchenb. Deutſch. Romanz. p. 83. sq. Grimm Kindermährchen Bd. III. d. 245. sq.

Cap. V. wahrſcheinlich ſelbſt erfunden.

Cap. VI. iſt aus einer Redaction der ſieben weiſen Meiſter genommen ſ. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 156. sq. Swan l. l. p. LXXX. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. R. T. III. p. 78. Douce T. I. p. 378. sq. Keller zu Kaiſer Dyocletian p. 61. und zu Rom. d. VII. Sages p. CCXXIII. sq.

Cap. VII. ſelbſt erfunden.

Cap. VIII. hat zu Anfange große Aehnlichkeit mit des Ritter Geoffroi de la Tour bekannten Löwenabenteuer, dann aber ſcheint es eine wirkliche Thatſache zu berichten. Nicht unwichtig iſt darin der Beweis, daß auch die Minſtrels die Stelle der Luſtigmacher und Gaukler betrieben, was man ſonſt gewöhnlich nur von den Jougleurs annimmt.

Cap. IX. iſt die oben in der lat. Gest. c. 101. ſich findende Geſchichte des Ganterus.

Cap. X. abermals eine Wunderquelle. Arist. Hist.

Anim. VI., 2., 9. erzählt ſchon vom Baden der Weibchen der Vögel nach dem Beiſchlafe. Die ganze Geſchichte ſoll aber eine Eigenthümlichkeit des Storches ſchildern. ſ. Swan T. II. p. 542. sq. Gleiches erzählt v. Schwan Gervas. Tilb. III. 96. p. 993.

Cap. IX. wahrſcheinlich ſelbſt erfunden und auf einer Volksſage beruhend, ebenſo cap. XII. theilweiſe myſtiſch, theils orientaliſches Gepräge tragend. Auch hier iſt die Geſchichte vom Androclus eingeflochten.

Cap. XIII. iſt theilweiſe myſtiſch, theilweiſe vermuthlich auf irgend ein wahres Ereigniß dieſer Art aus der roheſten Feudalzeit gegründet, welches in Ritson Collect. of old Ballads T. I. nr. 13. A warning piece of England or the fall of queen Elisabeth poetiſch bearbeitet iſt.

Cap. XIV. ſelbſt erfunden und abermals eine Probe von einem wunderbaren Steine, worunter man nach Marbod. de Lapid. c. 6. den Saphir zu verſtehen hat.

Cap. XV. iſt aus dem Arabiſchen Roman der ſieben Vizire entlehnt. ſ. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 287. sq. und Essai sur les fabl. Ind. p. 132. sq. Keller zu Kaiſer Dyocletianus p. 44. sq. Schmidt Taſchenb. Deutſch. Romanz. p. 191. sq. Auch nacherzählt im Dialog. creat. c. 120.

Cap. XVI. iſt die bekannte Geſchichte vom Darius aus Valer. Max. VII., 3., 2.

Cap. XVII. iſt die bekannte, von Shakespeare ſeinem Kaufmann von Venedig eingerückte Erzählung von den drei Käſtchen, die a. Boccaccio X. 1. nachahmte. ſ. Schmidt Beitr. p. 101. Simrock Quell. d. Shak. Bd. III. p. 201. sq.

---

*) Zu cap. 68. u. 91. u. 118. u. 119. d. lat. Gesta vergl. noch Grimm Kindermährchen Bd. III. p. 192. sq. 244. 206. sq. 191. sq.

Ueber den wahren Verfaſſer, den Zweck und die Ausgaben der Gesta Romanorum *).

Wenn irgend ein anonymes Werk des Mittelalters den Literarhiſtorikern und Bibliographen Schwierigkeiten in Bezug auf die Ermittelung ſeines Urſprungs gemacht hat, ſo ſind es gewiß die Gesta Romanorum geweſen, ein Werk, welches nach Anfang der Buchdruckerkunſt ungeheuer oft gedruckt, in ſehr vielen Handſchriften verbreitet und in Jedermanns Händen geweſen zu ſeyn ſcheint, allein in den erſten Decennien nach der Reformation ſonderbarer Weiſe ganz in den Hintergrund gedrängt und in manchem ſeiner Exemplare vertilgt worden ſeyn mag, was die Seltenheit derſelben im Widerſpruche mit der großen Verbreitung deſſelben in früherer Zeit genugſam documentirt. Es ging dem Buche ſo, wie allen ähnlichen ſeiner Art, die donnernden, ſich lediglich nur an das Wort der Schrift haltenden, alle andern Parabeln zurückweiſenden Predigten der Reformatoren verdrängten die Predigtbücher und Exempelſammlungen des 14ten und 15ten Jahrhunderts, und wie dieſe blieben ſie lediglich nur noch Eigenthum und Lectüre der Klöſter, bis ihre Herrſchaft auch hier theils aus äußern,

*) Ich enthalte mich des kleinen mir zugemeſſenen Raumes wegen auch hier, wie bei den Anmerkungen, wo ich immer nur die erſte Quelle oder erſte Nachahmung mit Uebergehung aller weitern Verarbeitungen der einzelnen Sagen angeführt habe, alles unnützen Citatenapparats, führe daher S. 287. sq. bei der Aufzählung der den Gestis ähnlichen Schriften nur immer eine Ausgabe an, alles Weitere der Ausführung in meiner Allgem. Liter. Geſchichte überlaſſend. Ebenſo bleiben natürlich alle Unterſuchungen ꝛc. über die Handſchriften weg.

theils aus innern Gründen aufhörte und ſie in die ſtaubigen Fächer der Kloſterbibliotheken verwieſen wurden, wo ſie unberührt einer langen Ruhe genoſſen, bis die neuere Zeit, arm an originellen und wahrhaft poetiſchen Schöpfungen, ſie aus ihrer Vergeſſenheit wieder hervorrief und ihrem ſchmuckloſen, aber tiefſinnigen Inhalte Geſchmack abgewann. Worin der Reiz dieſes Buches liegt, läßt ſich ſchwerlich mit Worten angeben, es enthält nur kurze Erzählungen ohne allen redneriſchen Prunk, ohne den Putz weitläufiger Natur- und Menſchenſchilderungen, ohne lange Dialogen, ohne tragiſche Scenerie, kurz nichts von dem, was in unſern Tagen ein zur Unterhaltung beſtimmtes Werk enthalten ſoll, und doch müſſen dieſe kleinen, zuweilen kindiſch ſcheinenden Geſchichten Jeden anziehen, mag nun ihr Zauber in ihrer Naivität und Kindlichkeit, in ihrer frommen Einfalt oder zuweilen tiefſinnigen Myſtik liegen. Dieß iſt der Grund geweſen, warum eine Uebertragung dieſes Buches in unſere Mutterſprache wünſchenswerth erſchien, abgerechnet des hohen Interreſſes, welches daſſelbe als Quelle ſo mancher romantiſchen Fictionen des Mittelalters hat, und es es iſt daher hier nur noch übrig, ganz kurz, wie es der enge Raum dieſes Orts verſtattet, Einiges über ſeine Entſtehung hinzuzufügen.

Es iſt von Anbeginn des Chriſtenthums an Gewohnheit der Männer geweſen, welche andere Ungebildete in den Wahrheiten der Moral und Glaubenslehre deſſelben unterrichten wollten, ſich zur Erleichterung des Verſtändniſſes der Beiſpiele, Parabeln und Allegorieen zu bedienen, wie ſchon unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus gethan hat. Dieſe Sitte erhielt ſich die ganzen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, wie ſich aus den Schriften ſämmtlicher Kirchenlehrer, die Moral und Sittenlehre zur Aufgabe ihrer literariſchen Thätigkeit machten, ergiebt, und war, was man auch aus verkehrtem Parteihaß dagegen einwenden mag, eine

nützliche und heilbringende, indem sie bei dem ungebildeten Laien natürlich oft von weit durchgreifenderem Erfolge war, als es die schärfste Logik und Beredsamkeit ohne dieselbe gewesen seyn würde. Ein solches Beispiel findet sich bereits bei Vincent. Bellov. Spec. Hist. IV. 8., wo eine Aesopische Fabel als in eine Predigt verwebt vorkommt. Später scheint freilich diese Gewohnheit profane Beispiele in Homilien und Sermonen anzubringen, vorzüglich als seit den Kreuzzügen orientalische Fictionen nach Europa drangen, mehr und mehr überhand genommen zu haben, und so kam es denn, daß nicht blos eine große Anzahl von Predigern ihren Reden dergleichen Apologen und Parabeln einverleibten, sondern auch geradezu Beispielsammlungen zum Gebrauch derselben verfertigt wurden. Doch kann man alle diese Arbeiten in zwei Classen scheiden, nehmlich:

α) in solche Sammlungen von Beispielen, welche nur zum practischen Gebrauche für Prediger angelegt waren, und

β) in solche, welche eine unterhaltende und belehrende Privatlectüre der Mönche für sich oder zum Vorlesen in den Refectorien bestimmt waren.

In die erste Classe gehören nun offenbar die unter dem Namen des Discipuli bekannten Predigten Herolds [1]), die Summa praedicantium des Johann Bromyard [2]), die Sermonen des Guillelmus Hilacensis [3]), des Stephan

1) Johannes Herolt lebte um 1470 zu Basel, s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169. Warton T. I., p. CCIV. sq. seine (Discipuli) Sermones de Sanctis et tempore cum exemplorum promtuario ac miraculis B. Virginis. s. l. et a. Hagen. 1512. fol. — 2) Professor der Theologie zu Cambridge † 1410. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 166. sq. Seine Summa praedicatorum s. l. et a. fol. — 3) Ein englischer Prediger und Minorit um 1469. (s. Pitseus de Scr. Angl. p. 856.) Seine Sermones in orationem dominicam. Paris. 1494. 12.

Baron [4]), und der spätern französischen Kanzelredner Menot [5]), Maillard [6]), Raulin [7]), Ferrerius [8]), Pierre de Bovet [9]) u. A., zu denen man auch den bekannten Barletta [10]) rechnen kann. In die zweite gehören des Petrus Berchorius Reductorium morale [11]), des Thomas von Cantimpré Apiarius [12]), das Speculum exemplorum [13]), der Dialogus creaturarum [14]), die Gesta Romanorum, die Legenda aurea [15]), die Moralisationen

4) Minorit unter Heinrich VIII. in England (s. Dodice T. II. p. 342.). Seine Sermones quadragesimales. Wynkyn de Worde s. l. et a. fol. Paris. s. a. fol. — 5) Michel Menot, Capuziner und Prediger † 1518 zu Paris, aber bereits unter Ludwig XI. thätig. Seine Sermones quadragesimales olim (1518.) Turonis declamat. Paris 1519. 1525. 8. — 6) Olivier Maillard, Doctor der Sorbonne, berühmter Theolog und Prediger zu Paris, 1502 b. Toulouse verstorben. Sermones. Lugd. 1503. fol. — 7) Johannes Raulin aus Toul und 1415 als Reformator des Benedictinerordens gestorben. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 171.). Sermones de adventu (Lugd. 1519. 4.), Serm. quadragesimales (Paris 1523. 4.), Sermon. de festivitatibus Sanctorum (Paris 1524. 4.) und Itinerarium paradisi complectens sermon. de poenitentia (Venet. 1585. 4.). — 8) Vincentus Ferreri aus Valencia † 1416 als Hauptstifter der Geißelfahrten. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 85.). Conciones de tempore et sanctis Ulm. 1475. 8. Venet. 1600. 8. — 9) Petrus Bovinus, ein französischer Minorit schrieb: Sermones. Lugd. 1521. 4. — 10) Gabriel Barletta aus Aquino (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169.) schrieb Sermones per annum (Venet. 1470. Hagen. 1518. 8.) — 11) Ueber ihn s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 470. — 12) Ueber ihn s. Fabric. Bibl. Med. Lat. T. VI. p. 694. sq. Liber qui inscribitur bonum universale de proprietatibus apum. s. l. et a. fol. Duaci 1597. 1605. 8. — 13) Speculum exemplorum ex diversis libris in unum laboriose collectum. Daventr. 1481. fol. Hagen. 1509. fol. s. Ebert Bd. II. nr. 21588. Freytag Anal. litt. p. 885. sq. — 14) Dialogus creaturarum optime moralizatus jucundis fabulis plenus et omni materiae morali applicabilis. Goudae 1480. fol. Paris 1510. 8. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 714. — 15) Des Jacobus a Voragine † 1298.

über Ovids Metamorphoses [16]), des Petrus Alphonſus Disciplina clericalis [17]), des Hugo v. Cerlton Parabolae und Brutarium [18]), des Hugues Farſit und Gautier de Coincy Contes devots [19]), des Robert Holcot Moralisationes historiarum (c. Thom. Aquin. Sup. Evangel. Paris. 1510. 8. [20]), des Johannes Nyder Formicarius (Argent. 1517. 4. Duaci 1602. 8. [21]) u. A., wiewohl auch dieſe den Predigern hin u. wieder als Beiſpielſammlung gedient haben mögen, da z. B. Schelhorn Amoen. Eccles. T. I. p. 807. v. einer Hdſchr. d. Gesta Rom. v. 1499, die er beſaß, erzählt, daß an dem Rande der einzelnen Erzählungen von ihren früheren Beſitzern bemerkt ſey, wann ſie dieſelben in ihre Predigten aufgenommen hätten. Freilich mag allerdings vorzüglich von den herumziehenden Predigern der Dominicaner und Capuziner hier wohl des Guten zu viel gethan worden ſeyn, ſonſt hätte Erasmus in ſeinem Laus stultitiae. Basil. 1780. 8. p. 261. nicht ſagen können: „Hic mihi stultam aliquam et indoctam fabulam ex speculo opinor historali aut Gestis Romanorum in medium adferunt et eandem interpretantur allegorice, tropologice et anagogice.“ Dieß war der Grund, warum auch das Volk zuletzt den Geſchmack an ſolchen Predigten verlor, zumal da ſich leider manche dieſer öffentlichen Redner durch unanſtändige Erzählungen beinahe bis zu Poſſenreißern erniedrigten und die Würde ihres Amtes und ihre Aufgabe gänzlich verkannten. In Italien blieb indeſſen dieſe Sitte bis auf die neueſte Zeit, und Grosley Observat. on Italy. T. II. p. 108. erzählt (nach Douce T. II. p. 343.) ſelbſt

---

Historia Lombard. oder Legenda aurea. Ueber ihn u. d. Ausg. ſ. meine Allgem. Lit. Geſch. Bd. II. 2. p. 445. sq. u. Melang. tir. d'une gr. Bibl. T. IV. p. 152. sq. — 16) ſ. darüber Douce T. II. p. 340. sq. — 17) ſ. meine Lit. Geſch. Bd. II. 2. p. 717. sq. — 18—19) ſ. meine Lit. Geſch. Bd. II. 3. p. 463. sq. Douce T. II. p. 339. sq. 343. sq. — 20—21) ſ. m. Lit. Geſch. Bd. II. p. 304. 103. 145.

noch ein Beiſpiel davon. Allerdings gehörte ein ziemlich richtiger Takt dazu, aus einer leider, wie im Specul. Exemplorum, theilweiſe ganz ohne Auswahl zuſammengeſetzten Sammlung von Beiſpielen immer das Richtige zu treffen und nicht durch unpaſſende Wahl ſeinem Zwecke ſelbſt Eintrag zu thun. Dieß konnte jedoch in den ältern Arbeiten dieſer Art, wie eben die Gesta, die Disciplina clericalis u. a. dergl. ſind, nicht geſchehen, und daher die weitere und häufigere Verbreitung derſelben.

Die Wichtigkeit des Buches hat nun aber Veranlaſſung gegeben, eine Unterſuchung anzuſtellen, wer denn der eigentliche Verfaſſer deſſelben ſeyn möge, und man hat ſich daher bisher begnügt, da alle nähern Angaben oder Hinweiſungen theils im Buche ſelbſt, theils bei andern Schriftſtellern, welche ſie citiren, zu fehlen ſchienen, nach Warton History of Engl. poetry T. I. p. CC. sq. (ed. I. p. LXXXVI.) den Petrus Berchorius als den Verfaſſer derſelben anzuſehen. Dazu iſt aber kein anderer Grund vorhanden geweſen, als daß Salomon Glaß, der bekannte Theolog, in ſeiner 1623 geſchriebenen Philologia Sacra (ed. III. Frcft. et Hamburg 1653. 4.) L. II. P. I. Tract. II. Sect. III. Artic. VIII. p. 312. bemerkt hat: „Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius, Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro, Gesta Romanorum, nec non Legendas Patrum, aliasque aniles fabulas, allegorice ac mystice exposuit.“ Außerdem hat Warton, da er merkte, wie bag im Ganzen ſein Anhaltepunct ſey, da doch eigentlich dieſes Citat auf gar nichts Reellen beruht, noch folgende innere Gründe beigebracht:

α) Aehnlichkeit des Reductorium super bibliam und der Gesta im Inhalte.

β) Aehnlichkeit des Titels *).

*) Nur ſcheinbar, denn wenn auch einige Handſchr. zu Anfange d. W. Reductorium enthalten, ſo iſt doch dieſes Wort vom Ende derſelben durch die Abſchreiber vorgenommen worden, da es

γ) Wiederfinden von vier Geſchichten der Gesta in des Berchorius Repertorium morale, nehmlich aus den Gest. c. 158. die Geſchichte vom Pallas = Repert. XIV. 49. f. 643., wo aber eine Chronica citirt und die Auffindung unter Heinrich II. geſetzt iſt; die Geſchichte von dem unterirdiſchen Palaſt, Gest. c. CVII. = Repert. XIV. 72. f. 689., wo Guilielmus Malmesbur. als Gewährsmann citirt iſt, die Geſchichte von dem Engliſchen Ritter c. CLV. der Gesta = Repert. XIV. f. 690., wo Gervasius Tilburiensis als Quelle genannt wird, und endlich Gest. c. LXI. von dem wunderbaren Horn = Repert. l. l. f. 610. gleichfalls nach Gervas. Tilbur. Hierbei iſt auch hier jedesmal eine Moralisatio mit den Anfangsworten Cariſſimi, wie in d. Gest. beigefügt.

δ) Daß Berchorius auch hdſchr. hinterlaſſen hat: einen Commentarius moralis s. Allegoriae in libros quindecim Ovidii Metamorphoseon (ſ. Oudin Comment. de script. eccl. T. III. p. 1064.) und

ε) daß er in ſeinem Diction. Moral. P. III. Vol. II. f. 274. ſich auf ſeine Ueberſetzung des Livius ins Franzöſiſche (über dieſe ſ. Paulin Paris Manuscr. franc. de la bibl. du Rai T. II. p. 285 — 293. 1. p. 32 — 39.) beruft, wozu man noch fügen kann

ζ) gemeinſchaftliche Citate aus Plinius, Seneca, Solinus und Gervaſius,

η) übereinſtimmende Lebenszeit beider Autoren. Denn Petrus Berchorius ſtarb als Prior einer Benedictinerabtei 1362 zu Paris, und der jüngſte in der Gest. Rom. citirte Schriftſteller (cap. 145.) iſt Albertus Stadensis, wie Swan u. Warton glauben, nicht, ſondern A. d. Große † 1280.,

daſelbſt zuweilen heißt: ex gestis Romanorum recollectorium oder reductorium. Uebrigens findet ſich der Titel Gesta Romanorum bereits in den älteſten Hdſchr., z. B. in einem Wolfenbüttler Mſcr. a. d. 15ten Jhdt. Cod. August. Q. 14. 5. ſ. a. Montfaucon Bibl. mss. T. I. p. 17. nr. 172.

weshalb Tyrwhitt's zu Chaucer Canterb. Tales T. IV. p. 331. gemachte Vermuthung, daß die Gesta Romanorum ins 12te oder Anfang des 13ten Jahrhunderts fallen, ſich von ſelbſt erledigt.

Nichts deſtoweniger hat aber trotz dieſen anſcheinend wichtigen Gründen bereits Douce Illustr. of Shakespeare T. II. p. 351. sq. denſelben folgende andere entgegengeſtellt:

α) es konnte ein anderer Schriftſteller dem Berchorius, oder umgekehrt Berchorius dem Verfaſſer der Gesta nachahmen;

β) die vier bei Berchorius vorkommenden Geſchichten aus den Gest. Rom. ſind anders erzählt und anders moraliſirt. Ich füge noch hinzu, daß ja auch andere Schriftſteller von einander Geſchichten entlehnen, ebenſo der Dialogus Creaturarum aus den Gestis, und es darum noch Niemandem eingefallen iſt, erſtern für ein Werk des Verfaſſers des letztern anzuſehen;

γ) der Name des Berchorius findet ſich in keiner Hdſchr. als Verfaſſer der Gesta angegeben.

δ) Berchorius gedenkt dieſer ſeiner angeblichen Arbeit weder in der Vorrede zum Reductorium noch zu ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung des Livius (ſ. P. Paris l. l. T. I. p. 33.);

ε) es finden ſich durchaus keine Gallicismen in den Gestis. (ſ. aber unten p. 302.)

ζ) werden häufig deutſche Quellen erwähnt, Cäſarius, Albertus Magnus, ſelbſt Gervaſius von Tilbury ſchrieben in Deutſchland, (was jedoch gegen Berchorius nichts beweiſen würde). Aber auch von England iſt oft die Rede z. B. c. 154. 155. 161. 162. 172.

η) in der Moralisatio zu cap. 144. findet ſich in den meiſten Ausgaben ein deutſches Sprichwort (p. 225. l. 10. ed. Keller heißt es: „vulgariter der weuel will fliegen hohe als der are, aquila“. In meiner Ausg. dagegen s. l. (Norimberg) 1494. 8. f. LXXX. col. b.

„Tercium corabola vulgariter die schnock z vil flyegen also hoch als der adler. Ideo etc.“) und c. 142. finden ſich deutſche Hundenamen: **Richer, Emuleym, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egofyn, Beamis** und **Reuelin**, wozu in der **Moralisatio** noch ein **Belyn** kommt.

3) Die älteſten Ausgaben der **Gesta** ſind in Deutſchland gemacht. Ich füge hinzu, daß

1) Conrad v. Ammenhuſen ſchon 1357. viele Geſchichten aus d. **Gestis** in ſ. Schachzabelbuch aufnahm (ſ. Maßmann G. d. Schachſp. p. 109.)

Man ſieht demnach, daß ſich auch gegen die innern Gründe Warton's Manches einwenden läßt, wenn man nur will, allein dem Schreiber dieſes ſcheint es aufbehalten zu ſeyn, zu zeigen, wie alle dieſe an ſich ſchon unnütz ſind, da die ganze Annahme Wartons über **Petrus Berchorius** nur auf einem Mißverſtändniß beruht. Offenbar hat der gelehrte Literarhiſtoriker die Worte des **Glassius** ganz falſch verſtanden und den Gebrauch des **necnon** ganz überſehen. Denn was kann denn jene Stelle: „**Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius, Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro Gesta Romanorum, necnon Legendas Patrum, aliasque aniles fabulas allegorice ac mystice exposuit.**“ anders bedeuten, als:

„in dieſem Studium zeichnete ſich auch ein gewiſſer Petrus Berchorius aus Poitou, eine Benedictiner, aus, der in einem beſondern Buche die Thaten der Römer, ſo wie die Legenden der Väter, und andere dergleichen Ammenmährchen allegoriſch und myſtiſch erklärt hat.“

Denn erſtlich muß ſich **necnon**, das hier doch wie überall = et, etiam iſt, auf etwas ſchon Vorausgegangenes beziehen, was gerade zu unmöglich iſt, wenn man **Gesta Romanorum** als Appoſition zu **peculiari libro** anſieht, wo es dann gar keinen Sinn hat und überflüſſig iſt, zweitens hätte Glaſſius in dieſem Falle entweder geſagt **libro, gestis Romanorum**, oder **libro de gestis Romanorum**,

und drittens iſt ja eben jenes liber peculiaris ſein Rectorium super bibliam, das ihm doch auf alle Fälle eher eine Stelle unter den Schrifterklärern ſichert, als jene Gesta romanorum, die dem Glaſſius doch auf alle Fälle hier viel ferner lagen, wenn jener ſie auch wirklich verfaßt hätte, und ein Buch ſind, welches nur ganz entfernt einige Bibelſtellen zu erklären ſucht. Die Urſache des ganzen Mißverſtändniſſes iſt offenbar der Ausdruck „Gesta Romanorum“, deſſen ſich Glaſſius bedient hat; hätte er geſchrieben: res gestas Romanorum, ſo würde es auf jeden Fall Warton nicht eingefallen ſeyn, auf dieſe vage Notiz hin dieſes Buch dem Berchorius zuzuſchreiben. Umgedreht nennt unſere Gesta Neander Orb. terrae p. 47. wirklich Historia Romana.

Allein es iſt noch ein anderer eben ſo wichtiger Grund übrig dieſe Annahme von uns zu weiſen, nehmlich der, daß wirklich der Verfaſſer, oder vielmehr der Compilator dieſes Buches von einem Nachahmer der Gesta citirt wird und zwar von dem anonymen Verfaſſer des Dialogus creaturarum. Dieſer, der Mehreres aus ihnen entnommen hat, (ſ. o.unt. b. Anmerk.) ſpricht c. 68. dialogus de pigorda et alieto alſo:

„Habebant enim antiqui principes affectum erga inferiores sicut luculenter exprimitur in eorum gestis. Unde Elimandus in Gestis Romanorum narrat de trajano qui cum adscendisset ad bellum festinanter, quaedam vidua flebiliter occurrit dicens: obsecro, ut sanguinem filii mei innocentis perempti vindicare digneris. Cumque Trajanus, si sanus reverteretur, vindicare testaretur, vidua dixit: et quis mihi hoc praestabit, si tu in proelio interibis. Respondit, qui post me imperabit; cui vidua: et tibi quid proderit, si alter mihi justitiam fecerit? Et Trajanus: utique nihil. Cui vidua: nonne, ingnit, tibi melius est, ut tu mihi justiciam facias et per hoc mercedem accipias, quam alteri hanc transmittas. Tunc Trajanus pie-

tate commotus de equo descendit et innocentis sanguinem vindicavit. Idem dum quidam filius Trojani per urbem equitando nimis lascive discurreret, filium cujusdam viduae interemit. Quod cum Trajano vidua lacrimabiliter exponeret, ipsum suum filium, qui hoc fecerat, viduae loco filii sui defuncti tradidit et magnifice ipsum dotavit.“

Offenbar wird hier der Verfaſſer unſeres Buchs Elimandus genannt und würde nur der Einwurf gemacht werden können, daß dieſe Geſchichte in unſern Gestis nicht mehr vorkomme, allein:

α) werden nicht blos in dieſem Dialog. creatur. mehrere Geſchichten aus den Gestis citirt, die man jetzt vergeblich darin ſuchen würde, (z. B. c. 38. heißt es: Legitur in Gestis Romanorum quod Augustus cesar minimi cibi erat, panem et pisciculos minutos et caseum bubulinum manu pressum et ficus appetebat vescebaturque quocunque loco et tempore, quodcunque stomachus desiderasset. Et non solum continentia gulae vigebat in viris, sed etiam in feminis solita fuit, ne in aliquod dedecus prolaberentur: quia vicina sunt sibi venter et genitalia. Dicit Augustinus: venter mare aestuans cito despumat in libidinem.“ — c. 64.: „Prout de libertate Titi imperatoris scribitur in Gestis romanorum, qui statuerat, ne accidentem ad eum postulandi gratia sine spe habendi dimitterent. Et interrogantibus amicis suis cum plura polliceretur, quam praestare posset, respondit que, ideo quia non oportet quemquam a sermone principis tristem discedere. Item legitur de Trajano in Gestis Romanorum quod cum arguerent eum amici, quod in omnes ultra quam imperatorem deceret, esset communis, scilicet de condescendendo omnibus, respondit Trajanus, se velle esse ad omnes talem, qualem quisque optasset eum

invenire), ſondern auch anderwärts, wie z. B. Chaucer ſeine Man of lawes tale aus denſelben genommen zu haben geſteht, indem er ſagt (Works ed. Urry p. 49. und bei Anderson British Poets. T. I. p. 50.): In the old Romane gestes men my find Maurices life, i here it not in mind, obgleich wir heut zu Tage dieſe alte Quelle des engliſchen verſificirten Romans Emare (ſ. darüber meine Allgem. Lit. Geſch. Bd. III. 1., p. 284. sq.) nicht mehr darin entdecken können.

β) als findet ſich auch gerade dieſe unter des Climandus Namen citirte Geſchichte in dem Buche, aus welchem mehrere andere Erzählungen in die Gesta übergegangen ſind, nehmlich im Dolopathos (in den Extraits p. 225. sq.), wie ſich aus der Analyſe v. Loiseleur Deslongchamps Essai a. a. O. p. 131. sq. ergeben wird: Il y eut jadis à Rome un roi puissant, qui attaqué par ses ennemis, assembla tous ses vasseaux et se mit en marche pour defendre ses états. Il était accompagné de son jeune fils qui chevauchait, ayant un autour sur le poing. L'armée passa devant la maison d'une femme veuve et très pauvre; elle n'avait qu'un fils qui le nourrissait de son labeur. Ce dernier possédait une seule poule, qu'il aimait beaucoup. Le fils du roi ayant aperçu la poule qui cherchait sa pâture, lança son autour sur cette proie qui fut bientôt saisie par l'oiseau carnassier. Le fils de la veuve craignant pour la vie de sa poule, tua l'autour. Le fils du roi en fut tellement irrité, qu'il tira son épée et fendit la tête au fils de la veuve. Celli-ci voyant son enfant mort, courut près du roi et navré de la plus affreuse douleur, elle demanda vengeance: Je n'avais que lui, dit-elle, tu dois m'écouter. Le roi fut juste et débonnaire, il répondit: Je marche contre mes ennemis et j'ai dans ce moment beaucoup d'affaires; si tu veux atteindre mon

retour, je te promets une bonne justice. — Et si tu ne reviens pas, repliqua la veuve, qui me la fera? Mon successeur, dit le roi. Mais la veuve reprit: Il n'aura cure des malheurs advenus sous ton règne; rends-moi justice à l'instant; Dieu t'en saura gré, car je suis veuve et pauvre. Le roi s'arrêta donc et quand il sut que son fils était le coupable, il dit à la veuve: J'on fils était ton seul appuis, si tu veux, je te donnerai le mien ou je le condamnerai à mourir La veuve ayant réfléchie qu'en prenant la vie du jeune prince, elle ne rendrait pas son fils à l'existence, consentit à rester près du roi qui la combla de bienfaits.“

γ) ſtimmen die im Dial. creatur. aus den Gestis Rom. unter α citirten, aber jetzt nicht mehr in denſelben aufzufindenden Geſchichten ſo ganz mit der Faſſung und Haltung der noch vorhandenen, daß kein Zweifel ſeyn kann, daß ſie urſprünglich einer und derſelben Arbeit angehört haben.

Hieraus folgt, daß, da, wie ich oben bewieſen zu haben glaube, die ganze Annahme über des Berchorius Verfaſſerſchaft lediglich auf einem Mißverſtändniſſe beruht, wir bei dieſem Elimandus als Verfaſſer oder Compilator der Gesta ſtehen bleiben müſſen. Wer dieſer Mann geweſen iſt, wiſſen wir freilich nicht, allein vermuthlich war er ein Mönch und zwar entweder ein Deutſcher oder ein Engländer, wie ſich aus einigen Anglicismen, auf die ich gleich kommen werde, ergiebt. Man könnte jedoch ſeinen Namen Elimandus für corrumpirt aus Helinandus annehmen, umſomehr als auch dieſer im Dialog. Creatur. an einer andern Stelle citirt wird (Dial 62. heißt es: „ut narrat elynandus historiographus de Julio: qui cum de senatore creatus esset imperator et obsecrante senatu ut filium suum augustum cesarem secum nominaret, ait: sufficere numquid debet, ut ego ipse

invitus regnaverim, cum non meruerim? principatus enim non sanguini debetur sed meritis") und dieſe Stelle eben ſo fabelhaft klingt, als die übrigen aus den Gestis Rom., ebenſo die Geſchichte verdreht, wie dieſe, und endlich in ſeiner Chronica nicht vorkommt, alſo aus einem andern Buche deſſelben genommen worden ſeyn muß, endlich auch dem Helinand am Meiſten die Sammlung derartiger Mährchen und Legenden, ſo wie ſolcher fabelhafter Geſchichten zuzutrauen ſeyn dürfte, da er dergleichen ſogar eine Menge in ſeine Chronik eingerückt hat, allein dem widerſpräche nur, wenn cap. 145. Albertus Stadenſis citirt wäre, der bekanntlich ſeine Chronik 1256 abſchloß, indem Helinandus bereits 1227 ſtarb. Doch könnte man auch hier aus ı) p. 293. annehmen, daß eben dieſe Geſchichte erſt ſpäter interpolirt und hinzugefügt ſey, zumal da bekanntlich die älteſten Handſchriften und Ausgaben weit weniger Capitel enthalten (in der Ausg. v. 1473. nur 152), und müßte ſich dieſes durch ein Vergleichen derſelben, welches dem neuen Herausgeber, dem gelehrten H. Profeſſor Keller vorbehalten ſeyn dürfte, da es hier weder der Raum noch der Zweck dieſes Buches geſtattet, ermitteln laſſen. Es könnte zugleich cap. 97. mit als ein, wenn auch ſchwacher Beweis für ihn angeführt werden, wo der Verfaſſer ſich auf ein anderes Buch Chronica bezieht, welches das eigentliche Werk des Helinand ſeyn könnte. Dabei darf man jedoch nicht vergeſſen, daß erſtlich unſere Gesta, wie wir ſie jetzt vor uns haben, durchaus als eine Compilation, oder doch wenigſtens als ein mit mancherlei ſpätern Aggregaten, Zuſätzen und Interpolationen verſehenes Werk erſcheinen, denn c. 19., 35., 39. u. c. 95. iſt geradezu auf ein älteres Werk unter demſelben Titel durch das Citat: legitur in Gestis Romanorum hingewieſen, und zweitens nicht Albertus Stad. ſondern Magnus a. jen. St. gemeint iſt. Es würden ſich demnach folgende Punkte für den Urſprung des Buches feſtſtellen laſſen:

„der eigentliche Verfaſſer, wahrſcheinlich der Mönch Helinand, hat zwar ein ſolches Mährchen- und Legendenbuch unter dem Titel **Gesta Romanorum** abgefaßt, allein daſſelbe liegt jetzt in einer vielfach interpolirten und veränderten Geſtalt vor uns."

Dafür ſpricht aber:

α) die große Verſchiedenheit der Handſchriften und Ausgaben von einander, die ſich theils in den einzelnen Worten und Sätzen, theils aber auch in Hinzufügung oder Weglaſſung dieſer oder jener Geſchichte in einer oder der andern ausſpricht.

β) die angebliche Exiſtenz zweier von einander ganz unabhängigen Redactionen der **Gesta**, von denen die eine nur in einer in England vorhandenen engliſchen Ueberſetzung oder Verſion in 101 Capiteln vorliege (bekanntlich theilen **Douce T. II. p. 366 — 422.** und **Swan T. I. p. LIX. sq.** d. abweich. Geſch. mit.). Denn weit entfernt anzunehmen, daß dieſes wirklich zwei verſchiedene Werke ſind, glaube ich vielmehr, daß ſowohl die engliſche Redaction, als auch die deutſchen Geſta, mögen ſie nun in Verſen oder in Proſa verfaßt ſeyn, ſich eher dem urſprünglichen Originale nähern und aus dieſem überſetzt ſind, die lateiniſchen **Gesta** aber die meiſten Zuſätze erfahren haben, wenn auch auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß auf die beiden übrigen Redactionen das Buch der 7 weiſen Meiſter einen größern Einfluß ausgeübt hat. Daß übrigens die engliſchen **Gesta** gewiß keine bloße Nachahmung der lateiniſchen ſind, wie **Douce T. II. p. 363.** annimmt, folgt ſchon aus der Uebereinſtimmung von beinahe fünf Sechstheilen derſelben mit andern Erzählungen der lateiniſchen und deutſchen **Gesta**, ſo daß, wenn man jene für eine bloße Nachahmung der lateiniſchen erklären wollte, daſſelbe auch von den deutſchen **Gestis** geſagt werden müßte, die auch theils eine Partie anderer in den lateiniſchen nicht vorhandenen Erzählungen enthal-

ten, theils einzelne anders erzählen, theils endlich, was vorzüglich bei den aus der Grimmſchen Handſchrift mitgetheilten der Fall iſt, wieder mit mehreren der engliſchen Redaction eigenthümlichen Erzählungen ſtimmen, alſo wieder für eine Nachahmung dieſer oder umgekehrt angeſehen werden müßten. Darum ſcheint mir auch **Dunlop Hist. of fiction. T. II. p. 142 — 152.** das Richtige getroffen zu haben, der die engliſche Redaction nicht für eine Nachahmung, ſondern nur für eine kürzere Redaction des lateiniſchen Werkes erklärt (ſ. a. **Dibdin Decam. T. I. p. CCI. sq.**).

Es bleibt nur noch übrig einige Worte übei die Latinität dieſes Buches zu ſagen, weil **Douce** a. a. O. hieraus auf das Vaterlnd des Verfaſſers ſchließen zu können gemeint hat, da auf eine ſonderbare Notiz bei **Reifenberg Introd. zu Ph. Mouskes. T. I. p. CLXXXII.** „**L'auteur du Renard contrefait, posterieur à l'an 1341 Martin Franc, qui au XVe siècle rima le Champion des dames et les Gesta Romanorum etc.**“ aus Mangel an weitern Beweiſen doch wohl nichts zu geben ſeyn dürfte, wenn ſich ſeine Autorſchaft nicht vielleicht gar nur entweder auf eine verſificirte oder proſaiſche Ueberſetzung derſelben in franzöſiſcher Sprache beziehen ſoll. Der ganze Styl des Buchs iſt ein höchſt erbärmliches Mönchslatein, bei welchem jedoch noch folgende Eigenheiten, die ich aus einer Menge von Beiſpielen auswähle, hervortreten:

1) Faſt immer iſt die deutſche Partikel „daß, damit“ durch **quod** überſetzt, von **ut** finden ſich dagegen nur wenig Beiſpiele, z. B. c. 66., 80., 119. Hier könnte man nun an einen Gallicismus, entſtanden durch die falſche Verſion der Abſichtspartikel **que** denken, zumal da ſich auch keine Beiſpiele vom **Accus. c. Infinitivo** vorfinden, gerade wie im Franzöſiſchen und Deutſchen, welcher letztern Sprache auch Conſtructionen wie c. 12. „**In tantum quod vide-**

batur ei, nisi sitim extingueret, moreretur"; c. 92.: et dixerunt: si occideretur masculus, vir moreretur; et si occideretur serpens femella, uxor moreretur; c. 150.: Plinius narrat, quod sit quaedam terra etc; c. 151.: ei proposuit quomodo in lepram incurreret si eam cognosceret, offenbar entnommen ſind. Uebrigens ſteht auch oft z. B. c. 60. und c. 80 zu Anfange, wie im Franzöſiſchen beim Gebrauch des Imparfait in der oratio obliqua der Indicativus, wo nach dem Deutſchen und Lateiniſchen der Conjunctivus geſetzt werden ſollte.

2) ſind offenbar Germanismen: c. 1.: currebat post eam; c. 13.: habeo tibi aliqua secreta dicere; c. 56. quidam princeps erat, qui multum delectabatur venari und domine deus; c. 57.: morte mori; c. 60.: habilis in currendo und ludere cum pila; c. 65.: rex semel de una civitate in aliam transitum fecerat; c. 66.: foras exivit und sedebat in platea juxta istud: in sudore vultus tui; c. 71.: robustus in corpore; c. 72.: si securus essem quod; c. 76.: de quacunque infirmitate curabant; c. 78.: cum quo pulchram prolem habebat; c. 79.: si — circa collum domini mei pedes ponerem; c. 80.: ad quandam aquam veniebant — pro tunc mortem non meruit; c. 119.: cordam permitte descendere.

3) Anglicismen c. 4.: in virum habere; c. 7.: in haeredem accipere; c. 29.: pro lege statuit; c. 28.: mitte pro illo juvene; ſo auch c. 81.: miserunt pro milite; c. 69.: carpentarius; c. 75.: quas tribus ducibus maritavit; c. 76.: respiciens a longe; c. 80.: lecti ornati pro angelo et eremita; c. 115.: foresta; ebenſo 119. u. applausum ei fecit; c. 124.: a quo feudatus erat; c. 132.: physicus; c. 146.: galea.

4) Gallicismen: c. 6.: der Gebrauch von quando (= quand) in: quando prius dixisti; c. 10.: fecit fieri

duos annulos; c. 13.: per brachium eam accipit; c. 54.: Imperator Fridericus unam portam marmoream construxit; c. 56.: in mensa collocari fecit; c. 73.: solidus; c. 76.: super mensam posuit; c. 80.: miles omnia necessaria propter Dei amorem ei dedit et non habuit nisi etc. — ad Deum vos recommendo; c. 118.: interrogavit si aliquis fidelis ibi maneret; c. 59. ribaldus.

Man wird alſo hieraus erkennen, daß es unmöglich iſt aus den hier und da vorkommenden Idiotismen auf ein beſtimmtes Vaterland des Verfaſſers zu ſchließen, wenn allerdings auch die meiſten Stellen und Conſtructionen auf Deutſchland als ſolches hinweiſen, um ſo mehr als die oben p. 292. sq. mitgetheilten Stellen gerade dieſer Sprache angehören. Indeſſen könnten aber eben dieſe ſo verſchieden vorkommenden Gallicismen, Anglicismen und Germanismen für meine oben geäußerte Vermuthung hinſichtlich der Interpolation und Ergänzung der alten Gesta in verſchiedenen Ländern ſprechen, zumal da auch die Moralisationes oft ganz verſchieden in den Handſchriften ausſehen und von ganz verſchiedenen Leuten gemacht zu ſeyn ſcheinen, wie es z. B. c. 156. vom Schachſpiele der Fall iſt, wo die Texte ganz von einander abweichen, da hier gerade dem Vorleſer oder Erklärer der meiſte Spielraum gelaſſen war, wie denn auch oben p. 292. sq. in dem mitgetheilten Deutſchen Sprichworte, wie man ſieht, eine bedeutende Variante vorliegt. Endlich ſpricht noch der Umſtand dafür, daß die engliſchen Gesta gar keine Moraliſation haben, woraus man ſieht, daß dieſelben dort mehr zur erbaulichen Unterhaltung als zur myſtiſchen Exempelſammlung dienen ſollten, was ſich dort recht gut durch die zeitiger als bei uns auftauchenden Vorläufer der Reformation erklären läßt. Aus dieſem Grunde ſind ſie auch von mir bei dieſer Ueberſetzung weggelaſſen worden. Schließlich bemerke ich noch, daß die ſonderbaren Verdrehungen von antiken Namen und hiſtoriſchen Ereigniſſen nicht nothwendig für ein Zeichen der Unwiſſenheit ihres Compilators zu halten ſind, ſondern

theils den Abſchreibern gehören mögen, theils vielleicht abſichtlich vorgenommen ſind, um alte Begebenheiten dem gläubigen Laien mehr mundrecht und ſchmackhaft zu machen, theils endlich wirklich im Munde des Volks, aus dem doch die meiſten Erzählungen recipirt zu ſeyn ſcheinen, alſo verändert und beinahe nicht mehr wieder zu erkennen herumgetragen wurden. Ebenſo iſt es mit den Citaten, die ſich oft nicht mehr wiederfinden laſſen: hier gilt daſſelbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters ſagen kann, ſie citirten entweder nach ſchlechten Handſchriften, wie z. B. den Plinius, oder hatten wirklich antike Schriften vor ſich, die jetzt verloren ſind, oder citirten abſichtlich falſch, um ihren Berichten durch den Namen eines tüchtigen Gewährsmanns mehr Gewicht zu geben. Letzteres war endlich gewiß der Fall in Bezug auf den Titel, denn obgleich **Warton T. I. p. CXLII. sq.** mehrere ältere Arbeiten anzieht, die den Namen **Gesta Romanorum** führen, ſo ſcheint es mir doch ausgemacht, daß man unter dem Namen der Geſchichte der Römer, eines Volkes, welches auch im Mittelalter noch Intereſſe genug erregte, um es wünſchenswerth zu machen, ſeine Geſchichte und Thaten kennen zu lernen, myſtiſche und den katholiſchen Glauben unterſtützen ſollende Erzählungen unter die Geiſtlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten wollte.

Aeltere Unterſuchungen, durch die aber die unſrigen nicht gefördert wurden und die ſich mehr auf den Inhalt der **Gesta** beziehen, finden ſich bei **Schelhorn Amoen. Eccles. T. II. p. 796. sq.** Götze Samml. auserleſ. Kanzelred. Magdeb. 1570. Bd. I. Vorr. p. 21 — 40. Schuler Geſch. d. Geſchmacks in Predigt. Bd. I. p. 32. sq. Gemeiner Nachr. v. d. Regensburg. Stadtbibl. p. 184. sq. Dronke Beitr. z. Bibliographie. Coblenz 1837. H. I. p. 113—115. Gervinus Geſch. d. deutſch. Nat. Poeſ. Bd. II. p. 166. sq. Leſſing Werke Bd. XXVII. p. 58. u. Leben Bd III. p. 127—130. Eſchenburg Shakeſpeare Bd. XIII. p. 404. u. Neu. Liter. Anzeig. 1807. p. 139. sq. Koch Compend. II. p. 273.

Ausgaben und Ueberſetzungen.

A. Ausgaben.

Ex gestis romanoꝝ hystorie nōbiles: de vitijs vtutibusqꝫ tractātes; cū applicacōnib9 moralizatis ⁊ misticis. Incipiunt feliciter. s. l. et a. (Colon. Ul. Zell. 1472.) fol. goth.

169 Bl. in 2 Col. m. 36 Zeil. ohne Cuſt. Sign. und Seitenz. Der Text ſchließt Bl. 159b. Col. 1.: Laus Deo. Dann 10. Bl. Regiſt., welches Bl. 169a. Col. 2 endet: Explicit Tabula. Es fehlt c. 137. u. auf c. 136. folgt gleich 138., ſteht aber wie ſchon Dronke Beitr. z. Bibliogr. H. I., p. 30. bemerkt, zwiſchen c. 163. und 164. cf. Dibdin Bibl. Spencer. T. III., p. 340. Allg. Lit. Zeitung. 1825. Bd. I., p. 229. Panzer T. I. p. 333. 479. Catal. bibl. Heber. T. I. p. 164. nr. 3158. Enthält 181 Geſchichten (Dresden.)

Incipiunt historiae notabiles atque magis principales collectae ex gestis Romanorum et quibusdam aliis nobilibus gestis, cum moralizacionibus eorundem. s. l. et a. (Ultraj. Ketelaer de Leempt. 1473.) fol. goth.

125 Bl. mit 32 auslauf. Zeilen ohne Signatur, Cuſtoden und Seitenzahl. Enthält 151 Geſchichten, und ihr Text weicht von den gewöhnl. Ausg., die 181 Geſchichten enthalten, häufig ab, ſ. Panzer T. III., p. 548, 16. IV. p. 134. 557. (Dresden.)

Ex gestis romanorum historiae notabiles de uiciis virtutibusqꝫ tractantes, cum applicationibus moralisatis ⁊ misticis Incipiunt feliciter. Lovan. J. de Westphalia. s. a. 4. goth. (1480.)

258 ungez. Bl. (das erſte und 242r oder hh 8 weiß) mit d. Sign. a—kk, mit 30 auslauf. Zeilen beginnt Bl. 2a m. obig. Titel, in 3 Zeilen Bl. 241a iſt die

Schlußſchrift: Gesta romanoruꝫ cū quibusdā aliis historiis eisdē annexis. ad moralitates dilucide reducta hic finē hñt Que (diligenter correctis alioꝝ uiciis) impressit Johannes de Westfalia. Alma i universitate Louaniensi. Bl. 242 iſt weiß und Bl. 243—258 folgt e. Capitelverzeichniß u. ein alphabet. Regiſter. Einige Abweich. n. d. Utrecht. Ausg., ſonſt d. Straßb. Druck. ähnlich. Das Regiſt. = d. Ausg. von 1509. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. (Colon. Therhoernen) fol. goth.

In 2 Col. mit 38 Zeilen. Schließt auf der Stirnſeite des letzten Blattes: dientis ꝛc. Et sic est finis. Die Rückſeite iſt weiß ſ. Dibdin Aed. Althorp. T. II. p. 137.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

99 gez. Bl. in 2 Col. mit 49 Zeilen u. d. Signatur a—n. Die Typen gleichen d. v. Schoeffer. 181 Geſchichten. Die Schlußſchrift ſteht Bl. 92a Col. 2. ſ. Dibdin Decam. T. III. p. 148. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115 gez. Bl. Tabula in 2 Col. mit 44 Zeilen und d. Sign. a—q. (Wolfenbüttel.)

Gesta romanorum cū || applicationibus mo || ralisatis ꝛ misticis. s. l. et a. fol.

98. Bl. in 2 Col. und 50 u. 51 Zeilen, nach Hain Repert. Bibl. T. I. 2. p. 477. nr. 7739.

Gesta romanoꝝ. s. l. et a. fol.

101 Bl. 2 Col. u. 44—47 Zeilen ſ. Hain T. I. 2. p. 476. nr. 7740.

Gesta romanoꝝ cū || applicatiōibus mo || ralisatis ꝛ mysticis. s. l. et a. fol.

1 ungez. Bl., 93 gezählte Bl. und 6 ungez. Bl. Tab. in 2 Col. u. 51 Z. ſ. Hain l. l. nr. 7741.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115. ungez. Bl, in 2 Col. m. 46 Zeilen und den Sign. a — q. (Wolfenbüttel.) Die Moralisationen sind ohne das Werk Carissimi, das sich sonst überall findet. Straßburger Druck.

Gesta romanoꝝ cū applicatiōibus moralisatis ȝ mysticis. s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl., 93 gez. Bl. u. 6 Bl. Tabula, in 2 Col. mit 51 Zeilen u. d. Sign. a — o. 181 Cap. (Dresden.)

Gesta romanorum cū applicationibus moralisatis ȝ misticis s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl. und 91 gez. Bl. in 2 Col. m. 50 Zeilen u. d. Sign. a — n. 181 Cap. wie gewöhnlich (Dresden.)

Ex gestis Romanorum hystorie notabilis de vitiis virtutibusque, tractantis. cum applicacionibus moralizatis et misticis. Goudae. Ger. Leeu. 1480. fol. goth.

Erste datirte Ausg. In 2 Col. m. 37 Zeilen u. d. Sign. a — r. Zu Ende 10 Bl. Tabula. Falscher Titel aus dem gewöhnlichen Schlusse Recollectorium ex gestis romanorum bei de la Vallière Catal. T. III., p. 156.; unrichtig im zweiten Catal. v. Crevenna T. I. p. 173. ins J. 1481 gesetzt. s. Catal. Gudian. p. 328., 34. Panzer T. I. p. 443., 17. Dibdin Aedes Althorp. T. II. p. 173. (Göttingen.) Außerdem finden sich in dem Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. p. 132. nr. 1826. sq. noch zwei Ausgaben, eine: Colon. Ul. Zell. prope Lijs Kirchen. 148⅔ und die andere Colon. H. Quentell. 1485., beide in fol. notirt.

Presens hᵒ opus ex gestis romanorū qd feri recollectoriuȝ: cū plurib9 applicatis hystoriis: de vtutib9 ȝ vicijs mistice ad ıtellectū trāssumptis dei dono ı Hasselt finituȝ. Anno domini. M. cccc. lxxxı. P. B. fol. goth.

9 Bl. Tab., 1 weiß. Bl. u. 133 Bl. Text in 2 Col. m. Sign. a — r. s. Panzer T. I. p. 457., 2. Dibdin Bibl. Althorp. T. II. p. 138. Der Titel scheint mir vielmehr der Schluß zu seyn, denn er stimmt fast ganz mit dem d. A. v. 1493. s. a. Hain. nr. 7744.

Gesta romanoꝝ cū applicationibus moralisatis ac misticis. Zu Ende: **Anno nostre salutis MCCCCLXXX. VIII. Kalendas vero Februarii. XVIII. fol. goth.**

Titel. 93 gez. Bl. u. 6. Bl. alphabet. Tab. in 2 Col. mit 50 Zeilen u. d. Sign. a — o. Die Moralisationen beginnen mit **Carissimi.** 181 Cap. s. **Panzer T. IV. p. 45. 361. Straus Monum. p. 201. Gras. p. 102. Panzer T. IV. p. 23.** liest die Schlußschrift für 8 Kal. Febr. 1480: es muß aber heißen: 18 Kal. Febr. 1488. und = m. d. Ausg. d. **Panzer T. IV. p. 45. Douce** macht denselben Fehler. (Wolfenbüttel.) s. a. **Hain Repert. T. I., P. II. p. 478. sq. nr. 7745.** Diese Ausgabe wird im **Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. nr. 1828.** als **Argentor. Joh. Grüninger** citirt.

Gesta Romanorum cū applicationib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Argent.) in die S. Sixti. 1489. fol. goth.

Enthält 181 Cap. mit denf. Typen wie d. **Hist. Alex. M. Argent. 1489. fol.** s. **Panzer T. I. p. 39, 165. Hain. T. I., 2. p. 479. nr. 7746. Seemiller T. III. p. 132. Douce** führt unnöthig zwei Ausg. dieses Jahres an, eine ohne, die andere mit Druckort (**Argent.**). Die Ausg. **Goudae Leeu. 1490. fol.** ist wohl nur durch Druckfehler entstanden.

Gesta rhomanorum cū appliatōnib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die conversionis S. Pauli. 1493. fol. goth.

(In der Wien. und Dresd. Bibl.) s. **Panzer. T. IV. p. 59., 503. Hain nr. 7747.** 93 gez. Bl. in 2 Col. u. 46 Zeil. Sign. a — p. 8 Bl. Vorst. u. **Tabula.** Zu Ende: **Ex gestis rhomanorum cum pluribus applicatis hystoriis de virtutibus ꝛ vicijs mystice ad intellectum trāssumptis recollectorii finis.**

Gesta romanorum || cū applicatōib9 mo || ralisatis ac misticis. s. l. in die Sancti Adriani martyris. 1494. fol. goth.

8 Bl. Titel und Tab. u. 93 gez. Bl. in 2 Col. mit 46 Zeil. u. d. Sign. a — p. 181 Cap. **Panzer T. IV. p. 61., 526,** giebt noch eine A. in 4 an, so auch **Douce**, der auch noch eine dritte **Lovan. 1494** ohne Angabe des

Druckers und Formats anführt. Die in 4 beſitze ich, ſie iſt die folgende, weicht aber im Texte ſehr von den andern ab.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Nrberg. Koberger.) 1494. 4. in die S. Adriani martyris.

8 Bl. Vorſt. u. CXI. gez. Bl. zu Leipzig Univ.-Bibl. ſ. a. Helmſchrott Verzeichniß alter Druckdenkmale zum H. Mang in Füßen. Bd. I. p. 153. Hain nr. 7748.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die SS. martyrum Fabiani et Sebastiani. 1497. 4. goth.

8. Bl. Vorſt. u. 128. gez. Bl. in 2 Col. mit 43 Zeilen u. d. Sign. a — q. (Wolfenbüttel, Leipz. Univ.-Bibl., Göttingen.) ſ. Panzer. T. IV. p. 67., 602.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. Argentinae J. Knoblauch. 1497. 4.

ſ. Panzer T. I. p. 60., 327.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. I. Petit. Paris. 1499. 4. goth.

ſ. Panzer T. II. p. 331., 564.

Gesta rhomanorum || cū applicatōib9 mo || ralisatis ac misticis. s. l. et impr. in octavo epiphanice Domini. 1499. fol. goth.

In 2 Col. m. Sign. u. Seitenzahl. ſ. Panzer T. IV. p. 70., 641. Hain nr. 7751. Douce erwähnt n. e. Ausg. s. l. et typ. 1498. fol. Dieſe Ausg. wird i. d. Catal. of Dr. Kloss nr. 1829. Argent. Joh. Gruninger citirt. Leipz. Univ.-Bibl.

Gesta Romanorum. s. l. 1500. 12.

ſ. C. T. A. Hartmanns Bibl. Hamburg. 1830. 8. p. 19.

Gesta Romanorum. Paris. I. Petit. 1506. 8.

Douce erwähnt d. A., welche Panzer nicht hat (a. i. d. Catal. of the library of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. nr. 1605. p. 118.).

Gesta Rhomanorū cum explicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau. H. Gran. 20 Mart. 1508. fol. goth.

6 Bl. Vorst. u. 81 gez. Bl. in 2 Col. m. 51 Zeilen u. d. Sign. a—n. 181 Cap. (Wolfenbüttel.) Hiernach ist die Swansche Uebersetzung gemacht. s. T. II. p. 399.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. s. l. et typ. 1509. 8.

12 Bl. Vorst. (Tit. und Tab.) und 151 gez. Bl. Nicht sehr correct mit vielen falschen Ziffern im Register. Das 152ste Cap. ist im Zählen übersprungen und dafür das 154ste zweimal gezählt. 181 Cap. Straßb. Text (Wolfenbüttel.) Im Catal. bibl. Heber. T. I. p. 154. nr. 2952. heißt der Drucker Jehan Frelon.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. Paris. de Marnef. 1509. 8.

s. Catal. Hogm. p. 104. u. Douce, fehlt b. Panzer.

Gesta Romanorum etc. Venet. 1512. s. typogr. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1515. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Ex gestis Romanorum hystorie notabiles collecte de viciis virtutibusque tractantes cum applicationibus moralisatis et mysticis. Venet. G. de Busconihus. 26. Aeril. 1516. 8.

s. Panzer T. X. p. 44., 798b.

Gesta Rom. Paris. s. typ. 1517. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rhomanorum cum applicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau H. Gran. pridie Kal. Aug. 1517. fol.

ſ. Panzer T. IX. p. 469., 121b.

Gesta Rom. Venet. A. de Bindonis. 1520. 8.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Rouen. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitijs: una cum pluribus exemplis quibuscunque concionatoribus perquam necessariis ac longe utilissimis: summa cura hac editiõe recenter correcta: ꝛ a mẽdis (quibus scatebãt) perdiligẽter tersa: accessisse etiam nuperrime huic opusculo marginales adnotationes diligens lector facile cognoscet: que a priorib9 hoc signo + distincte sunt. Tabula alphabetica rerum scitu dignarũ in hujus libri principio posita est. Lugduni s. typogr. 1539. 8.

8 Bl. Vorſt. und 176 gez. Bl. 181 Cap. u. m. demſelben Text als d. Ausg. v. 1509, aber anderem und unvollſtänd. alphabet. Regiſter und überhaupt durch den compreſſen Druck unbequem. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitiis. Lugd. 1540. 8.

ſ. Bibl. Hohendorf. T. III. p. 105., beide vorherg. fehlen bei Douce.

Gesta Rom. etc. Lugd. s. typogr. 1555. 12.

bei Douce und im Catal. bibl. Panzer. T. I. p. 423. a. zu Regensburg.

Gesta Roman. etc. Lugd. Junt. 1558. 12.

s. Allg. Litt. Zeit. 1825. Bd. I. p. 229. Hier steht das 137ste Capitel de naturali benignitate Christi.

Gesta Romanorum. Herausgegeben v. Ad. Keller. Stuttgart 1842. 8. Bd. I. Text. (181 Gesch.)

B. Uebersetzungen.

α) Französische:

Le violier des hystoires Rommaines: moralisez sur les nobles gestes faicts vertueulx et anciennes chroniques de toutes nations de gens, fort récreatif et moral. Paris Ph. le Noir. s. a. 4.

bei **Douce**, der p. 360. meint, daß diese freie Uebersetzung, die 149 Geschichten enthält, und deren Verfasser unbekannt ist, von Gringoire herrühre, aber später sey als dessen **Fantaisies de mère sotte** (um 1516) worin 20 bis 30 Geschichten aus d. **Gest. Rom.** nebst d. Moralisationen von ihm, ohne das Original zu nennen, mitgetheilt sind. Hieraus ist auch: **De l'orgueil et présomption de l'empereur Jovinien, histoires extraites des gestes des Romains lequel fut déconnu de tout son peuple, par le vouloir de Dieu et apres remis en son empire, à dix-neuf personnages. Lyon Benoist Rigaud. 1584. 8.** s. du Verdier Bibl. Franc. T. IV. p. 562. sq.

Le violier des histoires romaines moralisées. Paris. I. de la Garde. 1521. fol. goth.

Nach **Mercier Suppl. de Marchand** p. 59. befand sich in der Abtei Jean des Vignes zu Soissons von dieser Ausgabe ein Exemplar auf Pergament, zu Paris keins. Eine Ausg. desselben Druckers von 1520 bei **Verdier Bibl. Franç. T. III. p. 566.** angeführt, ist wohl nur Druckfehler statt obiger A.

Le violier des hystoires romaines. Moralisez sur les nobles Gestes, faictz vertueulx et anciẽnes

Croniques de toutes natiõs de gẽs fort recreatif et moral. Nouvellement translate de latin en Frãcois. Paris. Ph. le Noir. 20. Septbr. 1525. 4. goth. mit Holzſchn.

4 Bl. Vorſt. u. 140 gez. Bl. m. d. Sign. a — G. ſ. Panzer T. VIII. p. 94., 1498. (Wolfenbüttel.)

Le violier etc. Paris. 1529. pour Denis Janot. 4.

bei Douce.

β) Engliſche.

Gesta Romanerum. London. Wynkyn de Worde s. a. 4. goth. m. Holzſchn.

164 Seiten m. d. Sign. A — O. nur 43 Geſchichten ſ. Retrospective Review 1820. T. II. p. 327. sq. und in Johnson Typograph. T. I. p. 386. sq., wo eine Geſchichte als Probe ſteht.

1577. Lond. Th. East.
1595. ib. 12. (enthält nur **43** Geſch.)
s. a. ib. R. Bishop. 12.
s. a. ib. Stansby. 12.
1648. Lond. R. Bishop. 12. (44 Geſch.)
1663. ib. I. B. for A. Crook. 12.
1668. ib. A. J. for A. Crook. 12. (44 Geſch.)
1672. ib. E. Crow oh for A. Crook. 12.
1689. ib. for Th. Balsett. 12. (44 Geſch.)

Sämmtlich nach d. engliſchen Handſchr. d. **Gesta Romanorum.**

1703. Gesta Romanorum: or forty five histories originally (as'tis sait) collected from the Roman records, with applications or morals for the suppressing vice and encoraging virtue and the love of God. Vol. I. newly and with cure trans-

lated from the latin edit. on printed a. D. 1514. London. 8.

Iſt die erſte Ueberſetzung der ächten **Gesta Remanorum**, wie die folgenden.

s. a. Lond. 18. (um 1710 mit 14 Geſchichten vermehrt, die aber den richtigen **Gestis** fremd ſind.)

1721. London. 18. (eben ſo viele enth., aber modernisirte Sprache. Der Herausgeber nennt ſich **A. B.**, vielleicht der Drucker **Bettesworth.**)

1824. Gesta Romanorum or Entertaining Moral Stories; Invented by the Monks as a Fire — Side Recreation and commonly applied in their discourses from the Pulpit. whence the most celebrated of our own Poets and Others from the earlist Times have extracted their Plots. Translated from the Latin with preliminary Observations and copious Notes by the Reverend Ch. Swan. Lond. 1824. II. Vol. 8.

ſ. d. Recenſ. im **Monthly Review** 1824. **T. II.**, p. 356. sq. 180 Geſch. und e. **Introduction T. I. p. V — CXLVIII.**, wo Auszüge aus den engliſchen **Gestis p. lix — Cxxxii.** eingerückt ſind.

γ) Deutſche:

Das buch Geſta Ro- || manorū. der römer. vō || den geſchichtē. vder ge- || ſchehen dingen gaiſt || lichen. vnd weltlichē. Augspurg. Hans Schobſer. **1498. fol.**

4 Bl. Vorſt. (Titel und Inhaltsanz.) und 128 gez. Bl. in 2 Col. m. 35 Zeilen u. d. Sign. a — q. iiij. Der Titel von 5 Zeilen iſt in Holz geſchnitten; 93 Geſchichten mit ihrer Moraliſation, aber in einer andern Ordnung als in den gedruckten Ausgaben. Nicht zu verwechſeln mit der gleichbetitelten erſten Ausgabe der **VII weiſen Meiſter.** (Wolfenbüttel.) ſ. Gemeiner Nachr. v.

d. Regensb. Stadtbibl. p. 184. sq. Panzer Deutsche Ann. I., p. 178. sq. Hain nr. 7753. Bibl. Heber. T. VI. p. 149. nr. 1949.

Die alten Römer. Sittliche Historien vnnd Zuchtgleichnissen der alten Römer .... Itzunt von newen kurtzlich vnd wol hierin zesammen verteutscht. Straßb. Jac. Kammerlander. 1538. fol. mit Holzschn.

4 Bl. Vorst., 87 gez. Bl. und 1 Bl. Druckerzeichen. Freie Bearbeitung, in der viel weggelassen und verändert, auch Bl. 45b — 79b die ganze Geschichte der VII weisen Meister eingerückt ist. (Wolfenbüttel.) Aus einer Züricher Hdschr. sind 12 Geschichten abgedr. v. Bodmer zu den Fabeln der Minnesänger p. 241 — 271. und drei Geschichten aus einer Dresdner Hdschr. von Klemm im Berlin. Gesellschafter. 1830. nr. 159 — 161.

Gesta Romanorum. Das ist der Roemer Tat. Herausgegeben v. A. Keller. Quedlinburg u. Leipzig. 1841. 8. (ist Bd. XXII. d. Bassesschen Bibl. d. Deutsch. National-Litt.)

aus e. Münch. Codex (cod. germ. monac. 54. fol.), herausgegeben und 111 Geschichten in Prosa enthaltend.

d) Niederländische:

Hier beghinnē ter erē goods | ende totter menschen lerin|ghe ende salicheyt | ner notabile i historien ghetoghen wten gesten | ofte croniken der romeynen trac|terende vñ roerēde van die doech|den ende | sondre ende die ghe=| moralizeert ende ghetoghen tot | enē gheesteliken sinne — zu Ende f. 240. Dit boek dat men hiet die gesten of | gheschieniſſe van romen is voleynt | ter goude in hollāt. by my gheraert | leeu Int iaer ons heren M. CCCC. |ende lxxxi. opten laetste dach vom | den april Lof heb god. fol.

Ueber d. A. s. Panzer T. I. p. 444., 24. Hain T. I. 2. p. 480. sq. Santander Cat. T. II. p. 21. zu Dresden

befindlich, wo aber das letzte Blatt 240. fehlt. Der Titel ist mit xylographischen Arabesken verziert, fängt aber gleich mit den Geschichten auf derselben Col. gleich unter dem Titel an: 2 Columnen und 35 Zeilen, enthält zwar scheinbar 182 Cap., allein das 180ste ist übersprungen und gleich 179. 181. fortgezählt; ohne Seitenzahl. m. d. Sign. a — eev. zu Ende; das 29sten Bl. ist blos auf der Stirnseite auf der ersten Col. und auf der zweiten mit 7 Zeilen bedruckt, die Rückseite ist weiß, auf dem 33sten ist ein Holzschnitt z. Cap. XX. a. Bl. 53. gleichfalls zu Cap. XLV., ebenso auf Bl. 86. zu Cap. LXXXI. Bl. 101. auf der Kehrseite nur 18 Zeilen auf der ersten Col., das Uebrige weiß, dann Bl. 111. Holzschnitt zu Cap. CIII., ebenso a. Bl. 121. zu Cap. CX.

Hier beginnen ter eren gods ende totter menschen leringue end salicheyt zeer notabile Hysstorien ghetogen uten gesten ofte croniken der Romeynen. Zwolle. Pt. van Os. 1484. fol. goth. m. Holzsch.

s. Panzer T. III. p. 567. 12. Catal. bibl. Roever. T. I., p. 126. Catal. bibl. Heber T. VI. p. 141. In d. Bibl. Huls. T. IV. 5., 63. heißt der Titel: Geschiedenisse van Romen.

Gesta Romanorum, Inhoudente zeer vreemde Exempelen en schoone en notable Historien der Romeynen. Antwerpen. Hendrick Eckert. 1512. fol.

s. Catal. bibl. Heber. T. XIII. p. 29. nr. 512.

Zusatz.

Cap. LXXIV. ist ziemlich gleichlautend aus Barlaam et Josaphat entnommen (s. d. Stelle b. Schmidt in d. Wien. Jahrb. 1824. Bd. XXVI. p. 38. sq.) und findet sich auch aus Ahmed Ben Arabschah übersetzt bei Cardonne Melang. de litt. orient. T. I. p 68. Schmidt l. l. p. 41. weißt nach, daß unser Cap. die Quelle ist von: Von dem größten Thoren, eine Mehre, im Renner. Frkft. a. M. 1549. f. 16. Schmidt ist auch noch zu vergl. ebd. p. 42. zu Cap. CXLIII.

Druck von Ernst Blochmann in Dresden.

Griechen, Römern, Syrern und Armeniern. Katechetik. Symbolik. Liturgik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Kritik. Lateinische, gothische, syrische, äthiopische, armenische und koptische Bibelübersetzung. Koptische Literatur. Homiletik. Celtische und deutsche Mythologie. Orientalische und gnostische Philosophie. Griechische und römische Philosophie. Mathematik bei den Griechen, Römern, Indern, Juden und Chinesen. Naturwissenschaften und Oekonomie. Griechische und römische Medicin. Geschichte bei den Juden, Armeniern und Chinesen, bei den Griechen und Römern. Geographie. Mythographie. Literatur- und Kunstgeschichte. Chronologie. Beredtsamkeit bei den Griechen, Römern und Armeniern. Epistolographie. Rechtswissenschaft. Zusätze. Wort- und Sachregister über Band I.

Gräße, Dr. J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Zweiter Band. Auch unter dem besonderen Titel: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier, Portugiesen, Slaven und der Völker der skandinavischen Halbinsel, vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Zerstörung des oströmischen Reiches. Erster Abtheilung erste Hälfte. gr. 8. 1839. 2½ Thlr.

Inhalt: III. Periode von 476 bis 1100 n. Chr. Allgemeine Einleitung. Quellenkunde und Charakteristik der hier vorkommenden Völker, der Juden, Araber, Perser, Inder, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Griechen, Engländer, Schottländer, Irländer, Niederländer, Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, Slaven, Ungarn und Deutschen. Theologie. Kirchengeschichte. Apologetik. Polemik gegen Ketzer und über Streitpuncte der christlichen Lehre. Dogmatik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Syrische, arabische, persische, georgische, slavische, angelsächsische und altdeutsche Bibelübersetzung. Liturgik. Katechetik. Armenische und syrische Theologie. Deutsche Theologie. Mohammedanismus, seine heiligen Bücher und Secten. Theologie der Druſen. Jüdische Theologie. Indische und persische Theologie. Poesie der Griechen. Lateinische Gedichte. Kirchenmusik. Angelsächsische, walisische, schottische und irische Poesie. Deutsche Poesie. Romanische Poesie der Waldenser. Slavische, jüdische und arabische Poesie. Orientalische Fabelwerke (Lokman, Bidpai, Syntipas, Mahrchen) und ihr Uebergang nach Europa. Persische Poesie. Zusätze

— — dessen zweiten Bandes erster Abtheilung zweite Hälfte. gr. 8. 1840. 2 Thlr.

Inhalt: III. Periode von 476 bis 1100 n. Chr. Philosophie der Araber und Griechen. Philosophie des Occidents. Scholastik. Mathematik der Araber, Juden, Chinesen, Griechen und der lateinischen Scribenten. Arabische und persische Chronologie. Naturwissenschaften und Oekonomie. Medicin der Araber, Perser, Juden und Griechen. Medicin im Occident. Botanik. Jurisprudenz bei den Griechen und im Abendlande. Kanonisches Recht. Lehen- und Staatsrecht. Orientalische Rechtskunde. Geschichte bei den Griechen, im Occidente, bei den Syrern und Samaritanern, bei den Arabern und Juden. Literaturgeschichte. Geographie. Philologie bei den Griechen, im Occident, bei den Arabern und in deutscher Sprache. Geschichte der classischen Studien in Griechenland, im Orient und im Occident. Zusätze. Wort- und Sachregister.

Gräße, Dr. J. G. Th. Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeſchichte aller bekannten Völker der Welt von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Auch unter dem beſonderen Titel: Lehrbuch einer Literärgeſchichte der berühmteſten Völker des Mittelalters, oder Geſchichte der Literatur der Araber, Armenier, Perſer, Türken, Syrer, Juden, Chineſen, Inder, Griechen, Italiener, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, Spanier, Portugieſen, Slaven und der Völker der ſkandinaviſchen Halbinſel, vom Untergange des weſtrömiſchen Reiches bis zur Zerſtörung des oſtrömiſchen Reiches. Zweiter Abtheilung erſte Hälfte. gr. 8. 1840. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Inhalt: IV. Periode von 1100 bis 1500 n. Chr. Einleitung. La bataille des sept arts. Theologie. Einleitung in dieſelbe und über die Bücher de tribus impostoribus und de imitatione Christi. Apologetik. Polemik. Viſionärs. Todtentänze und Sagen vom Antichriſt. Homiletik. Griechiſche Dogmatik. Büchervervote. Dogmatik des Abendlands. Liturgik. Moral. Exegetik und Hermeneutik. Bibelüberſetzungen in franzöſiſcher, italieniſcher, engliſcher, deutſcher, niederländiſcher, ſpaniſcher und ſlaviſcher Sprache. Kirchenhiſtoriker. Jüdiſche und arabiſche Theologie. Theologie der Syrer und Armenier. Zuſätze.

— — deſſen zweiten Bandes zweiter Abtheilung zweite Hälfte. gr. 8. 1841. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: IV. Periode von 1100 bis 1500 n. Chr. Mediciniſche Wiſſenſchaften im Abendlande. Zauberromane. Naturgeſchichte. Naturwiſſenſchaften. Medicin bei den Griechen, Juden, Arabern, Perſern und Armeniern. Ariſtoteliſche und Platoniſche Philoſophie im Abendland. Moralphiloſophie. Pädagogik. Staatsverwaltung im Abendlande. Philoſophie bei den Griechen, Arabern, Perſern, Juden, Armeniern, Slaven, Indiern und Chineſen. Rhetorik. Erfindung des Schießpulvers und Compaſſes. Reiſebeſchreibungen und Geographie. Landkarten. Mathematiſche Wiſſenſchaften. Malerei. Muſik und Kirchengeſang. Karten- und andere Spiele. Mathematik und Geographie bei den Griechen, Arabern, Perſern, Juden, Indern und Armeniern. Nordiſche Literatur und Dichtkunſt. Deutſche Poeſie. Engliſche, niederländiſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, portugieſiſche, ſlaviſche und lateiniſche Poeſie (mit Ausſchluß aller zu den Sagenkreiſen von Abtheilung III gehörigen Dichtungen). Orientaliſche Dichtkunſt. Wort- und Sachregiſter.

— — deſſen zweiten Bandes dritter Abtheilung erſte Hälfte. Auch unter dem Titel: Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters zum erſten Male hiſtoriſch entwickelt, kritiſch beleuchtet und in ihrem Zuſammenhange mit einander dargeſtellt. Ein Beitrag zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie des Mittelalters. gr. 8. 1842. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

— — deſſen zweiten Bandes dritter Abtheilung zweite Hälfte. gr. 8. 1842.

Inhalt: Geſchichte, Philologie, Jurisprudenz und Darſtellung der claſſiſchen Studien im Orient und Occident von 1100 bis 1500. Wort- und Sachregiſter.